Bauer 1659 sm/1

<36600150240019 S

<36600150240019

Bayer. Staatsbibliothek

Panorama von München.

Erster Theil.

24

Panorama

von

München.

Von

August Lewald.

Erster Theil.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1835.

WGt 164/60

Bavar. 1653 Sm/1

„Aber was ist der Zweck deines Reisens, mein Sohn?"
„Ei nun, würdiger Vater, diese Welt zu sehen, in der ich nun einmal lebe, und zu lernen, und weiser zu werden, das heißt glücklicher. Ich treibe es, wie die alten Philosophen der Griechen es trieben, ziehe umher, wie sie, zu den fremden Völkern, und lerne." — —

Zschokke,
ausgewählte Dichtungen 6. Theil.

Bayerische Staatsbibliothek München

BG

Standpunct.

Es gibt verschiedene Standpuncte die Dinge zu betrachten. Ein und daßelbe kann groß und unbedeutend, lang oder kurz, freundlich oder düster erscheinen. In neuerer Zeit hat kein Fremder ein anderes Urtheil über München gefällt, als ein mündliches; was gedruckt erschien, rührt von Einheimischen her, und es ist unnöthig ihren Standpunct zu beleuchten. Ich will den Meinigen angeben.

Es ist der, der vollkommensten Unabhängigkeit; mein freier Blick überschau'te viele große und kleine Städte, jahrelang übte ich mich darin das Eigenthümliche und Characteristische einer Jeden aufzufinden, und treu zu schildern.

In jüngster Zeit hat man hin und wieder gegen die sogenannten Reisememoiren geeifert, und findet es anmaßend, daß Reisende, nach einem sehr kurzen Aufenthalte, zwischen Zerstreuungen aller Art, die Linien hinzuzeichnen sich getrauen, die ein lebendiges Charactergemälde einer Stadt, oder eines Landes abgeben sollen. Diese Rüge wäre nicht immer grundlos, zu oft

aber wird sie durch gekränkte Eigenliebe veranlaßt. Ein ganz alltäglicher Reisender, ein Mensch, der zum ersten Mal die Heimath verläßt, der in Gewohnheiten gewiegt, sich in nichts recht zu finden weiß, fliegt mit dem Eilwagen durch ein Land, bleibt einige Tage in einer Stadt, die kaum dazu hinreichen die Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, und läßt seine Bemerkungen drucken. Natürlich ist es, daß die Besserunterrichteten darüber lachen, eben so natürlich aber auch, daß die Nichtunterrichteten betrogen werden. Dieß gibt den Einheimischen nun willkommene Waffen in die Hände, die ganze Reiseliteratur zu bekriegen. Wenn man sie hört, so sollte blos Einer aus ihrer Mitte im Stande seyn, die Sache aus dem rechten Gesichtspuncte zu schildern. Es wäre zu denken, daß eine solche Schilderung wohl auch interessant werden könnte, wenn der Verfasser sich einen freien Gesichtskreis zu schaffen im Stande wäre, und keine Rücksichten obwalten ließe. Wir besitzen einige schätzbare Werke dieser Art, die für Kundige, durch das ächt nationelle Colorit noch besondere Reize erhalten. Dieß sind aber große Seltenheiten. Gewöhnlich empfangen wir von sogenannten „vaterländischen Schriftstellern,“ die über ihre eigenen Angelegenheiten schreiben, keine Werke in der Art von Bulwer's „England und die Engländer.“ —

Ich war zwei Mal in München, während der letzten Regierungsjahre des vorigen Königs, und nach dem ersten Decennium der Regierung des jetzigen. Ich sah

zwei merkwürdige Epochen, die der vollkommensten Ruhe, den Nachglanz einer großen ruhmvollen Periode, einen guten milden Regenten, vom Glücke getragen ein langes Leben hindurch; wie ein guter Familienvater sein Haus bestellend, seine Töchter verheirathend, und von Festen und heitern Freuden umschwebt, nach einem Balle ermüdet eingeschlafen, seine Tage beschließen. Ich sah Eugen von Leuchtenberg sterben; die Herzogin mit ihren Kindern zu Fuße nach der Herzogspitalkirche wallfahrten; für die Armen die Pfänder im Leihhause auslösen; und dann den Leichenzug vom Fürsten Wrede angeführt, der den Sohn Napoleon's zur Gruft geleitete. Ich sah die Kapsel mit der Aufschrift: „das beste Herz," nach Altenötting abführen; sah des Königs Vögel, seine Kleider, Stöcke und Hüte verkaufen, und des Königs Degen vom Caffeewirth Findel erstehen, und dem städtischen Zeughause schenken. Ich las Platen's Ode auf die Thronbesteigung Ludwigs des Ersten, und sah die erste Ausgabe der Gedichte des neuen Königs. Ich habe, wie man sieht, in München Manches erlebt, und weiß es zu würdigen. Drei Jahre umfaßte dieser erste Aufenthalt in München. — Nach acht Jahren kehrte ich zurück. Die Glyptothek und die Isarbrücke standen fertig, und die andern Bauwerke waren im Entstehen. Ich sah mehre neue Grundsteine legen, malende Maler, Zimmerleute auf schwindelhohen Gerüsten; Einige davon herabfallen; ich sah des Königs feierlichen Empfang bei seiner Rückkehr aus Italien, kurz

nach dem Hambacher Feste; ich sah Verhaftungen und Verurtheilungen; Volkhart im zweifarbigen Zuchthaushabit, und seinen Defensor, mit der Narbe in der Unterkinnlade, von dem verfehlten Versuche sich das Leben zu nehmen; ich sah die griechischen Deputirten auf der Theresienwiese; die Abreise des Königs Otto; das Bankett bei der Vermählung der Erbgroßherzogin von Darmstadt; wohnte einer Sitzung des Cassationshofes und einer der Abgeordneten für 1834 bei. Dieser zweite Besuch beschränkte sich nur auf zwei Jahre. Ich habe aus allen diesen Vorgängen viel gelernt, wenn ich gleich nicht daraus Bilder zum Panorama schöpfte. —

Jetzt habe ich München wieder verlassen. — Um ein Panorama zu entwerfen muß man eine bedeutende Höhe besteigen, wo sich die Gegenstände im weiten Rundblicke, malerisch und interessant dem Auge darstellen. Für München wird von Kennern der St. Petersthurm vorgeschlagen. Von dort sieht man die Häuser, Thürme, Straßen, die Gärten, Auen, die Isarufer, den Fluß, die Höhen und die fernen Berge; es ist ein reizender Anblick. Auch Menschen sieht man, aber sie sind klein und unkenntlich; das Bild bleibt stumm, und was auch der Morgen oder Abend darin wechselnd beleuchten mag, im Wesentlichen immer unverändert. Solch ein Panorama aufzunehmen ist Vorwurf des Farbenmalers. Der Maler mit Worten muß eine andere Höhe, als die des Petersthurmes sich zum Ziele wählen, von wo er sein lebendes, sprechen-

des Rundbild entwerfen will. In München selbst wird schwerlich der rechte Punct für ihn zu finden seyn.

Voll von den Bildern des Münchener Treibens, beseelt von dem Wunsche es treu zu schildern, verließ ich München und wandte mich der herrlich großen Alpenwelt zu, die nach Süden hin, sich so lockend vor uns ausbreitet. Hier im Schooße der reinen Natur, abgeschieden von der Welt, auf einem einsamen Felsenschlosse, aus dessen Fenstern ich das köstliche Etschthal ganz beherrsche, suchte ich meine Phantasie auf München zurückzulenken, und wunderbarlich klar gestaltete sich Alles vor meinen Blicken. Eine fünfjährige Bekanntschaft wäre wohl im Stande gewesen den Consturen Sicherheit, den Staffagen Lebendigkeit, der Ausführung Wärme zu verleihen; der Contrast meiner jetzigen Umgebung mit den zu schildernden Gegenständen, könnte mich zu den richtigsten Farbentönen leiten, und dem Auge Helle und Schärfe geben. Der Versuch zeige, was ich zu erreichen vermochte. —

Man werfe mir, selbst da wo ich bitter tadle, nicht Abneigung für das Eine, nicht Vorliebe für das Andere vor. Alles was mich abstieß und anzog ist gleichweit entfernt von mir, und übt nicht mehr den verführerischen Reiz; mein Gemüth ist frei von jedem bestechenden Eindrucke; und engere Freundschaftsbande, so wie leicht geschlungene Bekanntschaften, feindselige Begegnung und unangenehme Erfahrungen, Alles sieht sich in dem Spiegel der Erinnerung Anders an, als

wenn man noch in steter Berührung begriffen, Lust und Freude, Verdruß und Kummer kostet.

Das Erstere gebiert enthusiastische Schilderungen, das Letztere gallichte, krankhafte Ergüsse. Beides wird in meinem Panorama nicht angetroffen werden; Beides gibt in jedem Betracht Unwahres. Meine Zuneigung begeisterte mich wohl nicht so überschwenglich, wie es vielleicht Mancher gewünscht; aber meine Abneigung verleitete mich auch nicht zu Ungerechtigkeiten. Das Härteste glaube ich über München's gesellschaftliche Formen gesagt zu haben; es ist aber deßungeachtet wahr und jeder Fremde, der länger dort verweilte, stimmt gewiß meinem Urtheile bei. Mit Verachtung sprach ich von einem gemeinen Treiben, das Nirgend so ausschließlich und in solchem Umfange, wie in München Statt findet, und auch Nirgend solchen Anhang hat. Es wäre Versündigung, wollte man es mit dem ohnedieß mißbrauchten Namen: Literarisches, benennen. Was ich über das junge, durch königliche Gnade geweckte Kunstleben sagte, wird wahrscheinlich den meisten Widerspruch finden. Ich liebe die Kunst und die Künstler, ließ mich aber dennoch nicht verleiten, Alles bereits Entstandene und im Werke Begriffene besinnungslos anzustaunen, um dann in die allgemeinsten Lobeserhebungen auszubrechen. Durch diese Uebertreibungen ist den Sachen im Auslande mehr geschadet als genützt worden, und ein Urtheil aus München, über Gegenstände heimischer Kunst, erregt, wenn es auch in

ganz anderm Sinne abgefaßt wurde, bei jedem Unbefangenen einen vorläufigen Zweifel. Mein Augenmerk war überdieß hauptsächlich nur darauf gerichtet: „welche Bedeutung können diese neugeschaffenen Kunstwerke für unsere Zeit haben? — welchen Einfluß üben sie auf Kunst und Künstler überhaupt? — welchen Rang wird ihnen wohl dereinst die Nachwelt einräumen, in der langen Reihe dieser Bestrebungen von den ältesten Zeiten her?“ — Eine Kritik einzelner Werke, eine Zergliederung derselben, so wie eine vollständige Aufzählung alles Geleisteten, wird vergeblich gesucht werden. Im Panorama zeigen sich nicht alle Gegenstände dem Auge, und von denen, die man erschaut, nicht alle gleich deutlich, das Betrachten von allen Seiten ist nicht gestattet, eben so wenig, wie das nahe Hinzutreten. Dennoch aber wird eine solche Rundschau nicht verschmäht, und ihr sinnreicher Erfinder, Herr Tielker in Moskau, speculirte ganz richtig auf den Geschmack seiner Zeitgenossen. Der Panorama-Maler bedarf indeß auch anderer Fähigkeiten und Eigenschaften, als der Miniatur- und Genre-Maler, und was der detaillirten Ausführung abgeht, ersetzt die richtige Auffassung eines großen Ganzen.

Als das Anziehendste erschien mir stets in München das Volksthümliche, das sich in größerer Reinheit bis jetzt dort erhalten hat, als in irgend einer andern der bedeutendern Städte Deutschlands. Alle Bestrebungen gehen aber darauf hin, es nach und nach zu verdrängen. Mein zweiter Besuch, nach

zehnjährigem Zwischenraum, zeigte mir dieses nur zu deutlich. Nichts was München aufgedrungen werden könnte, wird ihm in den Augen sinniger Fremden, jene verlorenen Reize ersetzen können; denn das Bestreben, München in anderer Hinsicht mit großen Hauptstädten wetteifern zu lassen, dürfte lange fruchtlos bleiben.

Obgleich ich nicht auf den Beifall vieler Bewohner Münchens zähle, so getraue ich mich dennoch vorauszusagen, daß das Panorama Einigen nicht mißfallen werde, auch bin ich eben so überzeugt, daß dem Einen Dieß und Das sehr zusagte, wenn nur das Eine und das Andere nicht auch dabei wäre. Dieses Gefallen und Mißfallen entspringt jedoch lediglich aus ganz individuellen Ansichten und persönlichen Beziehungen; ich habe jenes nie gesucht, dieses nie vermieden.

Der Fremde, der München schon besuchte, wird sich in meinem Panorama leicht zu recht finden, der es noch nicht kennt, wird manchen Aufschluß darin erhalten, den ihm kein Wegweiser, kein Fremdenführer gibt. Es wird ihm den rechten Gesichtspunct angeben, Münchens Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, von denen viele allerdings auch für Leute sehenswerth sind, die nicht blos die Welt durchziehen, um auf Sehenswürdigkeiten Jagd zu machen; eben so auch solchen eine nicht unangenehme Begleitung seyn, die beim Anblick bunter Farben und goldener Verzierungen, die allerdings nicht ohne Geschmack angebracht sind, nicht gleich wie kleine Kinder in die Hände

klatschen und rasend vor Freude werden. Daß dem Beamten, der viele Jahre in einem baierischen Landstädtchen saß, dem Studenten, der nie eine größere Stadt gesehen, die Herrlichkeiten Münchens anders erscheinen müssen, als Viele hier geschildert sind, liegt klar am Tage.

Ich wünschte alle meine Leser auf meinen Standpunct hinzaubern zu können, von dem sich jetzt München's Panorama meinen Blicken aufrollt. Ein anderer Maler ist dieß jedoch eben so wenig im Stande. Er begnügt sich zu sagen, daß sein Bild von dem oder jenem Thurme aufgenommen wurde. Der Beschauer steht aber nur auf einem ordinären Brettergerüste, unter einem zeltähnlichen Dache, und muß sich nun denken, er stünde auf dem Thurm, von dem er selbst gar nichts einmal sieht. —

Ich sitze aber auf dem alten, stattlichen, weißen Thurme, dem Ultenthale gegenüber, der auf dem „lebendigen Felsen" erbaut ist, von Hunderten der edelsten Kastanienbäume beschattet. Tief unten ranken sich Reben zu reichen Lauben, bis an die Ufer der Etsch, die durch den blühendsten Garten ihre Woge rollt. Und über mir wölbt sich der bewaldete Berg, von dem der Wasserfall stürzt, worin der Mond seine hellsten Strahlen wirft. Ich trinke die reine Luft der Höhe und über meine Umgebung hinweg schweift mein Blick; die Ferne öffnet sich ihm: ich sehe München. —

Ueberblick.

In einer, auf den ersten Blick, kahlen Gegend, in geradlinichter Ausdehnung, ohne Thore, Wälle oder Mauern, die nur noch an dem südwestlichen Ende unvollkommen angetroffen werden, mit Straßen, die auf ein Fortbauen in's Unendliche angelegt zu seyn scheinen, liegt die alte Hauptstadt Bayerns, und streckt als Wahrzeichen die dicken Zwillingsthürme zu U. L. F. weit hinaus, so daß der Reisende sie erblickt, wenn am Horizonte noch kein anderes Gebäude der Stadt sichtbar wird.

Die weite Ebene, durch nichts begränzt als den fernen, bläulichten Saum der Alpenkette gegen Süden, nach Norden sich in die langweiligste Unendlichkeit erstreckend, macht einen um so trübern Eindruck, je lieblicher oder malerischer die Gegenden waren, die man eben verlassen hat, um hieher zu reisen. Nähert man sich München von Salzburg, welche Erinnerungen bringt man mit aus dem romantischen Aigen und den zerrissenen Felsenriesen des Watsmann; kommt man vom Rheine, aus Schwaben, von Regensburg, welch' lieb-

lichen Höhen wanderte man da vorbei, welch' freundliche Flüße überschritt man? ist es endlich die Schweiz oder Tyrol, durch die der Reisende seinen Weg genommen, was wäre im Stande die Reize jener Natur aufzuwägen? — Durch weitläuftige Vorstädte, an palastähnlichen Gebäuden vorüber, die wie vom Zufall in bunter Unordnung hingeworfen zu seyn scheinen, fliegt man vorbei, und man ist bald im Mittelpuncte der Stadt ohne es zu wissen.

Hier gewinnt nun Alles ein anderes Ansehen. Vor dem Thore sah man einen griechischen Tempel, dessen Marmorfaçade sich aus dem Grün duftiger Akazien erhob, einen fensterreichen Palast im byzantinischen Geschmack, eine Villa im reinsten Style der Antike — hier ist man mit einem Male in's Mittelalter versetzt. Jedoch nicht in eine mittelalterliche Stadt, die überall Spuren der Macht und des Reichthums ihrer frühern Bewohner zur Schau trägt. Nicht sind es die kastellartigen, umthürmten Steinmassen Nürnberg's, nicht die wunderseltsamen Bauwerke der oberitalischen Städte, nicht Burgen und Klöster, wie sie manch andere Stadt uns aufbewahrt hat. Die alten Häuser sind nach dem Bedürfnisse modernisirt, so gut als es gehen wollte, und um ihnen jede Spur einer finstern Zeit zu rauben, mit hellen und freundlichen Farben angestrichen worden. Der hieraus entspringende Contrast fällt am meisten auf und gibt München das fremdartigste Ansehen.

Die Altstadt ist volkreich, dieß zeigt sich auf den

ersten Blick. Man sieht Leute aus allen Ständen vorübergehen, und in jenen Straßen, die zur königlichen Residenz und zum Theater führen, sind auch glänzende Equipagen nichts Seltenes. Dazwischen aber wandern, gemessenen Schrittes, vollständig armirt, paarweise die Gendarmen, nach allen Richtungen hin, und es kann nicht geläugnet werden, daß diese zahlreiche, heilige Hermandad, auf den Fremden keinen angenehmen Eindruck macht. —

Die Isar prangt nicht mit stolzen Masten und Wimpeln; unbemerkt, zwischen grünenden Hügeln und duftenden Gebüschen versteckt, stürzt sie über ihr kiesiges Bett, von den Schneegebirgen Tyrols herab, und rauscht an München vorüber, den Schwesterarmen der Donau zu. Ihre Uferhöhen, die vielen Wehre, die ungeduldige Schnelligkeit, die grüne Farbe, der frische Gebirgshauch endlich, den sie mit sich führt, Alles dieß gibt ihr einen nicht zu beschreibenden Grad von Anmuth und diese muntere Gebirgsbewohnerin, mit ihrer angeborenen, natürlichen Cokefterie, verleiht der nächsten Umgebung der Stadt, Leben und Reiz, die noch überdieß sich des Schattens duftiger Laubwälder zu erfreuen hat.

Mögen meilenweite, Seeschiffe tragende Ströme, die Pracht und Majestät großer Städte erhöhen; mögen Einige ihre seichten, vom Sande getrübten Flüsse mit Gondeln bevölkern; ein so eilig dahinstürzendes, traulich kosendes, an jedem im Wege liegenden Kiesel

schäkernd brandendes Gebirgsflüßchen, wie die muntere Isar, gewährt ganz eigene Lust.

Wir stehen auf ihrer Brücke und blicken nach den zackigen, blauen Felsen, denen sie entströmt; wir werfen unsern Blick auf die friedlichen, frommen Dorfschaften der Ufer, mit ihren weißen, einförmigen Thürmchen, womit ein Jedes prangt, und sehen es nur ungern, daß die prachtvollen Baumgruppen des englischen Gartens ihren Lauf unsern Augen entziehen.

Man söhnt sich bald mit Münchens etwas verrufener Gegend aus, die zwar nicht auf den ersten Blick pittoresk erscheint, doch stille Reize im Waldesgrün und am kiesigen Flußbette birgt. Die Stadt selbst zeigt sich eigentlich von keiner Seite in ihrem Glanze; man ahnet nicht, welche Prachtgebäude in ihr enthalten sind. Sie liegen nämlich Alle zerstreut und zum Theil versteckt auf der Fläche. Am großartigsten hätte sich die Idee, München zu verschönern, ausführen lassen, wenn man die Isarhöhe, Gasteig genannt, mit den Palästen à la Pitti und Byzanz, mit Glyptotheken, Pinakotheken, Basiliken und Kirchen, mit Gallerieen, Villen und Arcaden, bebaut haben würde. Von hier aus hätte sich die Herrlichkeit auf wirklich überraschende Weise präsentirt; die ohnedieß gewerbreiche und gut bevölkerte Isarvorstadt, würde das belebteste Volksviertel, mit Boutiquen, Café's, Restaurationen geworden seyn, und zahlreiche, schöne Brücken, hätten das prächtige Westend, mit der Altstadt verbunden.

Auf solche Weise hätte aber daran gedacht werden müssen ein Ganzes zu schaffen. Man würde die Vorstadt haben pflastern müssen und gehörig beleuchten, Brücken anlegen, terrassirte Gänge für die Fußgänger, gute Straßen für die Equipagen, um die Höhe des Gasteigs bequem zu befahren; dann aber wäre München eine schöne Stadt zu nennen gewesen.

Wie es jetzt beschaffen ist, so zeigen die Anlagen von einem weitaussehenden, jedoch unberechneten Plan. Um in seiner ganzen Ausdehnung ausgeführt zu werden, bedürfte es einer Bevölkerung, die für München niemals denkbar ist. Was herbeigezogen werden konnte, ist herbeigezogen worden, und die Einwohnerzahl ist in zehn Jahren um ein Drittheil gestiegen. Dieß scheint aber auch das Maximum zu seyn. München, ohne Handel, ohne Fabriken, in einem Winkel des Vaterlandes, am Fuße der Tyroler Berge gelegen, lediglich durch den Hofhalt des Königs von Baiern blühend, wird nie mit magnetischer Kraft fremde Ansiedler anziehen können. Die Kunst allein, die jetzt dort gepflegt wird, ist dieß auch nicht im Stande; und daher hat denn auch die Vergrößerungslust plötzlich nachgelassen, die Privatbauten sind eingestellt worden, und nicht selten trifft man auf solche, die schon den Einsturz drohen, ehe sie vollendet wurden.

Es ist in neuerer Zeit zu viel von Berufenen und Unberufenen über Münchens Kunstschätze, Baudenkmäler u. s. w. in die Welt geschickt worden. Es wäre ganz unzweckmäßig dieselbe Posaune an den Mund

zu setzen, um in die faden Schmeicheleien und übertriebenen Lobeserhebungen einzustimmen, womit das, was in diesen Bereichen geschehen, von allen Seiten umräuchert wird. Jeder Reisende kann sich leicht von der Vortrefflichkeit des Kellheimer Sandsteins und des Untersberger Marmors, von der Härte der hier gebrannten Ziegel, von der Unverwüstbarkeit des römischen Cements, von Klenze's sinnreichen Entwürfen, von Cornelius tiefgeschöpften Zeichnungen, von Enkaustik und Fresco, in sehr kurzer Zeit unterrichten und ein vollständiges Bild aller dieser Herrlichkeiten mit fortnehmen; dieß Alles ist todte Masse, kalt, fest, steinern, unwandelbar; wie man's heute sah, sieht man's Morgen wieder, die Sache steht da, und es kommt nur auf die Augen und die Stimmung des Eintretenden an, welchen Eindruck diese Dinge auf ihn machen sollen.

Sie sind in jedem Betrachte die hors d'oeuvres des Lebens für uns, denn sie haben einen großen Theil ihrer eigentlichen Bedeutung verloren. Die alte Kunst kann nicht mehr in Blut und Saft des Volkes übergehen. So wie uns der antike Sinn mangelt, womit der Grieche seinen Apoll betrachtete, so fehlt uns der mittelalterliche für unsere Madonna, die man nur anbetend bewunderte. Man nenne nun München „Neu-Athen," oder man sey seines mittelalterlichen Ursprungs von Mönchen eingedenk, weder Kunstsinn noch Frömmigkeit werden hier zur ächten Begeisterung, und trotz aller Bestrebungen und Kunstimpfungen, konnte nichts als

ein vergrößerter Dilettantismus und etwas mehr Lust am Sammeln erzielt werden, und die versuchten Frescomalereien in den Arcaden eines öffentlichen Spaziergangs, forderten schon mehre Male die Rohheit heraus, sie zu verderben und zu beschmutzen, wobei sich der Ungeschmack in seiner ganzen Blindheit zeigte, indem Rottmann's schönste Landschaften mit Italiens Sonne und von reinidyllischem Character zur Vernichtung erkoren wurden, während bei unvollkommenen Darstellungen aus der baierischen Geschichte, von geringem Kunstwerth, und nur von einer kargen, engherzigen, patriotischen Bedeutung, die freche, kunstschänderische Hand erbebte und vor der blau und weißen Wecke scheu den Blick senkte. Dieß mag als Maaßstab dienen, was uns in jetziger Zeit noch die Kunst seyn kann.

Wir haben mithin an den trockenen, und dabei emphatischen Beschreibungen mehr als genug, die bis jetzt geliefert wurden. Alle Dimensionen sind gemessen, die Tage der Grundsteinlegung sind vermerkt, Styl und Geschmack der Bauwerke dargethan, die Kosten und alle nähern Umstände enthüllt, dem Sinne gehuldigt, aus dem dieß Alles hervorgegangen, was wollen wir mehr? Pharaonenringe und Hieroglyphen gibt es hier nicht zu entziffern — tretet ein in die Hallen! Alles spricht hier deutlich und klar zu Euch! Alles dieß ist aus der großen und leidenschaftlichen Liebhaberei eines Einzelnen hervorgegangen. Keine Zeit, kein Bedürfniß spiegelt sich hier characteristisch wieder; es

war nur die Laune, die dieß Alles erschaffen hat. Griechisch, römisch, byzantinisch, altdeutsch, italienisch! Aller Zeiten Geschmack und Styl vereinigt, und Alles in zehn Jahren entstanden, und Alles daher so neu und glänzend und elegant, und Alles dabei so zweckmäßig diesen Verhältnissen angepaßt.

Wir wollen nunmehr das Geschlecht betrachten, welches unter diesen frischen Denkmalen wandelt, und indem wir uns der Zeit zuwenden, die sie entstehen sah, ihnen selbst einen flüchtigen Blick gönnen, um das Bild des heutigen Münchens, so weit es uns möglich, dadurch zu vervollständigen.

Der Bürger.

Ich spreche von jener Classe der Gesellschaft, die ein Handwerk, oder den kleinen Handel treibt. Leute, die von der alten Sitte nicht gern lassen, während Alles rings umher sich verändert. In München sind sie noch zahlreich genug und liefern dem Forscher ein Bild von sehr eigenthümlicher Färbung. Ein Münchener Bürger, der einigermaßen sein Auskommen hat, arbeitet wenig und lebt nur dem Vergnügen. Er überläßt seinen Gesellen die Arbeit, seiner Frau den Verkauf und die Wirthschaft. Er steht nicht zu früh auf und ißt mit seiner Frau die Morgensuppe, die bald aus Brod, bald aus geröstetem Mehle besteht, und durch Pfeffer sehr pikant gemacht wird, um zum Trunke zu reizen. — Sobald das Fleisch, das für den Mittag bestimmt ist, den ersten Grad der Eßbarkeit erlangt hat, was bei den Franzosen succulant benannt wird oder dans son jus; so wird ein gutes Stück heruntergeschnitten, und dem wackern Meister mit Senf zum Imbiß aufgetragen. Dieses Gericht wird „Schüsselfleisch“ benannt, und ist

sehr beliebt. Nachdem es eingenommen worden, nimmt der Meister Hut und Stock und begibt sich in's Weinhaus, um ein gehöriges Quantum Würzburger oder Ueberrheiner Weines zu sich zu nehmen. So nahet sich Essenszeit; zwölf Uhr. Der Meister begiebt sich nach Hause. Die Speisen, die alle Tage auf seinen Tisch kommen, können seinen Gaumen nicht mehr reizen. Es ist eine sogenannte eingekochte Suppe, eine Fleischbrühe mit irgend einer Art von Mehlteig, dann das Voressen: aus dem Kopfe, den Füßen oder den Eingeweiden des Kalbes bestehend, in sauerer Tunke, und endlich: das Rindfleisch, „altes Fleisch" genannt, mit Gemüse. Dieselbe Ordnung und dieselben Gerichte kehren alle Tage wieder. Nur der Fasttag macht eine Ausnahme, und der Feiertag. An dem Ersten wird die Fastensuppe, Knödel und Nudeln aufgetischt, an dem Letztern erscheint ein Kalbsbraten und Salat, und an den höchsten Feiertagen, den Kirchweihen, u. s. w. wohl noch ein Ragout in Pasteteuteig, welches das feierlichste und vornehmste Gericht ist, das wohl jemals auf der Tafel eines Münchener Bürgers erscheint.

Nach Tische wird ein kurzer Schlummer nicht verschmäht und dann im eigenen Einspänner oder zu Fuße, und wenn es das Gewerbe zuläßt, auch in Gesellschaft der Frau, eine weitere oder kürzere Promenade gemacht. Das copieuse Frühstück, das den Appetit vom Mittage verdrängte, ist jetzt verdaut, und man fühlt sich geneigt, Schinken, Käse oder Wurst zu

verzehren, und einige Gläser Bier dabei zu trinken. Dies nimmt den ganzen Nachmittag in Anspruch, und die fünfte Stunde, die sonst wohl erst zum Spaziergange einzuladen pflegt, fordert hier zur Heimkehr auf. Die Frau, wenn sie den Mann begleitete, wird nach Hause gebracht, und dieser stopft seine Pfeife von Neuem, pfeift seinem Hunde, und geht auf den Keller, um sein Bier zu trinken, und mit einem Stücke Kalbsbraten, oder einem gebratenen Huhn, die Reihe der täglichen Mahlzeiten auf eine würdige Weise zu beschließen. Der Winter macht hierin nur in so fern eine Abänderung, daß statt des Kellers am Abende, irgend ein Caffeehaus oder eine geschlossene Gesellschaft besucht werden.

Wenn man auf solche Weise den Mann nur selten im Hause antrifft, so ist es hingegen die Frau, die wie bei den Franzosen, dem Geschäfte vorsteht, die Rechnungen führt, den Verkauf besorgt, und vom Morgen bis Abend alle Hände voll zu thun hat. Dieß bringt dem Geschäfte nur Gewinn; denn während der Mann nicht sehr einnehmend in seinen Manieren ist, und von zuvorkommender Höflichkeit nichts wissen will; ist die Frau bemüht den Käufer durch Freundlichkeit anzuziehen, und mit einer Fülle von gutmüthiger Bereitwilligkeit, unermüdlich des kleinsten Gegenstandes wegen, zu unterhandeln. Nichts ist im Stande sie aus der Fassung zu bringen, mit immer lächelnden Mienen zeigt sie die Waare, ihre Forderung stimmt sie auf das Unglaublichste herab, und versichert dabei mit

so aufrichtigem Ausdrucke, keinen Gewinn zu haben, daß man es ihr glauben muß. Deßungeachtet ist sie beim Abschiede sehr höflich, und bittet zu wiederholtenmalen, doch ja wiederzukommen. In keiner andern Stadt habe ich diese Erfahrung gemacht. Anerkannt reiche Frauen benehmen sich gegen Leute, die ihnen für wenige Kreuzer abkaufen, mit einer zuvorkommenden Höflichkeit, die in Erstaunen setzt. Die Tracht dieser Frauen ist die bürgerliche; ihre vorzüglichste Zierde eine silberne „Kropfketten“ um den Hals, mit einem breiten „G'schloß,“ dessen Zweck wirklich ist, den werdenden Kropf zurückzudrängen und im Keime zu ersticken; und die Riegelhaube. Eine geringere Classe, oder ältere Frauen tragen die Pelzhaube von Fischotterfell, mit einem goldgestickten Deckel.

Die so sehr beliebte Riegelhaube, die besonders den jungen Münchnerinnen gar zierlich zu Gesichte steht, ist ein ganz eigenthümlicher Kopfputz, der mit keinem andern in Deutschland einige Aehnlichkeit zeigt. Das Häubchen ist flach, und hat einen mäßig gewölbten Deckel, etwa einen Zoll hoch, und nur so groß, um den Zopf, der oben auf dem Scheitel in ein Nest geschlungen wird, zu umfassen und zu bedecken. Das hintere Ende dieses Deckels ist in der Mitte aufgezogen, und durch eine Spange befestigt, so daß an jeder Seite eine kleine Spitze entsteht, die sich horizontal ausstreckt. Während nun das Häubchen auf dem Zopfe sitzt, stehen die beiden Spitzchen nach hinten, in freier Luft, und zwar wird die Riegelhaube so getragen, daß

man darunter das Haarnest deutlich sieht. Auch dieser provinzielle Kopfputz, der nur in München und seiner nächsten Umgebung angetroffen wird, ist indeß der Mode unterworfen, und hat im Laufe der Zeiten manche Veränderung erleiden zu müssen. Die älteste Form, die wir noch bei ganz alten Mütterchen, wiewohl selten antreffen, ist die sogenannte „Zughauben“ bedeutend größer, und mit einem ziemlich breiten Vorstoße angekraus'ter Spitzen versehen. Vor zehn Jahren noch würden die zierlichsten Bürgermädchen das Riegelhäubchen nicht anders aufgesetzt haben, als tief in den Nacken geschoben, wie es jetzt nur noch ältere Frauen tragen, während die junge Welt es, auf die beschriebene Weise, hoch droben, auf dem Zopfe schwebend, trägt. Auch erfindet die Mode von Zeit zu Zeit andere Muster in der Zeichnung, den Stickereien u. s. w., die von den eleganten Münchnerinnen genau beobachtet werden müssen. Dieß nennt man: „es ist ein neuer Riß aufgekommen.“ Wie Otto, König von Griechenland wurde, brachte der schöne „Ottoriß“ eine allgemeine Riegelhäubchenreform hervor, und Alles eilte seine alten Häubchen auszubrennen, um sich eine moderne anzuschaffen. Da der Preis einer solchen vier Louisd'ors, auch mehr ist, da man sie von Gold hat, mit ächten Perlen reich gestickt, und der reine Metallbetrag nach dem Brennen nur gering ist, so sieht man leicht ein, daß diese Mode so kostspielig wie eine Andere mitzumachen ist.

Jüngere Frauenzimmer aus dem Bürgerstande

tragen außer der Riegelhaube nichts mehr, was an die altbürgerliche Tracht erinnerte, und kleiden sich im Uebrigen ganz so, wie es die allgemeine Mode verlangt. Zum Unterschiede von andern Damen, nennt man diese daher schlechtweg: „Riegelhäubchen.“

„Hast Du das bildhübsche Riegelhäubchen gesehen?“ kann man oftmals auf Bällen hören, oder: „ich habe mit einem allerliebsten Riegelhäubchen getanzt, u. s. w.“ Der König hat Einige der schönsten Riegelhäubchen für seine Privatgallerie von Stieler malen lassen, und diese Portraits sind auch im Kunstverein und in der Kunstausstellung gesehen worden. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß dieß Beginnen der Moralität sehr förderlich sey. Die stillen Bürgerstöchter sehen sich auf solche Weise zu einer Celebrität erhoben, die ihnen oftmals sehr verderblich wird. Sie erregen Aufmerksamkeit, wo sie sich blicken lassen, und der Gedanke: „Du bist die Schönste, weil es ja der König selbst gesagt hat, und Stieler dich malen mußte,“ verdrehen die Köpfchen, fachen Hoffnungen und Wünsche an, und untergraben oft das Glück des ganzen Lebens.

Zwei der bekanntesten dieser, in die Gallerie des Königs, aufgenommenen Schönheiten, waren: die Tochter eines Wildbrethändlers, gewöhnlich nur: „die schöne Wildbretstochter,“ und ein Dienstmädchen bei dem Kaufmann Auracher, „das Auracher mad'l“ geheißen. Beide waren indeß nichts weniger als vollkommen schön, und bedurften sehr der Kunst des Malers, die es verstanden hat, ihre Vorzüge im hellsten Lichte dar-

zustellen. Die Erstere erschien gewöhnlich an der Seite ihrer Mutter, welcher sie sehr ähnlich sah, und deren plumpe, gealterten Züge daher den jugendlichen der Tochter nicht eben zur Folie dienten. Die Augen waren ohne Ausdruck, der Mund gekniffen, die Nase aber edel, feingebogen, und vor Allem die Haut, hier das „Fell" genannt, überaus zart, durchsichtig und schön gefärbt.

Das Benehmen, der Gang, die Haltung dieser Schönheit war jedoch auffallend steif und gemessen; die natürliche Grazie, welche sonst den Riegelhäubchen angehört, war ganz verschwunden, wahrscheinlich eine Folge des Hochmuths, sich auf eine zierlichere, ausgezeichnete Weise benehmen zu wollen, die dann in unangenehme Geziertheit ausartete.

Das „Aurachermad'l" konnte für ein Bild der Unschuld, Gutmüthigkeit und Züchtigkeit gelten. Die Augen lagen etwas tief, waren aber dunkel und ausdrucksvoll, das Näschen war fein, und wenn je Lippen verdient hatten, mit einem Purpurkirschenpaar, oder noch besser, mit Rosenknospen verglichen zu werden, so waren es diese. Das Mädchen sah im Putze des Sonntags mit dem Silberhäubchen auf dem rabenschwarzen Haare wirklich allerliebst aus. Aber auch diese hob die Augen fast nicht vom Boden, und ging nie ohne sichtbare Bewegung an gaffenden Männern vorüber, als Folge der durch das Malen erlangten Celebrität. Man erzählte, daß der König dieser Schönen als Aussteuer tausend Gulden versprochen haben solle, sie aber bestimmt verweigerte, als ein fremder

Abenteuerer sich um ihre Hand bewarb, wahrscheinlich um zu dem Besitz der Aussteuer zu gelangen. Das Mädchen grämte sich darüber einige Zeit lang, und sah kränklich aus; sie wurde allgemein beklagt; jetzt aber wird sie einem Zöglinge der Academie der bildenden Künste die Hand reichen. — So interessirte das Schicksal eines Mädchens, von dem sonst Niemand Notiz genommen haben würde, die ganze Stadt, blos deßhalb, weil sie schön, und als Schönheit gemalt worden war! —

Ungeachtet dieser Huldigung, die der Monarch selbst seinen schönen Landeskindern darbringt, ist wenig Zartsinn unter den jungen Männern in München zu finden.

Die Bildung, welche der wohlhabende Bürger seinen Kindern ertheilen läßt, ist ziemlich bei Allen dieselbe. Einer von den Söhnen wird dazu bestimmt, das Geschäft des Vaters fortzuführen, und die Andern läßt er studiren oder ein Handwerk lernen, wozu sie tauglich sind oder Lust haben. In neuerer Zeit ist der Drang, Maler zu werden, bei der Jugend vorherrschend, und wird bei den Eltern, von einem gewissen Grade von Nationalstolz sehr begünstigt.

Die Mädchen lernen etwas Musik, Singen und Handarbeit; dann besuchen sie einige Zeit hindurch die Küche eines Vornehmen, oder die eines bedeutenden Caffeehauses, um das Kochen zu erlernen. Mit der Lectüre geben sie sich nur wenig ab, oder sie begnügen sich vielmehr blos mit dem, was ihnen die Tagesblät-

ter der Stadt mittheilen. Wenn sie nun eigentlich wenig von modischer und gesellschaftlicher Bildung besitzen, so fällt es ihnen aber auch nicht ein, damit prunken zu wollen. Eine Anmaßung, die in andern Städten so widerwärtig und zurückstoßend wirkt. Hat ein solches Bürgermädchen italienisch gelernt, so begnügt sie sich damit, ihre Barcarole in der Ursprache zur Guitarre zu singen, läßt sich's aber niemals einfallen, nach Dante und Ariost zu greifen, oder gar ein halbverstandenes Urtheil über solche Dinge Andern nachzubeten. Daher zeigen die schönen Töchter München's im Ganzen viel Natürlichkeit, besonders bei näherer Bekanntschaft, und wird jene in etwas beeinträchtigt, so ist es durch den Zwang, ein gutes Deutsch sprechen zu wollen, oder durch eine, übrigens recht anmuthige, Scheu vor Ausländern. Die Mädchen sind größtentheils frische Brünetten. Blonde Haare und blaue Augen sind selten.

Die langaufgeschossenen, kränklich-weißen, schmachtend-verschmachteten Schönen der Marschländer werden gar nicht angetroffen, und Liebhaber einer sich selbst peinigenden Sentimentalität finden hier ihre Rechnung nicht. Eben so frisch das Mädchen aussieht, eben so frisch ist aber auch ihr Benehmen. Redet man sie freundlich an, so antwortet sie noch freundlicher — blickt man ihr offen in's Gesicht, so schlägt sie die schönen Augen nicht nieder — ergreift man ihre Hand, sie zieht sie nicht zurück. Ziererei, Prüderie und wie die tollen Verzerrungen des weiblichen Gemüthes hei-

ßen mögen, kennen diese Mädchen nicht — aber die muthwillige Grazie der Cokctterie ist ihnen dennoch eigen, und diese gestaltet die buntfarbigsten Nüancen des Umgangs.

Auffallend ist es, daß die Münchener Schönen sich nicht conserviren; denn so viele Mädchen mit anziehenden Gesichtern, uns auch vorkommen, so wenig schöne Frauen finden wir. Diese neigen sehr zur Wohlbeleibtheit, verlieren früh die Zähne, und das übliche Zurückkämmen der Haare raubt ihnen auch bald diese Zierde. Dennoch gibt die gewöhnliche Tracht des Werktages, selbst den ärmern Classen, ein reinliches, characteristisches Ansehen, und verleiht auch alten Weibergesichtern einen wohlanstehenden Schmuck, indeß die zerrissenen, zerdrückten Dormeusen, worunter zerzaus'te Haare unordentlich sich hervorsträuben, in Norddeutschland die alten Weiberköpfe manchmal zu Furien und Megären stempeln, immer aber sie widerwärtig und schmutzig erscheinen lassen. Man beobachte nur eine solche Alte in München, wenn sie im Gespräche, langsam und wohlbedächtig aus der Vesper kommt, oder wenn sie, noch den Rosenkranz zwischen den Fingern, ein leises Gebet murmelnd, die Straße hinabgeht. Wie klug oder fromm die klaren Augen unter der freien Stirn hervorstralen, die zurückgekämmten weißen Haare, worauf das glänzende Häubchen sitzt, und die reinliche Sorgfalt im Anzuge. Ich sah lange Zeit hindurch ein Paar solcher alter Mütterchen, aus meinem Fenster, täglich, auf Stöcken gestützt, den Rosen-

franz am Arme, freundlich plaudernd einherschreiten, und ich freuete mich daran und meinte, daß leicht in ganz Deutschland solche alte Frauen nicht wieder angetroffen werden möchten, und dann erinnerte ich mich, nicht ohne Schauder und Ekel an die niederdeutschen Fischweiber, von denen bei diesem Menschenschlage nicht die leiseste Spur zu finden ist.

Diese alten Weiber in München schienen mir einer ganz eigenen Beobachtung werth, und ich möchte unbedingt annehmen, daß sie zu den gutmüthigsten des ganzen Erdballs gehören, und Schiller's Ausspruch:

„Dann werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz"

auf sie durchaus nicht anzuwenden sey. Selbst das oft belustigende Schauspiel, keifender Weiber, gehört hier zu den größten Seltenheiten.

Die Orte, wo ich meine Mütterchen studirte, waren: die Kirchen und der Gottesacker. In jenen stellten sich die Aermern zeitig ein und nahmen, zu meiner Verwunderung, die ersten Plätze in Beschlag. Nicht lange jedoch, so wackelte eine dicke, reiche Bürgersfrau den langen Gang herunter, die meine Arme, in dürftigem Anzuge, schon von Ferne in's Auge faßte. Jene nähert sich kaum, als diese aufspringt, und ihr mit tiefem Knixe und mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Unterwürfigkeit ihren Platz einräumt. Die Reiche spendet ihr dafür ein Allmosen, und die Alte dankt mit den Worten: „Gelt's Gott, viel Tausendmal! ich will schon betten (beten), daß Ihnen der liebe

Herr Gott, allen Segen und Gesundheit erleben läßt!" Und sogleich erfüllt sie die Verheißung, und die murmelnde Lippenbewegung, und das zu Boden geschlagene Auge, zeigen an, daß sie den lieben Gott, mit den ungestümsten Bitten bestürmt, weil sie so eben ein Zwanzigkreuzerstück als Allmosen zu erhalten so glücklich war. Solche Gebete währen unaufhörlich fort, und die guten Leute leben wirklich in dem glücklichen, frommen Wahne, daß sie im Stande sind durch ihr Gebet, jedes Uebel abzuwenden und jedes Heil herbeizuziehen. Mit einigen kleinen Gaben kann man solches Glück für sich auf den ganzen Tag erkaufen.

Auf dem Gottesacker werden förmliche Zusammenkünfte gehalten, die neben dem Gebete, auch noch der gesellschaftlichen Unterhaltung gewidmet sind. Nicht selten werden Strickstrümpfe hier mitgenommen, und von dem Verstorbenen, der eben beerdigt werden soll, Gutes und Böses erzählt, und mit großer Aufrichtigkeit das Facit seines Lebens gezogen, ehe man dazu schreitet „für die arme Sell' zu betten!"

Auch ganz alte Weiber, von recht unangenehmem Aeußern, haben in katholischen Ländern die Gabe einen graziösen Knix zu machen. Dieß kommt von der frühen Uebung her, die Heiligen zu begrüßen; daß dieser Gruß „Buckerl" genannt, jungen Mädchen noch geläufiger ist und zierlicher ansteht, darf wohl nicht erst versichert werden. —

Alles was sonst in andern Provinzen des lieben

deutschen Vaterlandes durch die Lectüre erreicht wird, geschieht hier durch das Theater. Das Theater macht die Jugend mit den verschiedenen Schicksalen der Menschen, mit den Höhen und Tiefen des Lebens, mit Gutem und Bösem bekannt, und die Belehrung, die es gewährt, ist eindringlicher als die Belehrung durch Lesen, und diese ist dabei nicht für vollständiger zu erachten. Wie in andern Städten von Lieblingsschriftstellern, so hört man hier nur von Lieblingsschauspielern sprechen; denn selbst nach dem Namen der Verfasser des Stücks wird nie gefragt, und Göthe existirt nicht, sondern der Herrliche, der Egmont und Tasso gibt. Ich glaube, daß Schiller allein eine Ausnahme macht, und von einem großen Theile, des nicht eigentlich gebildeten Publicums, dennoch gekannt wird. Vor hochtrabenden Redensarten bringt Jeder einen bedeutenden Grad von Respect mit in's Theater, selbst wenn er nicht im Stande wäre den Sinn davon zu fassen. Die sogenannte „schöne Schreibart“ entschädigt für Langeweile und alle Uebel einer schlechten Comödie. Wo aber jene fehlt, wird unerbittlich der Stab gebrochen, und selbst dort, wo feine Beziehungen, Witz, Laune, und andere hervorstechende Eigenschaften im Ueberfluß vorhanden sind, welche aber niemals verstanden werden. Man möchte zu der Behauptung getrieben werden, daß selbst vielen Münchener Schauspielern kein besseres Urtheil zu Gebote stehe. So fielen z. B. alle Raupach'schen Lustspiele durch, während ganz unbedeutenden Stücken in Versen abgefaßt, die von den

Schauspielern recht declamirt und tragerirt werden konnten, wenigstens ein Succès d'estime von diesen Leuten zuerkannt wurde. Die Lust, die sonst unter den Bürgersleuten herrschte, ihre Kinder dem Theater zu widmen, hat in neuerer Zeit bedeutend nachgelassen, seitdem die Anstellungen nicht mehr als lebenslängliche Sinecuren zu betrachten sind, und Einige gezwungen wurden, nach jahrelangen Bemühungen ihren Plan aufzugeben, oder in die Fremde zu wandern. Ein Schritt, vor dem ein jeder eingeborne Münchener zu schaudern pflegt.

Im Benehmen hat der Münchener Bürger einen hohen Grad von Derbheit beibehalten, die in andern deutschen Städten durch häufige Wanderungen in die Fremde, und die Sucht das Fremde nachzuahmen, ziemlich verwischt ist. Ein Münchener Wirth begnügt sich z. B. damit, seinen Gästen gutes Bier vorzusetzen, damit glaubt er aber auch aller Verbindlichkeiten gegen seine Gäste los und ledig zu seyn. Er ist der Einzige, der seine grüne Kappe auf dem Kopfe behält, während alle Gäste ihren Hut abnehmen. Den höflichsten Gruß erwiedert der Wirth nur durch ein unmerkliches Rücken dieser Kappe, und sitzt er, so steht er nicht auf. Es gibt einige Exemplare von groben Wirthen, die als solche einen großen Ruf erlangt haben, und deßhalb vorzugsweise stark besucht werden. Wollte ein Gast es wagen, hier etwas zu tadeln, so würde er bald den Kürzern ziehen. Auf eine Aeußerung des leisesten Tadels, heißt es gleich: „Warum

kommt ös zu mir? 's gibt genug Wirthe in München, i wollt' wünschen, daß Ihr alle zum Nachbar ginget!" —

Diejenigen Bürger, welche „Zimmer verstiften," oder „Zimmerherren einnehmen," wie es hier heißt, das ist: solche, die meublirte Zimmer vermiethen, glauben auch, sobald sie ihr dürftig meublirtes Zimmer dem Miether übergeben, keine Verbindlichkeit mehr gegen ihn zu haben. Wenn man beim Miethen nicht daran gedacht hat, Alles auszubedingen, so läuft man Gefahr, bei der billigsten Forderung Streit zu bekommen, der gewöhnlich mit Bedrohung von Stadtgericht und Polizei endigt. Denkt man nun die Verbindung sogleich lösen zu können, so irrt man sehr, da man gezwungen ist, einen vollen Monat voraus zu kündigen, mithin in solchem Falle immer zu zwei Monaten verbunden ist. In diesen Angelegenheiten macht der Fremde die unangenehmsten Erfahrungen, und besonders deshalb, weil die meisten zimmervermiethenden Bürger in München, eigentlich selbst nicht wissen, was man in der Fremde zur Bequemlichkeit und zum Comfort zu zählen gewohnt ist.

Ich selbst wollte einmal in einem der ansehnlichsten, neugebauten Häuser, in der Ludwigsstraße eine Wohnung miethen, die aus drei großen Zimmern und mehrern Anhängseln bestand. Der „Hausherr", vor dem man in München großen Respect hat, hier noch überdieß von imponirender Vierschrötigkeit, führte mich mit barschem Wesen überall umher. Es war auffallend

wie verwahrlos't das Innere des von außen Palastartigen Gebäudes war. Die Wohnung lag im Erdgeschoße, und ich bemerkte, daß weder Sommer- noch andere Läden an den Fenstern seyen, obgleich die ganze Nachbarschaft sie hatte. „O mai!“ war die Antwort, „man wird Ihnen nichts stehlen. Sehen's denn nicht die zwei Schildwachen drüben, vor dem Herzog Max Palais?“ — Damit war ich abgefertigt. Ich sah nun aber auch, daß große Nägel aus den Wänden gerissen worden waren, ohne daß man die Mauer ausgebessert hatte, wie auch, daß die breiten Fensterrahmen, nicht angestrichen, und mit Inschriften und Farbenkleksen bedeckt seyen. „Schauen's, mein lieber Herr!“ war die Antwort des Hausherrn, „ich werde mein Haus nicht nach eines Jeden — (ich mußte froh seyn, daß er das Wort „Narren“ nicht hinzusetzte), Willen und Gelusten umbauen lassen. Sind die Wände Ihnen so nicht anständig, so lassen's stehen; und was die Fenster betrifft, so sind die Einfassungen von Eichenholz, und schöner können's gar nicht seyn. Mit Oelfarb' lass' ich nichts anstreichen.“ Und damit rückte er seine Mütze und ging. — Ich bemerkte später, so oft ich vorbeiging, daß die Wohnung leer geblieben war. — Ein Anderer besitzt ein schönes Haus von drei Stockwerken, die alle zu vermiethen sind, wozu sich aber noch kein Miether gefunden. In jedem Stockwerke sind zwei Wohnungen, aus fünf oder sechs Zimmern bestehend, die alle ganz gleich, mit einer grünlich-grauen Farbe angestrichen

sind. Daran das Geringste zu ändern, ist jedem Miether strenge untersagt. Zudem ist der Preis aller Wohnungen ebenfalls gleich; ferner darf Niemand einen Hund in das Haus mitbringen, und ein Jeder der einziehen will, muß sich gewissenhaft nach der bestehenden Hausordnung richten, die ihm bekannt gemacht wird, und worin als Hauptpunct zu bemerken ist, daß man zu einer gewissen Stunde zu Hause seyn müsse, da das Thor geschlossen und keinem Einwohner ein Schlüssel verabfolgt wird.

In vielen neuen Häusern ist bei Anlegung der Abtritte keine gehörige Vorsorge genommen, und man wird daher, besonders bei eingetretenem Regenwetter, durch einen unausstehlichen Gestank belästigt. Ich bemerkte dieß, kurz nach meiner Ankunft, meinem Hausherrn, und bedauerte die Wohnung gemiethet zu haben. „Was?“ meinte er, „der Geruch ist Ihnen nicht recht? ich wollte es riechet so das ganze Jahr bei mir, denn Gesünder's kann's ja gar nit geben!“— Ich unternahm es nicht seine Meinung zu bekämpfen.

Das Wort „Bürger“ ist übrigens ein Ehrentitel, den Jeder gern seinem Namen beifügt. So heißt es auf den meisten Aushängschildern: N. N. Bürger und Caffeesieder — Bürger und Spenglermeister — oder bürgerlicher Tafernwirth (Tavern), bürgerlicher Salzstößler, Melber, Käskäufler, u. s. w. Auffallend sind auch die Schilder der Bierwirthe: „Reale Biergerechtigkeit.“ Komisch war es mir, der Wohnung Schelling's gegenüber, ein Bierhaus anzutreffen, mit der kurzen, bedeutungsvollen Inschrift: Reale Wirthschaft.

Die Gewerke der Bäcker und Bräuer zeigen auch oft eine sonderbare Firma, z. B. Michael N. zum: Schönauerbäck, oder: Dyonisius N. zum Spadenbäck; Castulus N. beim Filser= oder Kreutz= oder Schleibingerbräu. Nicht wie in andern Städten sind die Aushängeschilder mit besonderer Eleganz ausstaffirt, sie enthalten gewöhnlich ganz kurz den Namen und die Hanthierung. Die Buchstaben sind fast immer deutsch. Selbst die Laden des Bazars haben hierin nicht den Lúxus anderer Städte nachahmen wollen, und die Façade des Odeons, verunziert eine häßliche schwarze Tafel, die in deutscher Fracturschrift die Worte enthält: J. B. Findl, bürgerlicher Gastgeber im Königlichen Odeon.

Ich will der Sucht, allen öffentlichen Gebäuden Inschriften zu geben, keineswegs das Wort reden, aber das Odeon hätte denn doch eine Andere, als die des Herrn Findl verdient. — Die meisten Schilder melden gewöhnlich nichts weiter, als ganz kurz: Handlung des N. N.; diese sogenannten Handlungen enthalten Gegenstände aller Art, bald Modeartikel, Gewürzwaaren, Galanteriesachen u. s. w. Große, vollgepfropfte und mit Eleganz gezierte Magazine sind hier nicht anzutreffen. Alles ist im Innern der Laden, und die Auslagen sind nur dürftig. Das Bestelmeiersche Magazin in Nürnberg, wäre in München schon etwas Unerhörtes, und das Gödelt'sche in Hamburg könnte unbedingt für ein Museum der Kunst und Industrie gelten.

Der patriotische Sinn in engerer Bedeutung, thut sich bei vielen Bürgern auf eine interessante Weise hervor. Ohne mit einem hohen Grade von Kunstsinn und Geschmack begabt zu seyn, sind dennoch die jüngsten Unternehmungen, nicht spurlos an den Gemüthern vorübergegangen. Es verdient hier erwähnt zu werden, daß der zweimalige, sehr kostspielige Bau des großen Theaters, von der Bürgerschaft bezahlt wurde, und zwar durch einen Pfennigaufschlag auf jede Maaß Bier, die getrunken wird. — So, daß ein armer Taglöhner der seinen Durst löschen will, zu einem Genusse beitragen muß, dessen er nie theilhaftig wird, und der eigentlich auch für ihn nicht da ist.

Patriotismus, Religiosität, Anhänglichkeit an das regierende Haus, dieß sind Tugenden, welche der Münchener Bürger gern bei jeder Gelegenheit darthut. Es bedurfte nur einer leisen Anregung, den Ort zu bezeichnen, wohin der junge König von Griechenland noch einmal zurückkehrte, um von dem vaterländischen Boden Abschied zu nehmen; und die Otto-Capelle in Kiefersfelden ward aus freiwilligen Beiträgen zu erbauen angefangen. Ein einzelner Bürger, der Steinmetzmeister Ripfel, errichtete an der Stelle, wo der König Ludwig von seinem Sohne Abschied nahm, die Ottosäule, auf eigene Kosten, nachdem er den Grund dazu gekauft hatte. —

In dem Innern der Bürgerfamilien werden die Stunden des Gebetes, die Fasten und andere Satzun-

gen der Kirche streng beobachtet. Mitten in den Geschäften des Tages, umgeben von dem Gewirre der häuslichen Verrichtungen, wird die Glocke, die zum Gebete ruft, nie überhört. Alles steht auf, oder kniet und betet mit lauter Stimme, wenn auch die Mutter, obgleich selbst betend, dazwischen diesem oder jenem Kinde, oder dem Gesinde Befehle oder Verweise ertheilt. Ein für den fremden Zuschauer allerdings auffallender, wenn gleich für die Beter, weder ärgerlicher noch störender Zufall.

Ich hatte einst eine gute alte Bürgersfrau zum Essen eingeladen, und dabei nicht an den Fasttag gedacht. Sie selbst, obgleich sehr bestürzt darüber, war zu schüchtern ihre Verlegenheit vor allen Leuten zu bekennen, und versuchte auf vieles Nöthigen, ein kleines Stück Braten. Später gestand sie mir aber, daß sie sich sehr übel befunden, und keine Ruhe gehabt habe, bis daß sie diese Todsünde gebeichtet. Bei Processionen, sieht man nicht blos alte Weiber, sondern auch junge Bürger im elegantesten Costüme, die man zu anderer Zeit auf sehr sündhaft-weltlichen Wegen antreffen könnte, den Rosenkranz in der Hand und mit lauter Stimme betend einherziehen.

Zu den Hauptfamilienfesten gehören die Namenstage und die Kirchweihen; ein hoher Freudentag ist es auch, wenn der Sohn eines Hauses, der sich dem geistlichen Stande weihte, die erste Messe lies't. An den Namenstagen erfordert es die Sitte allen Bekannten zu gratuliren. Leute, die sonst jedem Ceremoniell ab-

geschworen zu haben scheinen, und von der Höflichkeit durchaus nicht viel wissen wollen, unterziehen sich mit großer Strenge diesem Gebrauche. Keine Versicherung, daß bei den Protestanten, die Feier der Namenstage nicht gebräuchlich sey, wollte helfen, und an jedem dritten August, erblickte ich in meinem Zimmer eine kleine Schaar wohlmeinender Gratulanten, die im ganzen Jahre weiter keine Notiz von mir nahmen. Die gebräuchlichsten Namen Sepherl und Nani (Joseph und Anna), erregen an diesen Tagen, einen freudigen Tumult in der ganzen Stadt. Ueberall sieht man Blumen und Geschenke tragen, in allen Häusern trifft man Glückwünschende, und frohe Gesellschaften, die zu den Thoren hinausfahren, um das Fest auf dem Lande zu begehen.

Die Kirchweihen feiert man auch durch copieuse Mahlzeiten, neue Kleider, gescheuerte Wohnungen, und eine eigene Art von Backwerk: Kirchweihnudeln genannt. Bei der ersten Messe aber, sieht man junge Mädchen, (Kränz'ljungfern), gleich Bräuten geschmückt, mit Blumenkränzen um die Riegelhauben, in die Kirche fahren. Und selbst der Kutscher, so wie der Bediente haben Blumen auf dem Hute, und Rosmarinsträuße vor der Brust. Der Verbrauch des Rosmarins ist bei allen kirchlichen Feierlichkeiten übrigens so stark, daß im südlichen Tyrol große Anpflanzungen davon gehegt werden, deren Ertrag von eigenen Handelsleuten nach München gebracht, und dort mit ansehnlichem Vortheile verkauft wird. Zu den reichsten Bürgern sind die

Bräuer zu zählen, auch Fleischer (Metzger) und Wirthe sind wohlhabend. Bäcker (Bäcken), sind größtentheils unbemittelt, weil es deren zu viele gibt. Wenn man weiß, daß in andern Städten oftmals in einem großen Revier nur ein einziger Bäcker anzutreffen ist, so erstaunt man hier in einigen Straßen wohl zehn und mehr zu finden. Dazu kommen noch eine Unzahl von Filialbrodläden, das sogenannte Brodhaus, in einem Seitenflügel des Rathhauses u. s. w.

Daß bei den vielen Bauten, Zimmermeister, Schlosser und Maurer sich nicht vergessen haben, ist einleuchtend, und wirklich besitzen viele von ihnen große Gebäude von stattlichen Außenseiten. Im Innern sind sie hingegen nur für das kleinlichste Bedürfniß eingerichtet. Jedes Stockwerk ist in zwei Abtheilungen geschieden, und enthält nebst der Küche vier bis fünf Zimmer, die durch einen engen, dumpfigen Corridor, woran gewöhnlich der Abtritt stößt, verbunden werden. Die Sitte, den Letztern, getrennt von der Wohnung, am Ende eines langen Ganges zu verlegen, ist hier nicht berücksichtigt worden. Auch fehlt ein luftiger Vorplatz mit Fenstern, um den sich die Wohnzimmer reihen, und unter diesen selbst, eine zweckmäßige Eintheilung, nach Größe, Gestalt und Lage, um sich daraus Vorzimmer, Eß-, Wohn-, Arbeit- und Schlafzimmer zu schaffen. Statt dieser so nothwendigen, der Lebensbequemlichkeit zweckmäßigen Einrichtung, findet man hier noch die veraltete Mode, ein Putzimmer einzurichten, wo die besten Meubel aufgehäuft stehen,

ohne daß Jemand Gebrauch davon machte. Eine Lächerlichkeit, bei Leuten der Mittelclasse, die auf solche Weise eine Art von Prunk darthun wollen, während sie selbst an aller Annehmlichkeit in ihren Wohnungen Mangel leiden.

Auch Schneidermeister besitzen in München, eben so gut wie in Paris, London und Hamburg, neue und große Hôtels. Dagegen die andern Handwerker größtentheils zur Miethe wohnen, oder in dem alten, vom Vater angestammten Erbe hausen. Der großen Brauhäuser habe ich schon Erwähnung gethan. — An politischen Ereignissen nimmt der Bürger in München wenig Theil. Dem Liberalismus ist er nicht abgeneigt gewesen, so lange sich seine Verfechter laut und ungestraft äußern durften. Alle Erscheinungen des Tages gehen aber spurlos an ihm vorüber. Die lächerliche Art über weitentfernte, politische Interessen zu streiten findet hier ohnedieß nicht Statt, aber eben so gleichgiltig sieht man drein, wenn die ungeheuere Frohnveste für die politischen Gefangenen nicht mehr Raum genug gewährt, und die alten, für überflüssig erachteten Staatsgefängnisse, wieder eingerichtet werden, um unglückliche Bewohner aufnehmen zu können. Diese Erscheinung wäre dort nicht auffallend, wo die Leute sich ruhig in Alles fügen, weil sie der Ueberzeugung leben, daß die weltliche Obrigkeit es am Besten verstehen müsse, sie schütze, und gerecht strafe und lohne; wo man sich, wie artige Kinder, willenlos der Leitung von Eltern und Lehrern überläßt. Hier ist dieß aber nicht der

Fall, und die Theilnahmlosigkeit erstreckt sich nicht so weit, daß nicht ein Aufschlagen des Sommerbierpreises, oder ein anderer Umstand dieser Art, ein ziemlich freimüthiges und lautes Murren veranlassen sollte. Ich füge jedoch, um keinen Anstoß zu geben, hinzu, daß dieses durchaus nicht von Folgen seyn würde. — Ich beschließe diese ziemlich ausgeführte Schilderung mit der Bemerkung, daß das, was der Franzose „maison de confiance“ nennt, in München nicht angetroffen wird. Wer etwas kaufen will, öffne die Augen, wie es im alten Sprichworte heißt. Jeder Handelsmann benützt seinen Vortheil so gut er kann, wenn er sich gleich mit einem sehr geringen Gewinne begnügt, und man daher wohlfeil kaufen kann, wenn man zu handeln versteht.

Es liegt in dem Leben des Münchener Bürgers eine nicht unangenehme Einförmigkeit; er ist heiter, ohne sich rauschenden Freuden hinzugeben; sind seine Sitten auch derb und abstoßend, so ist er gut und wohlmeinend, und für die Seinigen sorglich bedacht. Da das, was er zu den Annehmlichkeiten des Lebens zählt, nicht mit großen Kosten erschwungen werden darf, so ist es nicht nöthig, daß er sich unermüdet der Arbeit hingebe. An natürlichem Verstande fehlt es ihm keineswegs; er pflegt gewöhnlich sein Geschäft aus dem Grunde zu verstehen; doch strebt er nicht gern darin den Neuerungen nach, die sich denn hier in allen Lebensverhältnissen, und nach allen Richtungen hin, nur schwer Bahn machen.

Mit Carl Theodor kamen die ersten Kartoffeln nach Baiern, und noch unter Maximilian Joseph bedurfte es mehrer Befehle, sie anzupflanzen und sich ihrer als Nahrung zu bedienen. Man wollte sie nur als Schweinefutter gelten lassen. Und noch jetzt hält man sie im Allgemeinen für ungesund, und in den Häusern alter Bürgersleute, werden sie noch stets gar nicht, oder sehr selten gesehen. Die Beharrlichkeit an Altem und erprüft Gutem ist allerdings zu loben, doch muß sie nie in Eigensinn ausarten, der sich jedem Neuen, ohne Ausnahme, wie ein unbeweglicher Schlagbaum entgegenstämmt.

Bier.

Viele Städte und Länder verbreiten einen characteristischen Geruch. Wer wird nicht, so wie er die rußische Gränze betritt, sogleich von Juchten umräuchert? Wer röche nicht Kornbranntwein, so wie er das eigentliche Altpreußen erreicht? Hamburg hüllt sich in Torf- und Steinkohlendunst, Bremen riecht nach Fischen, Edam und Limburg nach Käse, Ellfeld nach Most, Wiesbaden nach Schwefelleber, Schiras nach Rosen, Messina nach Limonen, Wien nach Kreuzerwürsteln, und München — ja! dieß möcht' ich meine Leser gern errathen lassen! Nicht wahr? München — Neu-Athen — der Sitz der baierisch-römischen Schule — wo die 800 Maler wohnen! da sollte man die Oelfarbe schon vor den Thoren wittern, wie man die portugiesische Küste an ihren Orangendüften schon auf hohem Meere erkennt, wenn man sie noch gar nicht sieht. Aber so ist es nicht! Ein ganz eig'ner Duft strömt uns entgegen, jeden andern bewältigend: München riecht nach Hopfen.

Jener warme, würzige Hauch ballt sich in den

kleinen Gäßchen, die zwischen den großen Brauhäusern hinlaufen, zusammen, strömt dann mächtig nach den Hauptstraßen und Plätzen, erfüllt den weiten Dunstkreis und schwängert ihn mit holdberauschenden, magenstärkenden, aromatischen Partikelchen, denen man es ziemlich allgemein zuschreiben will, daß die Cholera auf ihrer Reise um die Welt, hier nicht gelandet ist. Neben diesen Hopfengeruch lagern sich die säuerlichen Ausdünstungen der überall verbreiteten Bierhäuser, und dieß sind so ziemlich die Hauptbestandtheile der Luft, worin jene 800 Maler leben, nebst einer großen Anzahl von Bildhauern, Architecten, Stuccarbeitern, Musikern, und andern ehrlichen und unehrlichen Leuten. Es ist für diese Luft übrigens noch ein wahres Glück, daß der Hopfen sie würzet und wärmet; denn sie wäre sonst ganz unerträglich. Rauher athmen läßt sich keine, unelastischer schmiegt sich keine an die Haut, sie ist ein ewiges Reservoir von Entzündungen und Ausschlägen; sie gebiert Schlagflüße und arbeitet der Lungensucht sehr emsig in die Hand. Jeder Fremde muß ihr seinen Tribut zollen. Keiner kommt ohne einen tüchtigen Denkzettel weg.

München's Bier ist weltberühmt. — Pschorr heißt der Mann, der dem Staate jährlich 70,000 fl. Malzaufschlag zahlt, dessen Brauhäuser Palästen gleichen, dessen Keller vor den Thoren wie Festungen aussehen, der den Getreidemarkt beherrscht, wie Rothschild die Börse, dessen Bierfässer den ganzen Tag nach allen Theilen der Stadt verfahren werden, dessen Name

von allen Einwohnern mit Respect, von Einigen sogar mit Inbrunst ausgesprochen wird. Er hat aus Nächstenliebe, in seinem großen Etablissement keine Dampfmaschine angewendet. Große vierschrötige Kerle, die im ganzen Königreiche für ihn ausgesucht werden, versehen den Dienst, der so angestrengt ist, daß sie, trotz der vortrefflichsten Nahrung und eines Ueberflußes an kräftigstem Biere, dennoch schon nach fünf Jahren untauglich werden, und nach dem allgemein üblichen Ausdrucke: „den Dampf davon haben.“ — Wenn Herr Pschorr die Inspection seiner Keller hält, so werden sie erleuchtet, und er fährt sechsspännig zu einem Thore des Kellers hinein, und zum Andern heraus. Wenn Jemand sich mit den Londoner Porterbrauern auf dem Continente messen kann, so ist es Herr Pschorr; wenn Einer den Namen eines Hopfenkönigs in unsern Zeiten verdient, so ist es Er. Man muß gestehen, daß sein Fabricat an Farbe und Klarheit dem Weine gleicht, und daß Bitterkeit und Süßigkeit so hold sich darin gatten, wie männliche Kraft und weibliche Milde in einer guten Ehe. Trotz dieser Eigenschaften jedoch gibt es Leute, die mit Leidenschaft andern Braühäusern zugethan sind; der will Höger-, jener Schleibinger-, dieser Menter-, ein Vierter Duschl- oder Sengerbier. Und wie fein ist diese Verschiedenheit, wie zart müssen die Zungenwärzchen organisirt seyn, um die liebliche Nüance herauszukosten? In der That, wer das in der Nähe beobachtet hat,

wird gern mit mir übereinstimmen, die Biertrinker für vollkommner organisirte Wesen anzusehen. Und schon in ihrem Aeußern spricht sich das deutlich aus.

Ein Biertrinker, der den Namen verdient, ist stattlich beleibt, seine Hände sind fleischig, dick, die langen Finger sind nicht mehr wie durch dünne Schwimmhäute verbunden, sondern sie sehen eben, gleich, wie kurze Bratwürste, starke Nadelbüchsen, oder kleine Geldrollen aus, und stehen, wenn sie der glückliche Eigenthümer ausstreckt, mit den Spitzen weit auseinander. Der Bauch ist schön aufgebläht, und schlottert nicht, sondern er läßt sich gravitätisch vorwärts schieben. Der Hals ist kurz, die Schultern breit, mit Fett gepolstert. Der Kopf ist sehr rund, die glatten, glänzenden Haare sind nur dünn und zeigen die heiße Stirn mit starken Hautwülsten. Die Augen glänzen stark und treten bedeutend hervor; das sogenannte Weiße darin schillert nach verschiedenen Farbenregistern. In den Augenwinkeln ist ein schönes Blutroth nicht wegzuläugnen; das Uebrige ist dunkelgelb, und nimmt in der Umgränzung der Augäpfel eine grünliche Tinte an. Ein zartrothes Geäder schießt unregelmäßig darüber hinweg, und erhöht das anmuthige Farbenspiel dieses schönen Auges um kein geringes, welches der Dichter meinte, indem er sang:

„Kennst Du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt sich selber Licht und Glanz!“ —

Der gewöhnliche Ausdruck dieses Auges ist ein festes „Vorsichhinsehen,“ in der vulgären Sprache: Stieren

oder Glotzen genannt; während der Mund trinkt, offenbart sich aber darin ein hoher Grad zärtlicher Schwärmerei.

Auf den dunkelvioletten Wangen zeigt sich ein überaus zartes Korallengeflechte. Wenn man die Erlaubniß dazu erhalten kann, so gewährt es einen großen Genuß, diese Partie durch eine gute Lupe anzusehen. Man erstaunt über die Wunder der Natur. — Was ist der Schimmelwald, was sind Wasserschlangen und Essigdrachen, was ist die Welt im Käse, was Leuwenhöck mit allen seinen Beobachtungen, gegen meine Entdeckungen mit Hülfe einer vortrefflichen englischen Lupe auf dem Gesichte eines vier und zwanzig Maaßers? Man erlaube mir diesen Ausdruck für einen Menschen, der täglich 24 Maaß Bier zu sich nimmt; er ist eben so richtig und bezeichnend, wie 24 Pfünder u. dergl.

Nun endlich die Nase! Ein Schwamm im Entstehen — glühend wie rother Fingerhut — und den Keim von vielen kleinen, lieben Schwämmchen schon in sich tragend, die alle kommen werden, wenn die Zeit da ist. —

Wie viele Bekannte sah ich nach zehnjähriger Abwesenheit wieder, ganz geformt nach diesem Bilde, hochvollendet und ausgebildet. Ich armer Teufel, der in Osten und Westen herumgereis't war und nur wenig Wein in Wasser getrunken hatte, ich war hager geblieben, meine Augen waren erloschen und eingesunken, meine Wangen zeigten Runzeln, und meine dünne

Nase senkte sich bedeutend. An den Münchenern waren die Jahre schonend vorübergegangen; die Zeit hatte sich höflich zurückziehen müssen, um die Metamorphose des Biers nicht zu stören und diese war vollkommen gelungen. —

Aber das Bier tödtet alle höhere, edlere Geselligkeit. — Auf die Gefahr hin, ganz München gegen mich aufzubringen, wage ich dennoch diese Behauptung.

Ich selbst war Zeuge, daß ein gebildeter Mann, der einem der höhern Stände angehörte, aus einem interessanten Zirkel von Fremden, der sich während des Winters versammelte, plötzlich zu verschwinden pflegte, zum Erstaunen der Andern. Nachdem er deßhalb befragt wurde, gestand er naiv genug: daß es ihm unmöglich sey, einen Abend länger als bis Sieben, ohne Bier und Kalbsbraten hinzubringen, und daß ihn alle Delicatessen geistigen und physischen Genusses nicht davon abzuhalten vermöchten, diese Gewohnheit zu üben.

Und aus eben diesem Grunde scheitern alle Unternehmungen, die ein Fremder begönne, um das nur ungern Entbehrte, eines auserwählten, und dabei stets wechselnden Kreises, um sich zu versammeln. Nur mit Widerwillen kann man daran denken, sein Zimmer zur Kneipe umzuwandeln, und seine Freunde mit Bier, Braten und Tabak zu bewirthen, obgleich der Einheimische nichts hierin findet, was ihn unangenehm berührte. Ohne diese Bindungsmittel aber, keine Vereinigung! Sie werden davon flattern, die schönsten

Geister, die genialsten Köpfe, und ihre Blumen suchen, woraus sie Honig saugen, und die traurige Haide der Conversation und geistreichsten Mittheilung verlassen.

Und was braucht's denn des Zwanges um seinen Abend hinzubringen? Wer wird sich der Form bequemen? Wozu die steifen Gesellschaften? Und nun gar Thee am Ende! — Haben wir nicht in unsern Vereinen, Gesellschaften, Klubbs, und welche Benennungen sie noch daneben haben mögen, Alles, was wir wünschen, und was jeder Andere vernünftigerweise sich nur wünschen kann?

„Wir öffnen gastlich Dir die Thür, tritt ein!
Komm', fremder Mann, Du sollst willkommen seyn!" —

Die Gesellschaft.

Es ist für den Fremden sehr schwer, hier in das Innere der Häuser und Familien zu dringen. Von norddeutscher Gastfreundschaft ist daher keine Spur vorhanden, wo man das „Gerngesehen und Willkommen" den Leuten gleich auf der Stirn lies't, und als Commentar dazu, den dampfenden Theetopf mit allen seinen geräucherten und gesalzenen Attributen, vor sich auftragen sieht. Jeder, auch der kleinste Bürger in Norddeutschland, hat aber auch seinen Theeapparat in gehöriger Weise, und genießt seine Mahlzeiten mit dem Comfort einer gewissen Wohlhäbigkeit. Er darf sich daher nicht schämen, tritt der Fremde zu ihm herein, es ist Alles nach hergebrachter Sitte, anständig, reinlich, ja reichlich. Hier ist das Anders.

Die Mahlzeiten werden stets bei verschlossenen Thüren gehalten, einsam, im eigentlichen Harem, im Frauengemach. Alle Geselligkeit hingegen sucht und findet der Einwohner außer seinem Hause, daher wird das innere Familienleben wenig cultivirt. Es ist eine mehr oder minder noble Kneipenwirthschaft,

woran Alles Theil nimmt, vornehm und gering, arm und reich, und sich darin ganz wohl gefällt. Man durchstreife ja nur die schönen, luftigen Vorstädte München's, worin Villa an Villa sich zeigt, mit schönen Blumengärtchen, Fontänen, Kanälen, Brücken, Hecken, Zelten und Lusthäuschen; nirgend erblickt man darin, wie in den Städten Norddeutschlands, zierlich bedeckte Tische, reinlich oft glänzend servirt und die Familie darum hersitzend, zum Mahle vereint, in Lauben, Zelten und vor der Thür. Wo essen aber unsere Familien? — Wir wollen weiter gehen, und wir werden sie finden.

Hier ein breites, langes, niederes Gebäude, von einer Mauer umgeben, auf einem terassenförmig ansteigenden Hügel. Tische, Bänke, Bierfässer; es ist ein Keller; ein Gebäude, das nur dazu aufgeführt wurde, um in seinen weiten, tiefen Kellern, den Bierbedarf für den ganzen Sommer aufzubewahren. Auch Musik wird nicht selten gehört. Ein Teniers oder Ostade, denken meine Leser. Weit gefehlt! nichts von Tanz und Lustigkeit wird hier bemerkbar. Alles ist still und ernst, man hört das Klappen der Zinndeckel auf den Trinkgefäßen, den Namen einer Kellnerin hier und da rufen, und die gemischteste Gesellschaft ißt: Kalbsbraten oder Bratwürste und trinkt Bier dazu — es gibt kein Viertes mehr!

Dieß ist ihre Geselligkeit, die ohne Gastfreundschaft bestehen kann, ja — welche die Gastfreundschaft

geradezu ausschließt. Hier ist jeder Fremde willkommen — dem Wirthe nämlich.

Die Mischung der Gesellschaft scheint jedoch für Einige aus den bevorrechteten Classen, eine Absonderung wünschenswerth zu machen, und deshalb besteht keines dieser Locale ohne privilegirten Bezirk, ohne abonnirte Tische. Etwas Unerhörtes an andern Orten. Hier aber kommt man in den Fall, daß man von mehreren Plätzen fortgewiesen wird, weil sie abonnirt sind, obgleich man sich in einem öffentlichen Bierkeller befindet. Einige der geschlossenen Gesellschaften machen sich sogar das Vergnügen, aus ihrer Geschlossenheit halb herauszutreten, und in den Räumen, die dem allgemeinen Besuche des Volks gewidmet sind, irgend einen ganzen Winkel, mit allen seinen Tischen und Bänken für sich abstechen und einhegen zu lassen, und bilden sich ein, auf diese Weise doch ganz was Apartes für sich zu haben.

Und was bewegt sie dazu, ihre gewöhnlich bequemen, eleganten und gewohnten Räume zu verlassen? ihre Lust am Volksgetümmel? es findet keines Statt, und wäre es, sie sondern sich ja freiwillig wieder davon aus. — Nichts anders ist es, als das Einzige, das hier mächtig wirkt, das jeden in Bewegung setzt, die Conversation belebt, und selbst schönen Mädchenaugen noch höhern Reiz zu geben vermag — das Bier. —

Der Münchener geht in der Regel nicht spazieren, er geht nur nach irgend einem Wirthshause, wie man

dieß sonst nur in kleinern deutschen Städten findet. Daher ist der köstliche englische Garten, in der nächsten Nähe der königlichen Residenz, so einsam, so ausgestorben. Keine größere Stadt, am wenigsten die Hauptstadt eines Landes zeigt diese Erscheinung. Man sollte glauben es gäbe keine Dandy's, keine pflastertretenden Müßiggänger, keine cokettirenden Damen hier, keine Leute, die gern sehen, und sich eben so gern sehen lassen.

Will man den englischen Garten auf eine passirende Weile belebt sehen, so besuche man ihn Sonntags Nachmittags. Dann wird er nach allen Richtungen durchzogen, aber wiederum nicht, um seiner selbst willen, sondern um das beliebteste Wirthshaus zu erreichen, und man wählt den Weg durch den Park, weil er Schatten bietet oder kürzer ist. Abends, wenn dann die Leute nach Hause gehen, und die bunte Reihe sich auf allen Fußwegen ausbreitet, heitere Gruppen durch alle Gebüsche schimmern, während der Fahrweg von Wagen und Reitern belebt wird, dann erscheint der Garten reizend und malerisch.

Ich habe ihn einigemal so gesehen; besonders einmal, wo ein drohendes Gewitter Alle nach Hause trieb, und nun sich die vielen Gärten und Wirthshäuser ringsumher mit einem Male leerten. Das war der englische Garten in seinem Lustre! Ich glaubte mich nun wirklich nach einer großen und volkreichen Stadt versetzt. — Aber die Leute hier haben nicht Sinn für das. —

Daher kann man gewöhnliche Spaziergänger in München zu den ausgezeichneten Leuten zählen, oder es sind Fremde.

Von Spaziergängern, die ich während meines Aufenthaltes täglich im Hofgarten sah, nenne ich zuerst einige Italiener. Sie schlendern südlich träge unter dem Schatten hin, und plaudern lebhaft miteinander. Diese bringen fast ihren ganzen Tag hier zu. Es sind einige Musiker und Maler; darunter der alte Brizzi, einst der erste Tenor der Welt, das Modell eines Opernhelden, der unübertrefflichste Achill! Jetzt geht der Mann etwas gebückt, hat graue Haare, und trägt eben solche unscheinbare Kleidung. Er ist Landmann, hat ein Gütchen in dem romantischen Tegernsee, und kommt nur zuweilen nach der Stadt, wo er dann hier mit seinen Landsleuten, laut conversirend, auf- und abgeht. Neben ihm schreitet de Vecchi, gleichfalls ein ci-devant Tenor der ehemaligen italienischen Oper, Massa, ihr Regisseur, Orlandi, ihr Maestro, der einst bessere Tage in Mailand sah, als Eugen von Leuchtenberg noch dort als Vicekönig herrschte. Vorübergeschwundene Herrlichkeiten! Sonst hatten alle diese Leute viel Kunst in sich, und man war davon hingerissen — jetzt kennt man sie kaum. Ich habe viele junge Herren gesprochen, die nie von Brizzi gehört haben, und eben so wenig von der Oper Achill, worin er so berühmt war, und eben so wenig von Ferdinand Pär, der diese Oper für ihn

schrieb. Und noch nicht dreißig Jahre sind seitdem verflossen! —

Ein anderer täglicher Gast des Hofgartens ist Santini, mager und dünn, und doch in Pelz eingewickelt. Den Hut auf dem einen Ohr, schwankt er unsicher, als wären die dünnen Beine nicht einmal im Stande, seinen ausgetrockneten Körper zu tragen, bald zu Diesem, bald zu Jenem, und spricht mit lebhaften Gesten, großem Maule, und weitgerissenen Augen. Das ist ein Buffo wie er seyn soll. Er kommt jeden Sommer aus Paris her, um einige Monate hier bei seiner Familie zu leben. Auch er war einst Mitglied der italienischen Hofoper.

Außerdem sah ich nur noch einige Kranke, die nach Verordnung ihres Arztes hier in der Sonne gingen, als tägliche Besucher.

Doch auch einen kleinen Mann bemerkte ich oft, gewöhnlich im braunen Ueberrocke, ein Band im Knopfloche, runder Hut, die Hände auf dem Rücken, einen Regenschirm haltend. Es lag nichts Ueberraschendes in der Erscheinung; und doch etwas Anziehendes. Ich hatte mir den Mann oft angesehen, ohne zu wissen warum, und mir so sein Bild tief eingeprägt. Unter einer mäßigen Stirn, von dünnem grauem Haare umsäumt, zwei kleine graue Augen von mattem Ausdrucke; doch lag Poesie in dem Blicke, und dieß verrieth den Dichter mehr als die Stirn den Denker verrathen hätte. Eine kleine, dünne Nase, die man seit undenklichen Zeiten à la Roxelane zu nennen pflegt, d. h. die

Spitze etwas nach oben gekehrt, wie sie das Profil von Sokrates und Pitt auszeichnete. Neben dieser Nase, auf der Wange, eine Warze. Der Raum zwischen Nase und Mund breit, und dieser weit, schön gezogen, dabei weniger thierisch als beredt erscheinend, das Kinn endlich kurz, etwas hervorstehend. Der Schritt dieses Mannes festauftretend, sehr gleichmäßig. Dieß ist Schelling, der in seinen Vorlesungen keinen Berliner hospitiren lassen will, Jacobi öffentlich auf dem Katheder einen Imbécile schalt, und Hegel's Philosophie ein Mondkalb nannte.

Schelling's Grobheit ist eben so berühmt, als sein System, und man erzählt sich manchen Trait davon.

Ein anderer Spaziergänger, in dessen Umgebung sich gemeinhin Fremde befinden, Griechen, Franzosen oder Engländer, mit einem starkgerötheten, vorstrebenden Gesichte, den Hut im Nacken, und den Kopf emporgeworfen, ist Thiersch. Er scheint immer im Dociren begriffen, und kann — trotz seiner weiten Reisen und seines steten Umgangs mit Fremden — den deutschen Schulmann selbst in seinem Aeußern nie verläugnen.

Und noch einem Spaziergänger begegnete ich oft, dem seltsamsten, auffallendsten von Allen, aber nicht im Hofgarten sah ich ihn, mehr in den einsamen Alleen des englischen Gartens. Sein Schritt war rasch, kurz, fast übereilt. Winter und Sommer trug er plumpe Schuhe, weiße Strümpfe und Pantalons. Einen Pelz, wie man ihn in Polen trägt, wie ein Sack, eine

Art von commodem Schlafpelz hatte er an, und einen alten Hut dazu, worunter sich lange Haare zeigten. Der Kopf vorgebeugt, das Gesicht von einem merkwürdigen Ausdrucke, sehr scharfe Augen, welche die Begegnung nicht vermeiden, im Ganzen ein männliches Gesicht, ohne auffallende Spur des Alters. Dieß ist Görres.

Außerdem gibt es noch so manchen Spaziergänger wohl; einige Studenten, junge Schauspieler, die ihre Rollen lernen, ein Paar alte Cavaliere, das sind aber Leute, die nicht berühmt und interessant genug sind, daß sich über sie etwas sagen ließe, eben so wenig, wie über den, der dieses schreibt, der zu den täglichen Spaziergängern München's längere Zeit zu zählen war.

Die Zirkel der wenigen berühmten und bekannten Männer in München, sind eben so schwer accessibel, als die der höhern Aristocratie.

Schelling spielt hier von Allen die vornehmste Rolle; Schubert und Martius nehmen in der Gesellschaft einen anständigen Platz ein; Zusammenkünfte bei Ersterm mit Bier und Tabak, wo Schubert seine Reiseabenteuer zu Wasser und zu Lande erzählt, die er auch drucken läßt, werden nur von Studenten besucht. Thiersch allein hat ein sogenanntes offenes Haus. Besonders interessant ist es, bei ihm alle Fremde zu sehen, die auf irgend eine Weise ausgezeichnet genannt werden können. Dessenungeachtet sind seine Soireen ermüdend, weil die Unterhaltung vorzugsweise von Thiersch selbst

beherrscht wird, und daher hauptsächlich auf seinen genugsam bekannten Lieblingsthemas roulirt.

Die Zusammenkünfte bei Görres sind nur für „Eingeweihte“ zu erreichen. Gewöhnliche Leute, die auch nur auf gewöhnliche Weise an ihn empfohlen sind, bringen einen Abend mit seiner Familie hin, ohne ihn selbst zu sehen. Wer sich des Eintritts in seinen vertrauten Kreis erfreut, lernt dort viele interessante Männer kennen. So ist z. B. Clemens Brentano, wenn er in München ist, kein seltener Gast.

Vor einem Jahre fand sich eine Gesellschaft von gleichgesinnten Männern in dem Schlößchen Neubergshausen an der Isar zusammen. Sie saßen dort in der ehemaligen Capelle, die nun zu einem Saale umgestaltet ist, bei heitern Gesprächen. Hier konnte man Clemens Brentano in seiner ursprünglichen Laune wieder erblicken, wie man ihn sich denkt, wenn man seinen „Ponce de Leon,“ seine „Wehmüller,“ seine „Victoria“ gelesen hat. Ein genialer Blitz, ein Scherz jagte den Andern, bis daß er ein Heft hervorzog und der Gesellschaft Bruchstücke aus dem Leben der alten Nonne im Osnabrückischen zum Beßten gab, bei welcher er einige Jahre in frommer Beschauung gelebt hat. Das Buch ist nun seit Kurzem gedruckt und bereits zum zweiten Male aufgelegt. Die gute Nonne hatte oftmals das Glück, daß ihr Wunden aus freien Stücken aufbrachen und zu bluten begannen, an denselben Stellen, wo sie Christus hatte, und es gab Leute in jenem Vereine zu Neuberghausen, wo diese

Geschichte vorgelesen wurde, die hoch und theuer versicherten, daß es zu allen Zeiten begnadigte, fromme Menschen gegeben habe, denen solch' Heil zu Theil geworden war. Als Beispiel wurde unter andern der hl. Franz von Assisi genannt.

Ein stehender Artikel in vielen dieser Zirkel ist — wenn er sich in München befindet — der Graf Platen. Ein bleiches, kleines Männchen, mit einem schmal zugeschnittenen, blonden Schnurrbärtchen. Das Gesicht kalt, marmorn, doch nicht von dem schönsten carrarischen. So wie wir über nichts, was wir von Jugend auf kennen, was uns so eigentlich angeboren ist, ein Urtheil haben, so geht es uns auch mit gewissen Menschen, die wir seit langen Jahren zu sehen gewohnt sind. Ich will mich daher bei Platen daranhalten, was mir zwei junge französische Schriftsteller über ihn sagten, die seit lange schon in Deutschland reisen, um unsere Literatur zu studieren, und denen unsere Sitten und Eigenthümlichkeiten nicht mehr fremd sind. Sie fanden den Dichter des „gläsernen Pantoffels" in einer Gesellschaft, wo er, wie gewöhnlich, einige seiner neuesten Gedichte vorlas.

„Er scheint fast keinen Geist zu besitzen," darin stimmten Beide überein, „sowohl die Gedichte, als die Art, wie er sie vortrug, konnten Zeugniß davon ablegen. Dabei zeigte er sich uns, in dem Gespräche, das wir mit ihm führten, von einer solchen Eiseskälte, und einem so starken Hochmuthe beherrscht, daß wir offen gestehen, so lange wir in Deutschland reisen, noch

keinem solchen uneinnehmenden Originale gegenüber gestanden zu seyn.“

Im Winter läuft Platen, wie einst Klopstock, viel Schlittschuh, wahrscheinlich ist er der Meinung, daß sich das für einen Odendichter zieme.

Außer Platen, ist wenig von Dichtern in den höhern Sphären der Gesellschaft zu spüren.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß hier, wo der König Gedichte macht, wo ein Prinz von Geblüt, der Herzog Max, bereits Mehres drucken ließ, und auch der Kronprinz dichten soll, die Dichter so wenig in Ansehen stehen. Dieß ist selbst unter Schenk's Ministerium, der doch auch ein Dichter ist, nicht anders gewesen.

Die Leute in München wollen nicht so recht an diese Gattung von Künstlern glauben, und sind am wenigsten geneigt, sie für Propheten, oder gar für Weise zu halten. Ja, sie gehen so weit, noch an der alten Sage von armen Poeten zu hängen, die in Dachstübchen wohnen sollen, mit Obstweibern umgehen, auf crepirte Hündchen Nänien singen, und dennoch sich für Dichter halten. Und in der That haben sich, wie so manches Aeltere, was bereits in andern Gegenden Deutschlands längst hingeschwunden und in München noch angetroffen wird, auch ähnliche Exemplare in altem Gerölle hier erhalten. Mir selbst sind einige dieser fossilen Dichter hier und da aufgestoßen.

Andere, die einiges Talent in sich fühlen, verwenden solches lediglich in der Absicht, sich „bei hohen

Obern“ zu empfehlen, oder sich „Allerhöchsten Orts“ bemerkbar zu machen. Ist ihnen dieß gelungen und haben sie festen Fuß in irgend einem Bureau gefaßt, so hängen sie gewöhnlich die Leyer an den Nagel, und lassen Apoll und die Musen, Apoll und die Musen seyn.

Ich könnte mehre Namen solcher Münchener Dichter vor ganz Deutschland laut nennen, und ihre Werke tadeln oder preisen, aber die vielen Millionen zwischen der Nordsee und den Alpen, würden doch nicht wissen, wen und was ich meine.

Es ruht eine eigene Glückseligkeit gänzlicher Unbekanntschaft auf diesen Dichtern, sie liegen in Schichten, die erst zu kürzlich versandet sind; vielleicht ist es einer spätern Generation vorbehalten, sie auszugraben.

Ich will einmal Weichselbaumer, Aurbacher, Büssel nennen! Kennt sie Jemand? Und doch sangen sie Oden, Balladen, Romanzen, dichteten Trauerspiele, schrieben auch in Prosa und leben Alle noch in Amt und Würden, und schreiben zum Theil noch, wie z. B. Büssel, ein Fahrpostexpedirender Secretair, der Abends seine grünleinenen Halbärmel auszieht, und Frachtbriefe und Declarationen von sich streift, und sich in ein Reich emporschwingt, wo es keine Diligencen und Chausseen gibt, um des „Skalden Ryno's Minnefahrten“ zu besingen, oder anmuthige Berichte für die Wiener Modezeitung zu schreiben.

Man kann übrigens nicht sagen, daß diese Dich-

ter darunter leiden, nicht gelesen zu werden. Sie haben Alle durch ihr Amt zu leben, und zwitschern ihre Liederchen nach Herzenslust dabei. Bis auf den einzigen Umstand, daß sie keinen Verleger finden, trübt nichts ihren poetischen Himmel. Von Zeit zu Zeit machen sie Versuche, die hiesigen Buchhändler zu versuchen, aber alles umsonst; diese wollen nichts von ihnen wissen. Daher halten sie nun die Buchhändler für ihre Feinde. Die Buchhändler sind aber keines Menschen Feinde, vielmehr nur ihre eigenen Freunde, und die der Dichter zugleich. Wer das Glück hat, Herrn Sauer, oder die Joseph Lindauer'sche Buchhandlung und Leihbibliothek von Person zu kennen, wird sich nicht ohne Vergnügen erinnern, mit welchem säuerlichen Gesichte derselbe von allen Verlagsartikeln schöngeistiger Art spricht, und von seinen todten Schätzen, nicht in, sondern auf seinem Kasten (so wird hier der Boden genannt), wo die „Stauffer von Ehrenfels," die „Löwenritter" und noch viele herrlich thatenfrohe Kämpen in Vers und Prosa, ruhig der Auferstehung harren. —

Man denke sich einmal das Leben eines solchen mittelalterlichen Helden, der aus den Archiven aufgestöbert, durch ein Hirn wie das des Herrn von Freiberg, in Sauer's Officin, von dort in die verschiedenen Buchhandlungen Deutschlands, und dann in Krebsgestalt zurück zur Leipziger Ostermesse wandern muß, um dann wieder auf Sauer's Kasten in Staub und schlechter, ignobler Gesellschaft zu liegen, bis es end-

lich durch die Hände eines Käsehändlers oder Gewürzkrämers, wieder unter die Leute kommt. Fürwahr ein Stoff, aus dem sich einige lehrreiche Betrachtungen ziehen ließen . . . .

— Das Theater ist eigentlich der einzige Ort, wo man die Gesellschaft in bunter Reihe vereinigt sieht. Wer das Entree daran wenden will, kann im sogenannten „Hofrang“ neben einem „Krongroßwürdenträger“ Platz nehmen. Hier tritt jedoch wieder ein kleiner Unterschied ein. Sobald der König und die Königin erscheinen, steht der „Krongroßwürdenträger“ auf, um sie zu begrüßen, dem Rotürier hingegen ist dieser Gruß untersagt, er muß sitzen bleiben. Ich kann mir diese Etiquette eigentlich gar nicht anders erklären, als eben, daß eine Etiquette doch immer da seyn muß, zwischen dem Höchsten, dem Hohen und der Niedrigkeit. Hier im Theater ist sie doppelt nothwendig, wo durch das geringe Entree, eine Gleichheit der Stände einzureissen droht, die noch überdieß durch die Rücksichtslosigkeit, womit jeder nach einer republikanischen Mode, im Frack und rundem Haar, erscheint, sehr gefördert wird. Durch das weise Vorrecht des allerhöchsten Grußes ist jedoch mein Nachbar der Kammerherr zur rechten Zeit aufmerksam gemacht, und kann, wenn er vielleicht früher, durch mein Aeußeres verführt, mit mir über diese und jene Ballettänzerin gesprochen, sich nunmehr zurückziehen, sein ferneres Benehmen bemessen, oder gar der bürgerlichen Canaille mit Verachtung begegnen.

Der arme Saphir, in seiner Eigenschaft als Hoftheaterintendanzrath, kam zu verschiedenen Malen bittschriftlich ein, um sich die hohe Gnade zu erwirken, an Hof-Gallafesten eine Uniform, gleichviel welche, tragen zu dürfen und mit den hohen Hofchargen und courfähigen Personen aufzustehen, sobald der König im Theater erscheint. Die letzte Bittschrift war ganz Jeanpaulisirend abgefaßt, er flog von seinem Sperrsitz auf der Noble-Gallerie, in einer erträumten Uniform durch alle Himmel, und erschaute die Majestät im Mittelpunkte des Weltalls; dann ward er witzig und ließ recht viele Wortspiele einfließen; kurz der Mann ließ es an nichts fehlen, um seinen hohen Zweck zu erreichen, aber vergebens! Er wurde ab- und für immer zur Ruhe verwiesen. Die Bittschrift wird wahrscheinlich, als ein humoristischer Artikel à sa façon, in der neuesten Sammlung seiner „Jokosen," „Mimosen," oder anderer „Chosen" glänzen.

Da das Theater sehr finster ist, so haben die Damen de la haute Volée nicht nöthig besondere Toilette zu machen. Dieß kommt ihnen erwünscht, denn im Allgemeinen herrscht große Armuth unter diesen Leuten, und die Hauben und Hüte bei Madame Perin sind theuer, und mit denen aus dem Fingergäßchen läßt sich's nicht wohl repräsentiren. So sitzen denn die dicken Alten mit ihren rothen Gesichtern, und die schlanken Jungen, mit schmachtenden Mienen, mitten in der Dunkelheit und schwatzen und plaudern à leur aise, als wären sie zu Hause unter sich, und täuschen sich

wie der Vogel Strauß, der sich vor seinen Verfolgern gesichert glaubt, wenn er den Kopf verbirgt. Denn, da sie nicht gesehen werden, so sind sie der Meinung, daß man sie auch nicht höre. Aber im Dunkeln neben ihnen saß oft der horchende Verräther. Ich will ein Paar Bruchstücke solcher Logenunterhaltungen hier mittheilen, sie mögen als ein Beitrag zur hohen Wissenschaft der Heraldik erscheinen, und geschlossene Helme, Büffelhörner, Einhorne und Steinböcke in den Wappenschildern hie und da erklären.

Während des Maskenterzetts im Don Juan:

Eine alte Dame mit einem Kropfe, im gurgelnden Alt. Das ist zum Einschlafen!

Eine Jüngere, schnell, ohne die Münchnerin zu verrathen. Um Sie munter zu erhalten! Also — wer hat die Wette gewonnen?

Die Alte. Welche Wette?

Die Jüngere. Je nun, wegen der Isarbrücke.

Ein Staatsrath. Apropos! wer hat Recht gehabt?

Ein Oberst. Meine Wenigkeit. Die Gußeisenfüllungen waren gleich anfangs beantragt, und sind, eben so wie die Kandelaber des Hoftheaters, in Berlin verfertigt worden.

Ein Staatsrath: Und wann wird die Wette ausgetrunken?

Ein Oberst. Die erste schöne Sonne wird uns zu einem Diner nach Hesellohe rufen.

Die Alte. Nun, das soll mich freuen! Ist

die Isarbrücke doch auch einmal zu etwas gut gewesen.

Ein Oberst. Excellenz hatten da einen excellenten Einfall!

Die Alte (sich vor Lachen schüttelnd und in Husten ausbrechend, während das Publicum zischt). Nun ja, was hab' ich denn von der Isarbrütke? Ich fahr' das ganze Jahr nicht zweimal hinüber, und wenn's geschieht, so ist's in der Auer Dult. Ich kauf' den Pers um einen Sechser wohlfeiler beim Moses Aaron aus Pappenheim. Kennen Sie den Moses Aaron?

Oberst. Ich habe nicht die Ehre —

Die Alte. Sie mein' ich nicht — sondern Sie —

Die Jüngere. Ich? ach! ich bitt' um Entschuldigung — ich hörte nicht was Sie eben sagten —

Oberst. Aha — Mozart's Töne — die Eine distonirt aber unausstehlich —

Die Jüngere. Ach! wo denken Sie hin? es fiel mir nicht ein darauf zu hören. Ich war bei unserm Diner in Hesellohe —

Der Staatsrath. Adieu belles masques! Gottlob das Terzett ist zu Ende. Es ist mein Guignon! — u. s. w. u. s. w.

Ein Zweites,

während des Finales zum Fidelio, das bekanntlich die Pariser und Londoner stets zwei Mal zu hören verlangten.

Ein Mann mit einer Kette im Knopfloche, woran fünf kleine Kreuze baumeln. Die Oper schließt so dumm wie keine, der Mann kann gar nicht fertig werden. Oder wiederholt der Capellmeister ad libitum den Singsang so oft?

Die Gattin. Wir brauchen's ja nicht anzuhören — wir können ja fortfahren. D' Sòphi' ist so schläfrig vom gestrigen Ball. Schau' sie ist richtig eingeschlafen.

Der Mann mit fünf Kreuzen. Sòphi'! willst Du den Singsang bis zu End' abwarten.

Sophie, ein blondes, schönes Kind, fährt erschreckt in die Höhe, ergreift instinctmäßig den Operngucker, und sieht nach den Logen. Was befehlen Sie, Papa?

Die Gattin. Wir wollen nach Hause fahren.

Sophie. O charmant! Sehen Sie nur, Graf S. und der Gesandte und die Baroneß M. sind auch schon fort. Es ist fast kein Mensch mehr im Hause.

(Hier klatschte das gedrängt volle Haus ein rauschendes Bravo und die einsame Familie verließ mit Geräusch ihre Loge.)

Ein Drittes,
während der Vorstellung der Drillinge. Der Hofschauspieler Moritz aus Stuttgart gibt die Scene des Ferdinand von Meißen.

Eine junge Gräfin. Ich glaube wahrhaftig den ganzen Abend, daß wir noch in unserer alten Loge neben Eichthal's sitzen.

Ein Officier. Und warum?

Die junge Gräfin. Wegen des abscheulichen Jüdelns. Das kann ich gar nicht leiden. Er spielt den Juden auch gar nicht natürlich; er sieht zwar gut aus, und spricht auch gut, aber das Benehmen ist doch gar zu sonderbar. Ich habe in meinem Leben noch niemals einen jungen Juden so springen sehen.

Ein junger Mensch vom Sperrsitz in die Loge hineinsprechend. Sie werden wohl überhaupt noch wenig Juden zum Gegenstande ihrer Beobachtung gewählt haben, gnädige Frau.

Die junge Gräfin sieht nach einer andern Seite und scheint nicht darauf zu hören.

Der Graf. Ich weiß nicht, wie Du auf Juden kommst. Moritz spricht ja schwäbisch.

Der junge Mensch. Ich bitte um Verzeihung, sächsisch.

Der Graf (will ihm direct nicht antworten, und wendet sich zum Offizier). Er ist königlich würtemberg'scher Hofschauspieler und gibt uns ein Pröbchen des schwäbischen Jargons. Wie ich

Ihnen sage. Ich kann jedoch nicht behaupten, daß es mich eben amüsire.

Der junge Mensch reicht einen Zettel in die Loge. Wollen Sie sich überzeugen — hier können Sie lesen: Ferdinand von Meißen.

Der Graf (kalt). Ich danke. Er macht's unter der Kanone zu schlecht. Sächsisch wie schwäbisch zu sprechen.

Der junge Mensch. Moritz ist ein geborener Leipziger und sollte es daher wohl können. —

Der Graf. Mir sehr gleichgiltig wo er her ist.

Der junge Mensch. Und da ich selbst ein geborener Sachse bin, so kann ich die Versicherung ertheilen, daß er unsern Dialect auf's Trefflichste wiedergibt.

Die junge Gräfin (zum Officier). Diese offenen Logen, wo Jeder hineinsprechen kann, bringen mich noch zur Verzweiflung. Mir kommt's einmal ganz jüdisch vor.

Der junge Mensch. Ich muß noch einmal bemerken, gnädige Frau, daß sie den jüdischen Jargon wohl nicht studirt haben mögen. Ich traue mir hingegen ein Urtheil darüber zu, denn ich bin selbst ein Jude. —

Ein Officier. Was nicht Alles noch? am Ende der Ferdinand von Meißen selbst. —

Der junge Mensch. Das eben nicht, mein Herr — aber —

Der Graf. Trève la conversation!

Die junge Gräfin. Wir sind wahrhaftig ganz in's Judenthum gerathen!

Hier war diese Unterhaltung zu Ende. Da ich mir's zur Aufgabe machte, diese Gespräche, so geistlos wie sie geführt wurden, ohne allen Zusatz wieder zu geben, so wird man mit diesen Pröbchen, als Curiosität, vollkommen zufrieden seyn. Oft wurde ich noch durch Gemeineres, im Münchner Dialect, während der interessantesten Scenen und herrlichsten Gesangstücke gestört; oft drehte sich das Logengespräch um Klätschereien, Wirthschaftsangelegenheiten, Alltäglichkeiten der Stadtchronik. Das Publicum, dadurch in seinem vorausbezahlten Vergnügen beeinträchtigt, mochte zischen, so viel es wollte; was kümmerte dieß die ungebildete haute Volée?

Wie ich bereits bemerkte, gehört die Aristocratie Münchens wohl zu der ärmsten des Erdenrundes. Nur sehr wenige Familien leben mit gehöriger Aisance, Glanz in höchster Potenz ist wohl bei Keiner anzutreffen. Dies ist um so auffallender, da es wohl in keinem Orte der Welt leichter ist, Aufwand zu bestreiten, als eben in München. Leute mit einer halben Million im Vermögen, würden hier — wenn sie gesonnen wären ihre Zinsen ordentlich und mit Anstand an den Mann zu bringen — Alles eclipsiren. Einige Hamburger Matadore vom schweren Gewichte, Leutchen von 4 bis 8 Millionen Mark Banko, würden ganz unbezweifelt diesem Adel sehr imponiren können. Ich kenne alte Familien, denen alle Vaisselle fehlt, um eine Anzahl

von Gästen zu bewirthen, und die daher bei vorfallenden Diners sich damit vom Glacier Tambosi versehen lassen, bei dem das Dessert bestellt wird. Man denke die unmodischen, im täglichen Dienste usirten, mit dem einfachen Namenszuge des Glaciers, versehenen Bestecke auf hochgräflicher Tafel, und nicht einmal das Service von Silber, sondern nur höchstens platirt. Von dem Luxus, mit der Vaisselle die Mode mitzumachen, sie einschmelzen und umarbeiten zu lassen, der in andern Städten bei Vornehmen und Reichen de rigueur ist, weiß man hier, wie natürlich nichts. Dasselbe ist mit den Equipagen der Fall. Braunschweig und Hannover haben in dieser Hinsicht Vorzüge vor München. Die Hofequipagen, weit entfernt modern-elegant zu seyn, prahlen noch mit altväterischen Vergoldungen und geschmacklosen Verzierungen. Ich habe keinen neuen Hofwagen während meines Aufenthaltes zu Gesichte bekommen. Die alltäglichen Transportwerkzeuge des Adels wie der reichen Leute sind ziemlich ähnlich. Eine Art von Wurst mit halbem Verdecke, bequem doch unschön. Pariser Cabriolets sind nur zwei vorhanden; das des Prinzen Carl und das des französischen Gesandten; von Gigs sind ebenfalls nur einige Exemplare auf dem Platze. Herzog Max liebt das Ungewöhnliche und hat daher seinem Kutscher die Perücke und den dreieckigen Hut gegeben, wie es der englischen Aristocratie in Regent-Street beliebt, dazu kommt ein kleiner Mohr im türkischen Costüm; die Wagen, worin gewöhnlich gefahren wird, sind jedoch nichts weniger als englisch.

Der Marstall des Herzogs ist hingegen ausgesucht. Er selbst ist Einer der kühnsten und vollendetsten Reiter.

Das Palais dieses Prinzen ist einige Male im Jahre der Schauplatz glänzender Feste, und dann geschieht es wohl, daß hin und wieder Einer aus der Rotüre, wenn er sonstige Qualitäten besitzt, dabei Zutritt erhält. Diese Ehre sollte auch dem bekannten Dichter Michael Beer aus Berlin zu Theil werden, und ward ihm so verhängnißvoll, daß er darüber das Leben einbüßte.

Der Vorfall war folgender:

Der Herzog, ein junger, lebensfroher Mann, dabei cousin germain des Königs, hatte dem Dichter Beer, dem es großes Vergnügen machte, sich in die höhere Kaste einzuschwärzen, die ehrenvolle Zusicherung gegeben, ihn bei nächster Gelegenheit einzuladen. Beer war es gelungen durch eine intime Verbindung mit dem Staatsminister von Schenk, dem Geheimenrathe von Klenze und andern bedeutenden Personen bekannt zu werden, und er sah sich bei Diners und Soirees eingeladen und neben Fürsten und Grafen — geduldet. Bon appetit, à qui en veut! — Bis zu einem Herzoge, einem Prinzen von Geblüt hatte er es aber noch nicht gebracht, und diese Auszeichnung machte ihn zum Glücklichsten.

Die Gelegenheit kam auch wirklich heran, und die Einladung erfolgte. Es war ein Ball, auf welchem einige Quadrillen erscheinen sollten; Beer ward zu den vorbereitenden Sessionen gezogen, um eine Rolle

im Maskenzuge zu übernehmen. Wenn man sich des Gesprächs Nr. 3. noch erinnert, so wird man es nicht sehr auffallend finden, daß keine der Damen von unserm Beer geführt seyn wollte, und deßhalb wurde ihm denn auch vom dirigirenden Comité, der von der Absicht der Damen unterrichtet war, die Rolle eines Herolds zuerkannt, der allein, einen goldenen Stab, statt einer zarten Damenhand in der Seinigen, die traurige Ehre hatte, den ganzen Zug glücklicher Paare anzuführen. Das Mißgeschick macht apprehensiv, und so geschah es denn, daß Beer nicht lange zweifelhaft über die Ursache blieb, die ihn zum Herold machte, und tief gekränkt begab er sich nach Hause, ergriff die Feder, und machte seinem Herzen in einem Schreiben Luft, das er an den Vorstand des Comité sandte. Wer sähe aber nicht die unausbleibliche Folge dieses Schrittes voraus? Der Vorstand, ein Mann voll Politesse und Hof- und Weltkenntniß, wußte so trefflich Beer's schwache Seite zu gewinnen, daß dieser seinen Vorsatz, sich von dem Zuge auszuschließen, aufgab, und ohne weiteres Aufsehen zu erregen, seine Zusicherung gab, unbeweibt in das Reich der lustigen Thorheit sich zu schwingen. Die Kränkung war bald verschmerzt, als die Proben begannen, und Beer sich in dem Mittelpuncte dieser Herrlichkeiten wiegen durfte. Außer ihm, war nur noch ein Bürgerlicher in der Versammlung; ein angenehmer, liebenswürdiger Mensch und ein täglicher Gesellschafter des Herzogs, zwar kein Dichter wie Beer, dafür aber ein Engländer und ein

Christ. — Mittlerweile — schon war Alles en bon train — erkrankt der junge, dem Herzoge neugeborene Sohn, und man spricht mit ängstlichen Mienen, vom Aufschube der Festlichkeit. Aber nicht lange währte diese, wenn gleich trübe Hoffnung. Der Prinz starb — und Ball und Festlichkeit wurden zu Wasser.

Bei Hofe ward von diesem Zufalle gesprochen. Die Damen und Cavaliere konnten sich nicht zufrieden geben, Alles umsonst gethan zu haben; man klagte, man wünschte, man wußte nicht, wie es angestellt werden müßte, um den Maskenzug dennoch auszuführen. Der König hörte davon, und theilnehmend an dem Schmerze der Elite seines Hofes, erlaubte er, daß die Quadrillen, auf dem nächsten Hofballe erscheinen durften. Nun trat aber eine neue Chance für die beiden Nichtcourfähigen ein. Die Liste der Theilnehmer an dem Zuge mußte dem Könige selbst vorgelegt werden, und — o herbes Schicksal! der Herold wurde gestrichen. Beer war damit vernichtet. Er setzte Alles in Bewegung, um es dahin zu bringen, daß der Engländer auch entfernt würde, weil er auf diese Weise einzig und allein eine réparation für sich sah. Wer aber durfte wagen hier Einspruch zu thun? Und sey es nun aus andern Gründen, oder daß der Engländer durch die Dame die er führte, gehalten wurde, genug, dieser blieb. Beer soll geäußert haben, daß er diese Kränkung nicht überleben würde. Um jedoch seinen Kummer nicht zur Schau zu tragen, trotzte er seinem Uebelbefinden und seiner trüben Laune, und überließ

sich mit Leidenschaft den Einladungen seiner vornehmen Freunde, die ihm damit den Beweis unveränderter Gesinnung geben wollten. So schlich er bleich und schwach von einem Diner zum Andern, saß unter Schmerzen und Aerger an langweiligen Tafeln, und antwortete dabei, auf theilnehmende Fragen über seine Blässe und Appetitlosigkeit, seinen Zustand verbergend: „es sey nichts als ein Katharrh, eine vorübergehende Kränklichkeit.“

Er wollte nach Regensburg zu seinem Freunde Schenk, hatte aber vorher noch einen glänzenden Zirkel bei sich vereinigt. Mit der größten Anstrengung konnte er nur auf wenig Augenblicke den Pflichten der Convenienz genügen. Er mußte sich entfernen ehe die Gäste ihn verlassen hatten. Es war das letzte Opfer, das der Unglückliche der Gesellschaft und ihren Formen brachte. Eine Hirnentzündung ergriff ihn, und nach fünf Tagen war er todt. Der große Arzt Walther, der ihn nicht zu retten vermochte, legte einen Lorbeerkranz auf seinen Sarg und Klenze entwarf die Zeichnung zu dem Monumente, das ihm seine Familie mit großen Kosten setzen ließ. Die Livree der ersten Häuser escortirte mit Fackeln den Leichenwagen zum jüdischen Gottesacker. —

— Der Gipfel der Gesellschaft, der Hof des Königs, bietet im alltäglichen Zustande ein Bild der höchsten Einfachheit. Bei festlichen Gelegenheiten entfaltet er sich aber zu einem reichen Gemälde, das seinen Glanz aus den Zeiten des Mittelalters entlehnt.

Die Popularität ist dann gänzlich verschwunden, und das Volk, das zugelassen wird, bekommt eine starre Hoheit, eine veraltete fremdartige Pracht anzustaunen. In solchen Fällen, hält man es der Mühe werth, die Archive zu durchstöbern, damit bestaubte Pergamente um Rath befragt werden, wie es sonst gehalten wurde. Die alten, guten Gebräuche, des Geldauswerfens, der Weinfontainen, der gebratenen Ochsen, sind aber dabei bis jetzt noch nicht wieder in's Leben getreten.

Die Verheirathung der ältesten Tochter des Königs mit dem Erbgroßherzog von Darmstadt brachte ein königliches Bankett zu Wege, wie es jetzt wohl nur selten an einem deutschen Hofe mehr gehalten wird. Nur der König, die Königin, das Brautpaar und die Prinzen von Geblüt, so wie die verwittwete Königin, und die Wittwe des letzten Churfürsten von Pfalz-Baiern, in Allem zehn Personen saßen an der Tafel. Alle Krongroßämter waren im Dienste. Der Fürst-Kron-Obermundschenk verfügte sich selbst in den Keller, um den Wein zu holen; andere Fürsten nahmen den Pagen die Speisen ab, und trugen sie auf, wechselten die Teller und spülten Gläser. Alles stand, bis auf die bankettirenden allerhöchsten Herrschaften. Die Hofcapelle führte stehend ein Konzert auf, und wegen des Violoncellisten mußte eine eigene Erlaubniß des Königs nachgeholt werden, damit er sich setzen konnte, weil es sein Instrument erforderte. Unwillkürlich fiel mir die Stelle im Mengs auf, die davon spricht: daß der Maler nur knieend einen Papst portraitiren durfte.

Nun spreche noch Einer davon, er erkenne hienieden die Göttlichkeit der Kunst an, eher bin ich bereit an die Göttlichkeit der Etikette zu glauben. —

Am Georgentage, zieht das Kapitel der Ritter des Georgenordens mit dem Großmeister, welches der König selbst ist, im altdeutschen Kostüm, zur Hofcapelle, wo junge Edelleute den Ritterschlag erhalten, und eine silberne Rüstung anlegen; dann geht der Zug in die Residenz zurück, um das Rittermahl zu halten. Der König ist im großen Ornat, mit dem blausammtnen Schleppmantel, den Pagen ihm nachtragen. Auch zu diesem Schauspiele wird das Volk zugelassen; man kann jedoch nicht behaupten, daß es große Theilnahme errege. —

In den höchsten Zirkeln brillirten während des letzten Winters einige Damen, welche nicht nur ganze Suiten verherrlichender Gedichte hervorriefen, sondern auch zu einer Spannung zwischen hohen Personen, die Veranlassung gegeben haben sollen. Wenn ich den Hof des Königs als den Gipfel der Gesellschaft bezeichnete, so sind die Damen an demselben der köstlichste Blumenschmuck dieses Gipfels. Jedoch müssen sie Schönheit und Geist im vollsten Maaße besitzen, da sie alle andern Reize entbehren, womit ihre Schwestern in niedrigern Sphären, ihr stilles Leben und seinen Kreis auszuschmücken begabt sind.

Geschlossene Gesellschaften.

Die Behauptung möge hier nicht zu grell erscheinen, daß viele geschlossene Gesellschaften in einer großen Stadt, die Andeutung geben, daß die geselligen Verhältnisse überhaupt, daselbst noch auf einer ziemlich rohen Stufe sich befinden. Ich spreche hier von jenen Vereinen, welche dazu dienen sollen, das gesellige Vergnügen zu erhöhen; solche deren Zweck Politik oder Wissenschaft wäre, gehören nicht hieher. Die Erstern sind wohl in diesem Augenblicke, unter offenkundigen Zeichen, in Deutschland nicht vorhanden; die letztern vertrocknen in ihren altherkömmlichen Formen, und nur die Naturforscher und Homöopathen erfreuen sich in neuester Zeit frischgrünender Institutionen.

Bei den Engländern verdanken die zahllosen Clubbs zunächst dem Kastengeiste ihr Entstehen; eine zweite Ursache war die rege Theilnahme an politischen Ereignissen und der Wunsch, Leute einerlei Sinnes einander näher zu bringen. Die Mittel, die der Clubb hat, seine Mitglieder zusammenzuhalten, bestehen oft in weiter nichts, als in feierlichen Mahlzeiten. Diese

Sitte ging nach Norddeutschland über, wie es bei dem regen Verkehr mit England ganz natürlich war; doch beschränkt sich die politische Färbung dort nur, auf Gedächtnißschmäuse bedeutender Ereignisse, wie der Blücher-Clubb u. a. beweisen mögen. Im übrigen Deutschland ist sie weniger verbreitet. Wir kennen als einen der interessantesten, den Schiller-Verein in Stuttgart; die Berliner Festmahlzeiten an Gedächtnißtagen bedeutender Künstler, gehören wohl nicht ganz hieher, da sie oft bloß dem Zufall ihr Entstehen verdanken.

Die Clubbs während der Revolution in Frankreich, so wie die letzten Associationen sind unter uns bekannt. Sie sind den Anhäufungen gewitterschwangerer Wolken zu vergleichen, die der Sturm zusammenpeitscht. Sie liehen jedoch, trotz des furchtbaren Stoffes, der in ihrem Schooße verborgen lag, mehr von den geselligen Unterhaltungsformen, als die englischen Muster. Die Franzosen sind das geselligste Volk der Welt, und hierin wahrhaft liebenswürdig. Freilich erschien Manches in jenen Clubbs, durch Contrast, karrikirt, durch die Umstände extravagant. Andere eigentlich geschlossene Gesellschaften, kennt Frankreich nicht, wenn wir nicht so weit gehen wollen, Zusammenkünfte junger Romantiker, oder der Liebhaber der „ächten Chanson," u. s. w. mit jenem ganz unpassenden Namen zu benennen. Eher könnte man den „Cercle des étrangers" dazu zählen, wo das Glück präsidirt, und volle Goldbörsen zur Aufnahme berechtigen.

Bei dem Italiener beschränkt sich die öffentliche

Geselligkeit auf den Besuch des Corso und der Kaffee-häuser; das Casino vereint zu musikalischen Genüssen, und zu den Bällen im Carneval.

In Deutschland, wo Kastengeist aller Art, Förmlichkeit und Scheu vor Oeffentlichkeit, ziemlich allgemein verbreitet sind, gestalteten sich die geselligen Verhältnisse auf sonderbare Weise. Man blieb nicht dabei stehen Vereine zu einem bestimmten Zwecke, für eine Anzahl von Gleichgesinnten zu stiften, sondern man kam darauf, große Gesellschaften zu bilden, die Alles enthalten sollten, was zur Unterhaltung eines gebildeten Zirkels dienlich seyn könnte. Es ist ein seltsamer Geschmack, Genüsse, die öffentlich und für Jedermann da seyn können; und oft auch wirklich da sind, bei verschlossenen Thüren unter sich zu theilen.

Etwas Aehnliches findet in Aegypten Statt, doch hat es dort seinen guten Grund. Sobald nehmlich die Pest ausbricht, suchen die reichsten und vornehmsten Europäer, sich von aller Gemeinschaft mit den Uebrigen abzusondern. Sie ziehen in Häuser, die nachbarlich zusammenstoßen, und während sie die Zwischenmauern durchbrechen, cerniren sie solche nach Außen vollkommen, und verproviantiren sich mit Allem, was zur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens gehört, auf lange Zeit. In dieser vollkommenen Abgeschlossenheit wechseln nun Concerte, Bälle, Schmäuse, selbst theatralische Vorstellungen und Unterhaltungen aller Art. Während die Epidemie draußen wüthet, leben sie nur dem Vergnügen; sie suchen sich zu über-

reden, daß die ganze Welt so glücklich sey, wie sie, und fällt ihnen die Pest ein, so macht dieses ungefähr einen Eindruck auf sie, als wenn wir daran denken, daß die Cholera in Neu-Orleans ausgebrochen sey. Sie sehen keine Leichenwagen, keine Aerzte, keine Medicinflaschen, sie werden nicht alle Tage durch Todtenlisten und den Stand der Krankheit beunruhigt, wie es sich unsere Tageblätter, zur Zeit der Cholera, so angelegen seyn ließen. Dieß Alles erhält die Leute bei guter Gesundheit, und nie hörte man, daß Einer der europäischen Consuln in Alexandrien, oder ein Mitglied seiner Familie, von der Pest ergriffen worden wäre.

Diesen Verhältnissen verdanken unsere Gesellschaften nun freilich nicht ihr Entstehen, viel leichter ist es, sie von einer andern, seit Kurzem in England sehr um sich greifenden Sitte herzuleiten, die zunächst aus dem Geldmangel entsprang.

Man weiß, daß die Engländer, aus Ersparniß, ihre Insel verlassen 'um auf dem Continent zu reisen, und daß sie hier mit dem, Aufwand zu machen im Stande sind, was daheim nicht zum nothdürftigsten Bedürfniß ausgereicht hätte. Bei Vielen ist jedoch die Reiselust nunmehr befriedigt, und sie sannen daher nach, wie sie mit Ersparniß gut leben könnten, ohne ihren so ungern vermißten Comfort aufgeben zu müssen. Denn der Comfort ist die Seele des Engländers, ohne Comfort kein Genuß. Aber was ist Comfort? Die weiße glänzende Theeserviette und die Tasse vom

feinsten Porzellan; der Kessel mit stets siedendem Wasser; die glimmende Kohle um den Toast zu rösten; das saftige Rindfleisch, das kräftige Gemüse, ein bequemer Sessel, ein hartes Bett, feine Wäsche, reinliche Zimmer, klare Fensterscheiben, gute Trottoirs, schnelle Bedienung, die Möglichkeit sich im größten Getümmel zu isoliren. Nirgend, außer England, findet man das wieder; in Hamburg ein Schattenbild davon; aber Süddeutschland, wo man in alle Saucen mit demselben Bestecke fährt, wo man das Rindfleisch aussiedet, das Gemüse einbrennt, den Thee verschmäht, schlecht wäscht, eng wohnt, weich schläft, hart sitzt und schlecht bedient wird, muß dem ächten Gentlemann ein Horreur seyn! Zu sparen und dabei den Comfort im Lande selbst zu genießen, dieß ward nunmehr die Aufgabe. Sie ist gelös't. Da es erwiesen ist, daß mit zehntausend Thalern im Jahre ein ziemlich ansehnliches Haus gemacht werden kann, während tausend Thaler kaum hinreichen eine kleine Familie nothdürftig zu ernähren; da es ferner eine ausgemachte Sache ist, daß Zehn noch außerdem mitessen können, wo für Zwanzig gekocht wird, wie das auch in großen Häusern immer der Fall ist; so kam man auf den Gedanken, daß Leute von gleichem Vermögen, zusammentreten sollten, um hiedurch ihre Mittel zu verstärken, und sich allen Lebensgenuß der Reichen zu verschaffen. Denkt man sich auf diese Weise zehn Personen vereinigt, von denen jede fünfhundert Pfund jährliches Einkommen hat, die nicht hinreichen würden in England anständig zu leben, so

erhält man eine Summe von fünftausend Pfund oder sechszigtausend Gulden, was doch selbst in jenem Lande des Reichthums für eine kleine Geldmacht gehalten werden kann. Während die zehn armen Teufel vereinzelt, nur schlechte, kleine Wohnungen inne hätten, kann jetzt ein anständiges, reinliches Haus für Alle gemiethet werden, wo sie ein schickliches Unterkommen erhalten, und überdieß noch gemeinschaftlich ein Speisesaal, einige Gesellschaftszimmer und andere Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten Statt finden können. Daßelbe ist's mit der Küche, der Bedienung, den Lustbarkeiten aller Art. Bei größern Capitalseinlagen, die einzeln immer noch keinen Aufwand erlaubten, lassen sich solche Vereine mit wahrhaftem Luxus ausstatten. Etwas Aehnliches gewähren zwar die Boarding-houses, doch mit dem Unterschiede, daß diese für den Unternehmer Gewinn abwerfen müssen, während bei den Associationen Alles für das allgemeine Beste verwendet wird.

Dies ist auch die Ursache der meisten, der in München bestehenden, geschlossenen Gesellschaften. Der kärglich besoldete Beamte, der sparsame Bürger findet hier für seine Familie Alles, wonach ihr Herz sich sehnt, um wenig Geld und mit großer Bequemlichkeit. Schießen, Kegelspiel, Billard, Musik, Ball, selbst Schauspiel findet man hier oft vereinigt, und während Frau und Tochter über Herrn L. Thränen vergießen, oder von Herrn N. hingerissen werden, sitzt der gute Mann im Rauchzimmer, zehn

Schritte davon, und entbehrt nichts. So genießen sie Alles, was nur für die Vornehmen und Reichen da ist, haben Bier und Tabak dabei, was jene in ihren Cotterien entbehren müssen, und zahlen dafür nur einen ganz kleinen, jährlichen Beitrag. — Wenn dergleichen in kleinen Landstädtchen Statt findet, wenn es dort mit Eifer cultivirt wird, so läßt sich das leicht erklärlich finden, und Niemand wird darüber erstaunen, daß das Bedürfniß solche Surrogate entstehen läßt; die große Gesellschaft einer Stadt wie München sollte jedoch andere Elemente in ihrem Schooße bergen, und man sollte dort längst die Einsicht erlangt haben, wie viel schöner, großartiger, unterhaltender und belebender es sey, alle Unterhaltungen der Oeffentlichkeit preiszugeben, als sie hinter Mauern, Ballotage, Statuten und Gesetzen zu verschanzen. Freilich ist in München, mehr als an andern Orten ein Ausscheiden der höhern Gesellschaft vom Pöbel nicht ganz denkbar, da in der Lebensweise eine selten anzutreffende Allgemeinheit herrscht, und das Bierfaß der große Hut genannt werden kann, unter dem sich alle Köpfe vereinigen lassen. Vereine von 6, 7 bis 800 Mitgliedern, die mit ihren Angehörigen und den eingeführten Fremden bis auf 2000 Theilnehmer anwachsen, bieten jedoch nur eine schwankende Garantie für die Reinheit der Race und der Kaste, welche Sorgfalt auch angewendet werden möge.

So ungern ich Eleganz in den öffentlichen Vergnügungsorten in München entbehrte, so kneipenähnlich

mir die Meisten stets erschienen sind, so unangenehm es mir war, die höhere, gebildete Gesellschaft dort gewöhnlich zu vermissen, so muß ich doch bekennen, mich viel eher dort zu recht gefunden zu haben, als in den geschlossenen Vereinen, wo es oftmals weder an Eleganz, noch an der Elite der Gesellschaft gebricht, wo jedoch der rege Umschwung, der belebende Hauch mangelt, und trotz der herrschenden Abwechslung ein ertödtendes Einerlei waltet. Das öffentliche Leben in der Gesellschaft gleicht einem dahinwogenden Meere mit mannigfaltigen Ufern, mit Schiffen, Menschen, Stürmen, Sonnenschein, Fischfang, Handel, Ebbe und Fluth, Inseln, mit Paradiesen und Schrecknissen; das abgeschlossene Leben in Gesellschaften gleicht einem stagnirenden Teich, der mit Kiosks, chinesischen Brücken, Boskets und zierlichen Gondeln prangt. Dort die helle, lebendige Welle, hier das Röhrig im stehenden Schlamme; dort Wechsel, hier Ruhe; dort Leben, hier Tod. — Was gewährt Lust von Beiden? —

In einem Hôtel, das einst dem Fürsten Porcia gehört hat, ist das Museum, ein bedeutungsvoller Name für eine unbedeutende Sache. Es ist höchstens mit einem italienischen Casino zu vergleichen; der Name Museum wird in Deutschland verschwendet. Man gibt hier einige Concerte und Bälle im Jahre, und alte Herren spielen Billard und denken an „le bon vieux temps.“ Nichts wirkt widerwärtiger auf mich, als dergleichen häßliche dickbäuchige Roués, wie sie in unsern höhern Ständen angetroffen werden, mit lüsternen Augen und

Zoten auf der Zunge. Möchten sie doch Voltaire's rührendes:

„Voulez-vous que j'aime encore,
Rendez-moi l'age des amours“ —

beherzigen. München hat eine große Menge solcher sinnlicher Greise aufzuweisen, während die Sorte der alten, komischen verliebten Gecken fast gänzlich fehlt. Und doch, wie viel angenehmer sind diese als Jene. — Das Museum umfaßt die höchsten Classen, ein Fürst ist Vorstand, und es läßt ziemlich großstädtisch und modern civilisirt, daß man die haute-finance auch für etwas dort gelten läßt. Wenigstens dem Anscheine nach. Deßhalb sind auch Juden unter den Mitgliedern, wenn gleich im Innern an kein Amalgama zu denken ist. Man wollte sogar aus diesem Grunde die geringere Theilnahme herleiten, die sich seit einigen Jahren an den im Museum veranstalteten Bällen kundgibt. In der That fand man sie leer, ledern und langweilig, und die Anwesenheit einer wahrhaft orientalischen Schönheit, der Tochter des Banquier K...a, konnte für die fehlenden Tänzerinnen nicht schadlos halten. — Die Vorlesungen, welche manchmal hier Statt finden, sind als Abnormitäten zu betrachten. Die Gesellschaft ordnet dann gewöhnlich ihre Zwecke denen der Vorleser unter, und opfert willig ihr Local, ihren Abend und ihr Vergnügen auf. Das Lesezimmer des Museums hält, von allen ähnlichen Instituten in München die meisten Zeitschriften, indeß will das dennoch nicht viel sagen. Hier ist auch das einzige Exemplar einer englischen Zeitung an-

zutreffen: the Times, welches das Ministerium des Innern kommen läßt, und dann dem Museum für einen theilweisen Kostenersatz abgibt. Wie viele englische Blätter und Broschüren, wie viele americanische, legt hingegen die Hamburger Börsenhalle ihren Abonnenten hin? Und dort ist kein Fürst Vorstand, dort gibt es weder Statuten noch Rücksichten, und das Großartige gedeiht durch sich selbst, ohne alle Protection.

Eine zweite Gesellschaft, die vor Allen renommirt ist, die meisten Mitglieder zählt, das schönste Local einnimmt und Alles in sich vereinigen soll, was das Leben erheitern und verschönern kann, ist die Gesellschaft des Frohsinns. Man findet hier Leute aus allen Ständen; die Bekenner des mosaischen Gesetzes allein sind ausgeschlossen. Da der König sich zum Protector ernannt hat, so lies't man auch die Aristocratie und Diplomatie auf der Liste. Außer jenen Abenden, wo der König einer Vorstellung des Liebhabertheaters beiwohnt, läßt sich jedoch Niemand aus den vornehmen Kasten in den Gesellschaftssälen betreffen. Die gewöhnlichen Zusammenkünfte zeigen keine andere Symptome, als die eines ganz alltäglichen Bierhauses. Dicker Tabaksqualm, schäumende Krüge, und eine übermäßig laute Conversation. Aber der Frohsinn hat selbst in München dennoch eine andere Seite. Jede Woche bringt Wechsel in die Unterhaltung. Einmal ist Theater, wo man vom Julius von Sassen und Abellino, bis zu den Mädchen in Uniform, Alles so schön darstellt, und so gut sehen kann, als im wirklichen Theater. Alles dilet-

tirt dabei, wie es im Vorspiel zum Faust heißt. Dilettanten malen, und hämmern, und klettern, und spielen, und singen, und tanzen. Dilettanten verfertigen die Costüme, Dilettanten musiciren vor dem Stücke, Dilettanten lithographiren die Eintrittskarten, und Dilettanten sitzen auch an der Casse, um sie abzunehmen. Alle diese verschiedensten Talente und Fähigkeiten zählt die Gesellschaft unter ihren Mitgliedern, und diese Dilettanten sind so sehr von ihrer Manie ergriffen, daß es drollig genug klingt, wenn man sie von ihren Bestrebungen sprechen hört, mit einem Ernste, der Lachen erregen würde, wenn man nicht die Schweißtropfen sähe, die den Armen, ihr freiwilliger Tribut der Thorheit auspreßt.

Und trotz dieser Einrichtungen, Bemühungen und Bestrebungen, trotz dieses Kraft- und Kostenaufwandes, trotz dieser theatralischen Vorstellungen, Conzerte, Schießübungen, Gartenvergnügungen u. s. w., welche Langweil, welche Geistlosigkeit, wie uncivilisirt erscheint Alles bei näherer Bekanntschaft. Wie ängstlich bewegt sich der Fremde unter diesen Leuten, wenn er Zeuge war, wie plump man hier oft die Gastfreundschaft verletzte, wie abhold man eigentlich dieser schönen Tugend ist, und nur gezwungen, weil es einmal die Sitte erheischt, ihren Anforderungen mit halbem Ohre und mürrischer Miene Gehör gibt. Viele Fremde haben über Grobheit, Einige sogar über Beleidigung Klage zu führen gehabt.

Deutlich gibt sich's in der Gesellschaft des Froh-

sinns kund, daß nur die Armuth, Sparsamkeit, oder wie man es nennen will, die meisten Theilnehmer zu diesen Surrogat-Unterhaltungen greifen läßt. Als Beweis gelte der Umstand, daß jedesmal nach beendigtem Schauspiel oder Conzert, wenn die Speisesäle sich füllten, ein Familienvater mit einer ganzen Wolke von Kindern, sich auf die Tische niederließ, und ganze Reihen von Stühlen bedeckte, den dargereichten Speisezettel aber kalt zurückwies, um einige Flaschen Bier und mehrere Semmel auf den zierlichen Gedecken mit trefflichstem Hunger zu verspeisen, während der betriebsame Wirth, ein Italiener, der es an Gesottenem und Gebratenem, an Fischen und Geflügel nicht hatte fehlen lassen, kopfschüttelnd und bedenklich, die Arme übereinander geschlagen, diesem trostlosen Treiben zusah. — Die sogenannten gemischten Gesellschaften waren mir von jeher zuwider. Der Frohsinn, als Urbild einer solchen, am meisten.

Im großen, weiten Raume ist das Beisammenseyn mit Ungebildeten nicht unleidlich, in enger Umgränzung nicht zu ertragen. Es muß nothwendig geschehen, daß ein solcher Verein sich seiner ungebildeten Angehörigen wegen bedeutend herabstimme, weil diese gewöhnlich die Mehrzahl ausmachen, die Gebildeten aber nie den Ton unter solchen Umständen angeben mögen.

Es wäre fast überflüssig hier noch von den kleinern Vereinen sehr umständlich zu sprechen, da die größern schon kein erfreuliches Bild darboten. Da gibt es einen Bürgerverein, der Alles ausschließt, was nicht

Bürger ist, und nie mehr als hundert Mitglieder zählen will. Obgleich das Local nichts weniger als elegant zu nennen ist, und daher von dieser Seite mit einem englischen Clubb keine Aehnlichkeit aufgefunden werden kann, so geben hingegen die obenberührten Bestimmungen ihm eine Art von Würdigkeit, die ihn einem solchen näher bringt, und ihn dem Frohsinn weit überlegener erscheinen läßt. Soll es einmal etwas dergleichen geben, so sey es wirklich abgeschlossen; das läßt sich, selbst neben großartigen, öffentlichen Anstalten, als bestehend denken. Mitten unter den Münchener socialen Verhältnissen, wie sie nun einmal sind, kann ich den Mitgliedern des Bürgervereins meinen Beifall nicht versagen. — Aehnliche Gesellschaften bildet das Militär, zu denen Niemand den Zutritt erhält, der nicht zum Wehrstande gehört. — Doch gibt es auch Gesellschaften, von der Tendenz des Frohsinns, die jedoch weder in der äußern Eleganz, noch in den sonstigen Mitteln mit ihm wetteifern können. Ein Conzert oder einen Ball hier mitzumachen, gewährt ein Vergnügen ganz eigener Art. Welche Künstler! welche Zuhörer! Die Damen sitzen da, die Männer stehen. Nach den ersten Tacten eines jämmerlichen Flötensolo's verlieren sich die Männer schon nach und nach. Wo gehen sie hin? In's Nebenzimmer. Die Ursache ist sehr begreiflich. Der arme Flötist strengt sich zu sehr an, ihm muß die Kehle trocken werden, schöne Seelen empfinden das leicht mit. Ein kühler Trunk ist unerläßlich. Die armen Damen blicken ängstlich nach den Herren. Sie ahnen

recht gut, wohin diese schleichen, ach! — und sie wagen es nicht, ein Gleiches zu thun. Man sieht es ihnen an, wie durstig sie sind; sie senden die Spitze des Züngleins so lechzend hinaus an die Luft, um die trockenen Lippen anzufeuchten. Ein antimusicalischer Pincher heult indeß schmerzhaft dumpf in's Adagio; er liegt unter dem Ofen, wo ihn Niemand stört. Jetzt aber entsteht ein anderer Hundelärm, der allerdings einige Aufmerksamkeit erregt, denn der Flötist muß inne halten. Die Herren nehmlich essen im Nebenzimmer, und Einer hat seinem Hunde einen Knochen hingeworfen, um den eine kleine Beißerei entsteht. Was ist wohl natürlicher? Es wundert sich auch Niemand darüber, aber die Herren haben kaum das Schweigen der Flöte vernommen, und den vom Ohrenzwang befreiten melancholischen Pincher wedelnd daherspringen sehen, als auch sie mit vollen Biergläsern, weit geöffneten Deckeln, und einigem Getöse in den Conzertsaal springen, um ihre Schönen zu erfrischen. Doch ein lautes St! empfängt sie; der Flötist hat wieder das Instrument am Munde und pfeift hinein mit jämmerlich verzogenem Gesichte. Dieß hält die Damen indeß nicht ab, das dargereichte Glas zu nehmen. Auch sieht man mehre ganz lose, leise, Sitz und Saal verlassen, um am Abendbrode des Gemahls vollständig Theil zu nehmen. — Gegen das Ende des ersten Theils sind alle Stühle leer; nun tritt die Pause ein, wo Alles genießt und trinkt; dann beginnt der zweite Theil und die Damen fühlen sich nunmehr in einer günstigern Verfassung, sich den Ein-

drücken der Kunst hinzugeben. Selbst die Männer haben ihre Pfeifen angesteckt, und lauschen, in der Thür stehend, den melodischen Tönen; Alles ist viel musicalischer gestimmt, man scheint für die Kunst zu empfinden, denn selbst dem unmusicalischen Pincher, wird, so oft er sein Lamento aufangen will, ein derbes „Kusch, Bestie!" zugerufen. Dieß stört aber weder den Genuß, noch die Künstler! — So sind die Conzerte. —

Die Bälle sind eben so anständig; man brennt nur geläutertes Oel und gegossene Talglichte dort, die Musik stimmt gut zusammen, und die Damen tanzen in kalbledernen Schuhen und Halbstiefeln. An Erfrischungen fehlt es auch nicht, denn der Wirth hat einen vortrefflichen Keller, und der Vorstand macht es ihm zur Pflicht, Tölzer-Bier einzulegen. Es wird nur deutsch getanzt, und einmal mit dem Redowak, einmal mit dem Galopp abgewechselt; beim Tanzen müssen die Herren jederzeit die Pfeife aus dem Munde legen, weil es hin und wieder einer Dame unangenehm seyn könnte; wer von den Herren keine Handschuhe besitzt, muß sein Taschentuch in die Hand nehmen, um beim Umfangen der Dame, ihr Kleid durch etwaiges Schwitzen in den Händen nicht zu verderben. Dieß ist Grundgesetz für die Tänzer. Duelle kommen hier selten auf; die Leute sind zu starke Philosophen, und lächeln über kleine Beleidigungen. So hörte ich z. B. wie ein junger Mensch, von einer Tänzerin sprechend, die dicht vor ihm stand, sie: einen „Cuirassier" benannte. Sie sowohl als ihr Tänzer hörten es, denn Beide wurden roth, und blickten zurück

nach dem Sprechenden. Ich wurde unruhig und erwartete, daß etwas kommen würde, aber Alles blieb verständig. Die Dame war wirklich enorm groß und schwer gebaut und konnte im Tanzen, eher noch mit einem Cuirassierpferde, als mit einem Cuirassier verglichen werden. Sie und ihr Tänzer mochten das wohl fühlen und dankten gewiß im Stillen für das nachsichtsvolle Urtheil.

Einige Vorzüge bieten diese geschlossenen Gesellschaften noch vor den öffentlichen in andern Orten. Alte eigensinnige Leute, die immer gern tadeln und kritteln, haben hier ein weites Feld dieser Lieblingsneigung zu fröhnen. Denn, wenn ein Caffeewirth gewöhnlicher Art hierauf keine Rücksicht nehmen würde, so ist der Wirth der Gesellschaft verbunden, sich den Wünschen eines Jeden zu fügen. Eine stete Klage wird über das Bier geführt, wie sich von selbst versteht, und hier kennt die eigensinnige Laune keine Schranken. Eben so gibt es alte Herren, die ihren beständigen Sitz haben wollen; sie zeichnen die Lehne ihres Stuhles, und sitzt zufällig ein Anderer darauf, so muß er aufstehen; eben so wollen sie ihren bestimmten Platz in dem und jenem Winkel, an diesem Fenster, am Ofen u. s. f. Man sieht wie wichtig dieß Alles ist und wie sehr es die Reize der Geselligkeit erhöht, aber eben so einleuchtend ist es, daß dieß nicht in einem Caffeehause gefunden werden kann, wo ein jeder für sein Geld gleiche Rechte genießt. Eine andere

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Annehmlichkeit erfreut die jüngern Gesellschaftsmitglieder, nehmlich das leichtere Bekanntwerden mit den Damen. In geschlossenen Gesellschaften, wo man sich oft wieder sieht, kann das ja nicht ausbleiben, und manches zärtliche Band knüpft sich dann mit der Zeit. In Caffeehäusern und auf andern öffentlichen Plätzen geschieht das viel seltener und da kommt denn oft solch' ein Romankram zum Vorschein, daß man ein Mädchen sah, sie nicht kennt, sie Monate lang vergebens sucht, und sie nie oder nur endlich wieder findet. Im Frohsinn zu München kann so etwas gar nicht Statt haben. Da weiß man gleich: sie heißt Wali oder Nanni, und wohnt im Krottenthal oder am Platzl, ihr Vater ist dieß oder das, und am nächsten Samstag seh' ich den himmlischen Engel wieder! — Ist das nicht eine beglückende Einrichtung? Ein wahrer fauler Knecht in Liebessachen? Die Münchener junge Welt hat sich aber auch so sehr daran gewöhnt, daß sie außer ihrer gewohnten Gesellschaft alle Liebenswürdigkeit verschmäht, und überall durchaus einen stillen und zurückgezogenen Ernst behauptet. An öffentlichen Plätzen sitzt man stundenlang stumm neben fremden Damen, und kann sich's gar nicht denken, wie es möglich ist „auf den Husch" eine Bekanntschaft zu machen. Diese Uebung macht es hingegen dem Fremden sehr schwer, sich den Damen zu nähern, die von ihren gesellschaftlichen Milchbrüdern, stets umlagert und occupirt sind. Auf Bällen ist es daher nicht mög-

Bayerische Staatsbibliothek München

lich eine Tänzerin zu erhalten, weil Alles schon am letzten Sonnabend für diesen Ball engagirt wurde. Nirgend sind in jeder Hinsicht die Fremden so schlecht berathen als in München; nirgend weiß man so wenig wie hier, was es um die Gastfreundschaft für eine schöne Tugend sey.

Ein anderer Vorzug der geschlossenen Gesellschaften wird endlich darin gesucht, daß man dort, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke: „frei von der Leber weg sprechen könne," und nicht befürchten darf verrathen zu werden. Ein in jetziger Zeit wohl zu berücksichtigender Punct, wo Spione überall zerstreut sind, und die größte Aengstlichkeit sich aller Gemüther bemächtigt hat. Die guten Leute nehmen sich indeß zu sehr in Acht, und sprechen nicht nur nichts Verdächtiges, sondern sogar nichts Bedeutendes, so daß sie durchaus keine Gefahr laufen. Indeß rotten sich auch bloß aus dieser Rücksicht geschlossene Gesellschaften zusammen. Ich kenne eine solche, aus alten Gymnasiasten von 60 bis 70 Jahren bestehend, die seit ihren Schuljahren, sich stets an einem und demselben Orte zusammen finden, um Abends ihr Bier zu trinken. Ein rührendes Beispiel! — „Da kann man doch noch ein freies Wort hören," sagen die alten Schulcameraden, „nie noch wurde etwas hinausgetragen, was wir hier zur Sprache brachten."

Ach! welch ein lebendiger Austausch neuer Ideen, welcher Schwung, welche Elastizität der Unterhaltung muß dort Statt finden. Wer doch so glücklich gewesen wäre, vor 60 Jahren jenes Gymnasium auch besucht

zu haben, um dieser Herrlichkeit theilhaftig zu werden! —

Wer dieses nun aber nicht haben kann, der sehnt sich in München nach Euch, Ihr Spaziergänger des Marcusplatzes, des Kohlmarkts, der Boulevards, die selbst genießend, mitgenießen lassen, geistig, sinnig, civilisirt, wo jeden Augenblick das schönste, beweglichste Leben den Reisenden umfängt. Wie wär' es auch sonst wohl möglich, sich in den großen, fremden Städten gleich so heimisch, so freundlich angeregt zu fühlen, wenn es nicht der Zauber wäre, den die Civilisation übt, und das Bewußtseyn, daß man sich unter ihren Gesetzen mit Allen frei bewege.

Protzen.

Viele Städte haben für eine eigenthümliche Classe ihrer Bewohner, ganz eigenthümliche Benennungen. Ich will, um nur ein Beispiel anzuführen, Paris mit seinen „gamins“ in Erinnerung bringen. Das Livre des Cent-et-un enthält eine ausführliche Beschreibung derselben. Wenn nun auch ein Münchener Protz mit einem Pariser Gamin nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat, so ist er dennoch in verschiedener Hinsicht eben so originell zu nennen, und allgemein verbreitet anzutreffen.

Was meine Orthographie betrifft, so muß ich bemerken, daß P. wie B. und geschärfte Sylben gedehnt in München ausgesprochen werden, daß ich also das Wort, welches im Munde des Volks fast wie Brohzen, oder vielmehr Brözen klingt, mit P und tz schreiben zu müssen glaubte.

Gewöhnlich lassen sich die Protzen an gewissen äußern Merkmalen deutlich erkennen, doch ist danach nicht sicher zu gehen; es gibt Ausnahmen, Seltenheiten, merkwürdige Exemplare. Ich hatte Gelegenheit von allen Arten kennen zu lernen, und versuchte sie

danach zu classificiren. Die alltäglichen Protzen (au naturel) entdeckt man gleich, wenn man Sonntags, nach Schwabing, Neuberghausen, Sendling oder Neuhofen geht. Es sind gewöhnlich hochgewachsene Jünglinge, mit roth gefärbten Gesichtern, die aus starken Cravatten und spitzen Vatermördern sich erheben, um die Tische setzen, und die langen Beine weit vorgestreckt, den Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, in der dicken, rothblauen Hand, eine kurze Pfeife halten. Der Hut sitzt schief auf einem Ohr. Ihr Gespräch wird langsam geführt und scheint doch animirt. Sie schreien sich oft einander an, lachen dazwischen und Alle sprechen in einem ziemlich tiefen Baß. Sie rücken und weichen nicht von ihrem Platze, wenn gleich so manche Bürgersfrau stehend ihren Kaffee trinken muß; sie nehmen die Pfeife nicht aus dem Munde, wenn gleich ein schönes Kind in ihrer Nähe vor Rauch ersticken möchte; sie schreien und lärmen immer lauter, je mehr dieß ihre Umgebung zu belästigen scheint, und halten die Kellnerinnen jedesmal fest, wenn sie ihnen frisches Bier zuträgt.

Dieß sind die äußern Kennzeichen ganz ordinärer Protzen, zwar unerheblich an und für sich, aber doch nicht unwichtig für die Entwickelung ihres Characters.

Ein solcher Protz (Prötz au naturel), ist geradezu bis zur Grobheit, streitet gern, ist sehr eingenommen für Alles, was nach seiner Meinung, München vor andern Städten nur einzig und allein besitzt, sieht dabei neidisch auf die Fremde, und ist gegen das, was

nicht einheimisch, mißtrauisch, falsch, ja selbst böse. Sich selbst kennt er gar nicht, und ahnet nicht im Entferntesten, daß er diese Eigenschaften besitze; er hält sich vielmehr für sehr aufrichtig, zuvorkommend, gastfrei und gesellig, und meint nur, daß ihm der feine Schliff abgehe, den er jedoch: Aufschneiderei, Prahlsucht, Ruhmredigkeit, Ziererei benennt, und ganz verächtlich findet. Von dem Fremden will er nichts Anders über München hören, als unbedingtes Lob; äußert Jemand Tadel, so wird der Protz gleich grob, und hält er es manchmal nicht der Mühe werth, auf der Stelle zu widersprechen, so behält er den Ingrimm einstweilen noch bei sich, verbeißt ihn indessen an der Pfeifenspitze, und spühlt ihn in Bierfluthen nieder, um bei Gelegenheit vehementer loszubrechen. —

Rechte Protzen haben es daher stets verschmäht, humane Bildung zu erlangen, und sich mit den Gebräuchen sogenannter gesitteter Nationen bekannt zu machen. Ihre rohe Größe genügt ihnen vollkommen.

Die leichtere Zunge des Norddeutschen, seine Gewohnheit sich auch im Leben der Büchersprache zu bedienen, die Lust über die verschiedenartigsten Gegenstände zu plaudern, Alles dieß macht ihn den ordentlichen Protzen verhaßt, denen „gutes Deutsch“ wie Chaldäisch ist, eine todte Sprache, die man mit unsäglicher Mühe erlernen muß. In jedem Wortkampfe siegte daher der Norddeutsche, wenn nicht dem Protzen „die göttliche Grobheit“ zu Hülfe käme.

Im Theater sitzen die Protzen auf den besten

Plätzen, und es ist Comment sie keiner Dame einzuräumen. Sind Protzen nicht mehr im Stande sich durch Drängen und Stoßen einen Sitz zu erobern, und müßen sie stehen, so rücken sie nur ungern von der Stelle, um einen höflich Bittenden vorbeizulassen. Bei einem halben Schritte brummen sie schon vernehmlich, und wollte Jemand in jedem Zwischenacte denselben Protzen incommodiren, so dürften sich sehr leicht verständliche Dinge, aus dem Gebrumme entwickeln.

Die wirklichen Mitglieder des Hoftheaters, haben selten nur, und nie in Bezug auf ihre künstlerischen Leistungen, eine Mißbilligung von Seite der Protzen zu erfahren. Sie nehmen alles vaterstädtische in kräftigen Schutz. Desto mehr aber haben fremde Schauspieler von ihnen zu befürchten.

Bei der Militärmusik, während des Aufziehens der Wache, um die Mittagsstunde, kann man artige Häufchen von Protzen wohl zu sehen bekommen. Sie stehen da, ihre großen Hunde neben sich, die Pfeife und die Schnüre des Tabaksbeutels aus der Tasche ragend, und horchen mit mildem Sinne und feinem Ohre, der türkischen Trommel und der Klappentrompete. An Sonntagen und Festen, geht ein großer Zug von ihnen, Arm in Arm der Musik voran, wenn sie zur Wache zieht.

Der höhere Protz im eleganten Style (Prötz à la braise oder au gros sel), findet sich vor der Theatinerkirche ein, um Spalier zu machen, wenn die schönen Münchener Kinder aus der Zwölf-Uhr-Messe

kommen. Diese nicht eben sehr züchtige Sitte hat hier gar nichts Auffallendes mehr. Die frommen Kirchengängerinnen müßen nolens volens durch zwei Reihen lüsterner Gaffer nach Hause gehen, die mit bewaffneten und unbewaffneten Augen, ihre Reize mustern, und mit lauten Bemerkungen begleiten, während sie nichts thun können, ihre Schamröthe zu verbergen, als die schönen Augen zu Boden schlagen.

Zur Entschuldigung der guten Protzen, muß ich jedoch bemerken: daß viele Münchnerinnen absichtlich diesen „Schaugang“ wählen, den sie wohl vermeiden könnten, indem es keinen Mangel an Kirchen und Messen gibt. —

Man hat Protzen in allen Ständen, und von den verschiedenartigsten Neigungen und Schattirungen. Z. B. Pinsel-Protzen, die der Malerei anhängen, Stein-Protzen, die für Architectur, Noten-Protzen, die für Musik, Coulissen-Protzen, die für das Theater, und Lumpen-Protzen, die für die Münchener Literatur leben und weben. Bei längerm Aufenthalte wird es nicht schwer, von allen diesen Gattungen, schöne Exemplare kennen zu lernen.

Es wäre zu zeigen, welche Eigenthümlichkeiten den Protzen ankleben, und wie sie mit den simpeln Grobianen und Flegeln anderer Städte durchaus nicht zu vergleichen sind, doch Beispiele würden zu weit führen.

Nach veralteten Begriffen kam die Benennung Protz, nur Handwerksburschen, Soldaten und Leuten

ähnlichen Gesichters zu, und deutete dann mehr das hervorstehend grobe und gemeine Element an; mit der fortschreitenden und allgemeinen Bildung, nahm jedoch dieser Zug in dem Character der untern Volksclassen, eine bedeutendere und vollendetere Färbung an, und spiegelt sich nun, in den verschiedenartigsten Stufenleitern ab, selbst jene Stände nicht ausgenommen, die auf Bildung Anspruch machen. Wir leben im Zeitalter des Protzen auf seiner Höhe! —

Indeß wird die Benennung noch immer nicht geradezu ihrer Bedeutung nach gewürdigt; und dieß ist in der Eitelkeit begründet, die sich eines anfänglich mißbrauchten Prädicats schämt. Niemand sagt noch von sich selbst, daß er ein Protz sey, wenn man gleich nicht abgeneigt ist, Andere so zu nennen; und doch brüstet sich gern ein Jeder mit jenen Eigenthümlichkeiten und seltenen Eigenschaften, welche als Unterscheidungsmerkmale großartiger Protzennaturen dienen können. Ist dieß nun aber der Fall, warum sich des Namens schämen wollen? —

Kann diese unbedeutende Skizze, dazu beitragen, dieß Vorurtheil zu zerstreuen, so würde ich mich sehr glücklich schätzen, und keineswegs die Studien bereuen, die ich darauf verwendete, dieser stark ausgesprochenen Nüance in den Sitten und dem Character eines Theiles der Bevölkerung von München, mit Sorgfalt nachgespürt zu haben.

Nudeln.

Viel früher als München in der Reihe deutscher Hauptstädte rühmend genannt wurde, zog die Kunde von den bayerischen Nudeln durch deutsche Gauen, und so unerheblich dieß auch Manchem erscheinen mag, so war doch das Ohr deutscher Hausfrauen aufmerksamer, wenn die jungen, kräftigen Martissöhne von der Donau und dem Lech, während der Kriegsjahre, nach dem fernen Norden geschleudert, von der Herrlichkeit ihrer heimathlichen Nudeln erzählten. Vergebens müheten sich die wackern Frauen ab, ihren Einquartierten, für die sie oft mehr als Nächstenliebe empfanden, Ersatz dafür zu geben. Sie zerschnitten wie es üblich und herkömmlich war, den weichen, gutgewalkten Teig, und hatten weder Eier gespart, noch es an Fleiße fehlen lassen. „Das sind wohl geschnittene Nudeln,“ pflegten dann die jungen Krieger zu sagen, „aber halt bayerische Nudeln sind es doch nit!“ — Da verzweifelten schier die guten norddeutschen Frauen und fragten: „Ja, was sind denn bayerische Nudeln für Thiere? Nudeln sind man Nudeln, überall gleich, sollten wir doch meinen.

Schnackt uns das Menschenkind von Schmalz, und Backen, und Dünsten, und Milch, ein Durcheinander vor. Das kann doch aber unser Lebtag kein Nudelgericht werden?“ —

Beide Theile hatten Recht. — Wenn wir uns auch darüber gern wegsetzen wollen, daß ein Schrank in Bayern ein Hängkasten, in der Mark eine Spinde, und in Altpreußen ein Schaff heißt, so würde man sich's, wenn es anginge, dennoch höflich verbitten, daß in Bayern eine Wanne so genannt wird. Wenn es schon unbequem genug ist, daß das, was in dem weiten Frankreich: crême heißt, in Deutschland bald Schmand, Schmetten, Obers, Kern, Raum, Rohm und Rahm genannt wird; wenn man in Franken Papier erhält, so oft man den Barbier verlangt, der dort Bader heißt; und ein Reisender, der ein Nachtgeschirr wollte, in seinem Zimmer fast geröstet ward, weil, je ungeduldiger er es begehrte, immer mehr im Ofen „nachgeschürt“ wurde, indem man dort, mitten in Deutschland, nur Pottschamber (pot de chambre), versteht; — so muß man ganz und gar darauf verzichten, im eigenen Vaterlande sich verständlich machen zu können, wenn die Sprachverwirrung so weit einreißt, daß: reiten, fahren und fahren, reiten, greinen, bald weinen, bald zanken, eine Herberge, ein Hintergebäude, und der Kasten, der Boden, die Lucht bedeuten. Eben das ist mit den Nudeln der Fall.

In ganz Bayern, jedoch nur in diesem Theile Deutschlands allein, wird mit jenem Worte ein Backwerk bezeichnet, welches vielgestaltig in den Haushal-

tungen wiederkehrt und sowohl die délices des wohlhabenden Mannes, wie die gewöhnliche Nahrung des Armen ausmacht. Bauern essen z. B. das ganze Jahr nichts als Nudeln.

Die berühmtesten in der großen Nudelgallerie, sind wohl die Dampfnudeln, wenn gleich bei weitem nicht die gewähltesten, die festlichsten für den Bürger und Landmann. Die Gourmandise der Reichen hat durch die Bestrebungen geschickter Köche diese Nudelart auf ihren Küchenzettel adoptirt, und sie darf sich selbst bei größern Diners und unter den feinsten Fastengerichten, bald mit Vanille, mit Früchten oder Krebssaucen blicken lassen. Sie verfeinern sich dann freilich so sehr, daß sie von dem Landbewohner schwerlich mehr erkannt werden würden, allerlei fremde, würzende Stoffe sind beigemischt und die formidable Nudel wird zum zierlichen Nüdelchen. Ursprünglich ist die Dampfnudel eine leichte Teigmasse, die durch guten Hefen im Dampfe locker aufgetrieben wird, und also mehr gedämpft als eigentlich gebacken erscheint. Außer Salz ist keine Würze daran, und ein wenig Milch, die ihnen in die Dampfmaschine beigegeben wird, ist die natürliche und alleinige Tunke. Es ist eine sehr einfache und nicht ungesunde Mehlspeise; der Fremde aber, der sich von Dampfnudeln, nachdem was er davon gehört, einen andern Begriff machte, findet sich getäuscht. Dieß ist, meines Wissens, die älteste nützliche Anwendung des Dampfes in Europa, und es wundert mich, daß die Bayern, denen man Er-

findungsgabe nichts absprechen kann, nicht eher wie Fulton, den Dampf im Großen benutzten. — Die festlichste Art unter allen ist die „Kirta-Nudel,“ die man bei den Kirchweihfesten backt, und deren Rezept in einem eigenen Volksliede enthalten ist, das mit den Worten beginnt:

„Allen Nachbarsleuten
Hab' i anzudeuten,
Daß im Dorfe heute
Kirta is — —“

Sie ist reich an Rosinen und Corinthen, hier Ciweben und Weinberl'n genant, und wird in Schmalz gebacken. Sie kommt den, in Norddeutschland beliebten, Pfannenkuchen und den Wiener Krapfen gleich, wenn auch diese viel verfeinerter erscheinen.

Die Rohrnudeln oder Strauben werden vermittelst einer Maschine in das siedende Schmalz gespritzt; die Dopfennudeln werden durch Dopfen (Rahmkäse, Quark, Glums), angenehm säuerlich gewürzt. Bei den Kartoffelnudeln, bezeichnet der Name, Allen verständlich, den Hauptbestandtheil.

Eine sehr eigenthümliche Gattung sind die „ausgezogenen Nudeln.“ Hier wird ein Klumpen Teiges, erst in der Hand geformt, und dann über die gebogene Kniescheibe dergestalt gezogen, daß die Mitte dünn wird, der Rand etwas dicker bleibt. Sodann wird die Nudel gebacken.

Andere Arten sind die „haubeten Nudeln,“ die

„backenen Erbsen,“ die in Fleischbrühe gethan werden u. s. w.

Man sieht hieraus wie zahlreich das Nudelgeschlecht ist, und kann daraus abnehmen wie lange es schon seinen Platz in der bayerischen Kochkunst behauptet. Eben so wie die Knödel ist es verbreitet, doch sind diese nicht so beliebt, und auch nicht Bayern allein eigenthümlich. Von den Knödeln, Nockerln, Spatzeln u. s. w. ließen sich auch lange Register herzählen.

Eben dieß ist mit jenen Farinaden der Fall, die im übrigen Deutschland ausschließlich Nudeln geheißen werden, und die hier als „geschnittene Nudeln“ bekannt sind. Auch sie werden von den dicksten Maccharoni und den breitesten Lasanie, bis zu den feinsten Haarnudeln, häufig verbraucht, wozu noch die verschiedenartigste Pasta (pâte d'Italie), kommt, die hier bald als geriebenes Gerstel, bald als Würferln, Schneckerln, Würmerln, erscheint. Es ist ganz in der Ordnung, daß täglich eine solche Mehlspeise in die Suppe gethan wird, die zwar immer dem Auge, aber dem Gaumen keine Abwechslung bietet, da sie alle ganz gleich schmecken. Der Gebrauch sie mit Käse zu würzen, wie es in Italien üblich, ist indeß hier noch nicht allgemein verbreitet. —

. . . . . Und warum ich sogar den Nudeln ein Kapitel in diesem Panorama gewidmet? — Weil wir von unserer Höhe, aus den Schornsteinen den Rauch aufsteigen sahen, und es eine sehr erlaubte

Neugier ist, zu sehen, was die Leute kochen. Die in einem gewissen Bezirke üblichen Nahrungsmittel dienen auch dazu, das Bild der Bewohner zu vervollständigen. Jene Leute, die in München, Potage à la Conti, Beefsteckś, Fricassees und Ragouts essen, bieten am Ende keine nationelle Eigenthümlichkeit mehr dar, und es kann daher nur noch davon die Rede seyn, wie und mit welchem Geschick sie sich das Fremde angeeignet haben, und wie es ihnen zu Gesichte steht. Diejenigen aber, die der Nudel und dem Knödel treu geblieben, geben eine originelle Schattirung in die Zeichnung der Alles verflachenden Mode; solche Originale sind, wenn auch nicht immer schön, doch stets interessant. Daß sie in München noch häufig angetroffen werden, gibt der Stadt ihren eigenthümlichen Reiz.

Ich weiß übrigens nichts Ausführlicheres mehr über die Nudeln zu sagen. Meine Kenntnisse und Beobachtungen reichen nicht aus; ich will bei dieser Gelegenheit gern auf ein interessantes Buch: Rumohr's Geist der Kochkunst verweisen, wo mehr darüber zu erfahren seyn wird.

Es war mir genug das Dunkel, das in unserm gemeinschaftlichen Vaterlande über Bayern's Dampfnudeln herrscht, ein wenig gelichtet, und der andern Nudeln dabei ehrend Erwähnung gethan zu haben.

Die Schranne.

Ein dem Norddeutschen unverständliches Wort, womit hier der Getraidemarkt bezeichnet wird. München entbehrt noch immer einer Korn= und Fruchthalle, und es ist auch keine Aussicht vorhanden, daß es sobald eine erhalten werde. Man behauptet, daß zu viele Interessen verletzt werden müßten, wollte man hierin eine Aenderung treffen, da die Bewohner jenes Platzes, wo die Schranne gehalten wird, von den, die Stadt an den Schrannentagen besuchenden Landleuten großen Vortheil ziehen. Kämen diese aber wohl gegen die Vortheile in Betracht, die München aus einer Getraidehalle erwüchsen? Würden die Leute, welche von den Bauern Vortheil ziehen, sich nicht am Ende gern bequemen, ihre jetzige Wohnung mit andern zu vertauschen? Der Hauptgrund liegt wohl aber sonderbarer Weise darin, daß man bisher in München mehr die Laune, als das Bedürfniß bei den neuen Bauten zu Rathe zog, und mehr Aufsehen damit zu verursachen, als solide Zwecke damit zu verbinden trachtete. Die Stadt München mit ihren Palä=

sten, Denkmälern und Kunstschätzen, die noch immer eines guten Pflasters, bequemer Trottoirs, hinreichender Beleuchtung, frischer Brunnen, verbindender Brücken, und geräumiger Markthallen entbehrt, kommt mir vor, wie ein fader Parvenü, der sich eine brillantene Brustnadel anschafft, ehe er daran dachte sich ein Hemd zu kaufen, und ein Gemälde an die Wand hängt, bevor er den nöthigen Hausrath herbeischaffte. Bei dem Parvenü hat es jedoch nichts zu sagen; denn das sind am Ende Dinge, die er haben muß, und die auch leicht zu bekommen sind. Aber mit München ist es ein Anderes. Gerade jene Dinge, welche ihm mangeln, gehören zu den Kostbarsten, und das Bedürfniß scheint Oben gar nicht gefühlt zu werden.

„Wer will überhaupt nach dem gemeinen Bedürfniß fragen? Die Kunst allein ist es, die das Bedürfniß nach Schönem, Edelm, Hohem stets befriedigt!“ Dieß ist der Bescheid der mir von Vielen zu Theil ward, und den ich mir gefallen lassen mußte. Dessenungeachtet war ich nicht zu bessern. Nie konnte ich über den geschmacklosen Victualienmarkt gehen, ohne dabei zu denken: wie schön es wäre, wenn hier in der Mitte ein Marmorbecken, mit einem Springbrunnen stände, ringsumher die Blumenverkäufer, und in weitem Kreise dann in zierlichen, zeltartigen Buden von Blech, in Hallen auf leichten Säulen von Gußeisen oder Bronce, die andern Bedürfnisse des täglichen Lebens zierlich zur Schau und zum Kaufe ausgelegt; eben so dachte ich mir jedesmal, wenn ich die Schranne unter freiem

Himmel im Mittelpuncte der Stadt halten sah, recht lebhaft, wie schön eine weite, himmelhohe Halle, eine Rotunde mit doppelter Säulenreihe und einer herrlichen Glaskuppel darauf, sich ausnehmen würde.

Ich glaubte stets, daß Fremde und Einheimische solche Werke gewiß mit regerm Gefühle betrachten würden, als den wunderbaren Zwinger, der bedeutungslos und unnütz, den frequenten Platz am Isarthore ganz ungebührlich verengt, und mit großen Kosten erbaut wurde, um drei alte, den Einsturz drohende Thürme, der guten Stadt München zu erhalten. Dies sind aber ganz unkünstlerische Gesinnungen, das weiß ich recht gut, und der Zwinger mußte aufgeführt werden, um Neher Gelegenheit zu geben, den Einzug Kaiser Ludwigs, auf die Hauptwand desselben zu malen!

Nun zur Schranne wie sie ist! — In der Mitte des eigentlichen Münchens, das einen Kern, wie andere Städte bildet, befindet sich ein nicht eben regelmäßiger, aber recht hübscher Platz. Ringsumher ziehen sich, nach oberitalischer Sitte, Bogen, oder sogenannte Lauben an den Häusern hin, worin Laden an Laden sich reiht, und eine Menge der verschiedenartigsten Gegenstände feilgehalten wird. Zu den eigenthümlichsten Bewohnern dieser Laden sind die „Priechsler“ zu zählen, welche mit Barchent oder Leinwand handeln, und die „Käskäufler,“ worin wir neben angeschnittenen Käsen, von penetrantem Geruche, allerlei Gegenstände des Luxus antreffen. Das seidene Tuch hängt

neben dem zarten Limburger, das Rosaband neben dem duftigen Jochberger; ein zierliches Kleid, das Angebinde zum Namenstage, liegt in trauter Nachbarschaft eines gemüthlichen Emmenthalers. Ich habe nie von diesen Waaren gekauft, die größtentheils auf den Geschmack der Schrannenbesucher berechnet sind, und kann daher nicht von der Erhöhung des Eindrucks urtheilen, den die aromatische Beigabe, dem Geschenke zu verleihen im Stande ist. Diese Laden, die in ihrem innersten Schooße auch oft noch Sauerkraut bergen, machen sich jedoch in weiter Ferne schon bemerkbar und ziehen die Aufmerksamkeit einer unbefangenen, diesen Sitten fremden, Nase frühzeitig genug auf sich.

An dem untern Ende des Platzes liegt das unförmliche Rathhaus, dessen hinterer Flügel noch der Burg angehört haben soll, die Heinrich der Löwe hier erbaute. Ein in Stein gehauener Löwe, der aussieht, als wenn er zu viel gegessen hätte und an Uebelkeiten leidet, wird für ein Wahrzeichen der Stadt gehalten. Zunächst vor dem Rathhause liegt eine engere Ausmündung des Platzes, der Eiermarkt geheißen, und hier prangt ein großes Bild, vorstellend St. Onuphrius, zu öfternmalen renovirt, und ebenfalls ein Wahrzeichen der Stadt. An der Seite liegt das Regierungsgebäude des Isarkreises, und am obern Ende die Hauptwache. Fünf bedeutende Straßen: Diener-, Wein-, Kaufinger-, Rosen- und Thalstraße, laufen auf diesen Platz aus, und dazu noch einige Steige und Durchgänge. Das Rathhaus hat einen unbedeutenden

Thurm, aber der schönere Thurm von St. Peter, so wie der von der h. Geistkirche schauen von Südost über die Häuser des Platzes, nach Nordwest erblickt man das erhabene Zwillingspaar der Frauenkirche. In der Mitte steht eine rothe Marmorsäule, worauf das Standbild einer Maria, als patrona bavariae, in Golderz prangt.

Dieß ist der Hauptplatz der Stadt, und wie man aus dieser oberflächlichen Beschreibung ersieht, ist er so übel nicht. Bis jetzt ist er noch immer der stattlichste und regelmäßigste zu nennen, und ist zugleich der Belebteste, weil die Hauptstraßen von ihm auslaufen.

Die ganze Woche hindurch zeigt sich nichts Auffallendes, und Wachtparade und Zapfenstreich ausgenommen auch nichts Lärmendes. Mit dem Freitag beginnt jedoch ein neues Leben. Die Fiacker, die gewöhnlich unterhalb der Mariensäule halten, erscheinen nicht, dafür aber langen vierspännige Bauerwagen an, von denen Getraidesäcke abgeladen werden, die man in Gassen oder Vierecken auf dem Platze, bis in die angränzenden, zum Theil sehr engen Strassen aufstellt. Viele Leute sind dabei behülflich, und es werden die gerngehörten Töne des lautschallenden, breiten Gebirgs-Idioms vernommen. Wer am Freitag Abends den Platz wiedersieht, den er etwa am Donnerstag verlassen, erstaunt über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen und glaubt sich in eine kleine Landstadt, wo eben Markt gehalten wird, versetzt. Eine neue Bevölkerung treibt sich dort zwischen den Gassen der

Säcke umher, die zum Schutze gegen die Witterung mit Bretern belegt sind; und die ursprünglichen Bewohner, die sonst ehrbar still, unaufmerksam und keine Käufer erwartend, in ihren engen Behältern, bei der aufgeschichteten Waare sitzen, rufen jetzt jeden Vorübergehenden an, blicken muthig fragend, unternehmend aus freundlichen Augen; die Waaren sind sorgfältiger ausgelegt, der Käse riecht stärker, das Sauerkraut wirkt harmonischer ein; Alles deutet darauf hin, daß die Zeit der Lese da ist, die Wochen-Messe, gleich dem Moment der Etrennes, für die Kaufleute des Palais-Royal.

Doch ist dieß nur ein Vorspiel zum Sonnabende, (Samstage) der eigentlichen Getraidebörse.

Mit Tagesanbruch ziehen rüstige Pferde neue Vorräthe herbei. Alles wird lärmender, geräuschvoller, und nimmt dabei einen ernstern Character an. Man sieht, daß es sich hier um den höchsten Preis und schnellsten Absatz handle, und Jeder ist bemüht dahin zu gelangen. Die Oberländer mit den spitzen Hüten, und der knappen Gebirgstracht, die Oberländerinnen, mit den hochgepolsterten Schultern und den langen Röcken, nehmen die ersten Plätze ein; dazwischen bewegen sich schnell, mit vorgekrümmtem Oberleibe, und hin und her schlagenden, weiten Röcken, die Mädchen vom Unterlande, in ihrer seltsamen Tracht, im kurzen Cotillon, dem Mieder von Band und Tressen, dem Janker darüber von buntem Cattun, mit dem Rücken

von weißer Leinwand und der eng anliegenden schwarzen Spitzenhaube.

Bei frühem Morgen kommen die Käufer, Bäcker Melber (Mehlhändler) und Brauer, und Alles ist in vollem Gange. Hier wird ein Handel geschlossen, dort werden Säcke geöffnet und Proben besehen; hier wird gemessen, dort aufgeladen. Die Müller mit ihren schweren Wagen und starken Rossen haben sich auch eingestellt, um das Erkaufte sogleich in Mehl zu verwandeln. Das Messen besorgen eigene alte Weiber, die mit großer Geschäftigkeit hin- und herlaufen und mit dem Streichholz über den Scheffel fahren, daß das liebe Gut von allen Seiten reichlich zu Boden fällt. Auf eine Handvoll Getraide kommt es in diesem kornreichen Lande nicht an; wie vorsichtig gehen andere Nationen hingegen bei dem Kornmessen zu Werke, z. B. die Italiener, welche thun, als ob sie Gold vor sich haben. — Der Markt wird immer belebter, Alles kauft, Alles treibt sich umher; Wagen und Rosse erregen Verwirrung im Gedränge, die alten Weiber werden auf dreißig Puncten zugleich gerufen; der Platz ist fast nicht mehr zu passiren. So naht die Mittagsstunde und mit ihr erscheint der Geschäftsführer der Pschorr'schen Bräuhäuser. Er beginnt seine Einkäufe zu machen und bald sieht man nur allein die Säcke mit der Aufschrift: „Pschorr'sches Bräuhaus," oder mit zwei Hacken oder Beilen, welches das Sinnbild des zweiten Pschorr'schen Etablissements, „zum Hackerbräu" ist, den Platz bedecken. Der Markt ist geendigt; die Säcke

werden nach und nach aufgeladen; die Messer und Arbeiter halten stehend, oder auf den Säcken sitzend ihr Mittagsmahl mit Brod und Bier; und die aufziehende Wachtparade kommt still und ohne Musik, und stellt sich seitwärts in der Kaufingerstraße auf, um die Bauernschranne nicht zu stören.

Wen nicht eben sein Weg über den Platz führt, vermeidet ihn gern, denn Pferde, Säcke, Wagen und Menschen drohen Gefahr, und man kann gestoßen, gequetscht, geschlagen, getreten, wohl gar gerädert werden. Nach und nach schweigt der Lärm, die Bauern haben die übrig gebliebenen, die Käufer die erkauften Säcke fortgefahren und die Messer beginnen nun ihr stilleres Werk. Der Platz wird gefegt, und die ansehnliche Menge des überall verschütteten Getraides, gesiebt und in Säcke geworfen. Dieß ist der Profit der Messer, die deßhalb eigens angewiesene Reviere haben, die sie nicht überschreiten dürfen. Zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittag ist Alles leer, und die Fiaker halten darauf wieder siegend ihren Einzug.

Thal und Sendlingergasse.

Sind das die Straßen wo wir München's neue Prachtgebäude zu sehen bekommen werden? Hör' ich meine Leser neugierig ausrufen. Das nicht, ist meine bescheidene Antwort, um zu den Prachtgebäuden zu gelangen, müssen wir uns nach einer ganz andern Seite drehen; aber es ist nothwendig erst München selbst etwas genauer kennen zu lernen, um dann die Prachtgebäude besser würdigen zu können. Man werfe mir keine Einseitigkeit oder Abneigung vor, auch die neueste Kunst soll an die Reihe, aber das Leben mit seinen bunten Gestalten hat wohl auch unendlichen Reiz, und es allein kann und soll nur dazu dienen die Kunst zu erklären, sonst bleibt sie ein Vermächtniß, das ein Kenner dem andern hinterläßt, eine Curiosität zum Betasten und Untersuchen, ein seltenes Insect, eine ächte Wendeltreppe in dem Cabinete eines Naturaliensammlers.

Und welch' ein Unterschied zwischen einem solchen und Oken! Diesem lebt die Natur und spricht ihm verständliche Laute; jenem bleibt sie ewig stumm, und

wüßte er alle Systeme und Classificirungen noch so gut. Durch das Leben zur Kunst, auf diesem Wege gelangt man zur Erkenntniß. Wir haben ihn eingeschlagen und wollen ihn befolgen.

Es ist wohl nicht zu läugnen, daß die Straßen: Thal und Sendlingergasse, den eigenthümlichsten Eindruck auf den Fremden machen, und wohl am wenigsten dem Bilde entsprechen, das er sich in der Ferne von der gepriesenen Kunst-Stadt entworfen hat. Und warum? weil Alles sich bis jetzt bemühte, diese angeborenen Züge zu verschleiern, um die neue, aufgedrungene Miene zu zeigen, und der Welt zu offenbaren. War das recht? ich finde nicht, daß es parties honteuses sind, und wäre es selbst, so müßte man der Aufrichtigkeit das Opfer bringen. Es ist eben so schlimm sich angeborner Vorzüge hoch zu rühmen, als angeborener Mängel zu schämen. Beides setzt Eitelkeit voraus.

Meine beiden Straßen dürfen aber ganz kühnlich sich vor jedem Besucher sehen lassen, und ich bin im Voraus des Dankes sinniger Fremden gewiß, daß ich sie dahinführte. In München wird man das schwer begreifen, aber doch ist es so. Ich habe Pariser, moderne Pariser, die Ludwigsstraße: c'est Arlequin! tituliren hören. Ich gebe ihnen nicht unbedingt Recht, aber die Mannigfaltigkeit der äußern Decoration, bei der Kleinheit der Gebäude, rechtfertigt in Etwas wohl diesen Ausspruch. Großstädter und Vielgereis'te sind daran gewöhnt große, einfache Façaden zu bewundern,

die fast die ganze Länge der Ludwigsstraße, so weit sie jetzt fertig ist, einnehmen würden, ohne all' den kleinlichen Schmuck zu zeigen, der dort abundirt.

Es mag nun Alles hier recht artig seyn, aber es ist nicht groß; es mag recht wohnlich, rein, zierlich, selbst stattlich genannt werden, aber wer, beim Himmel, wird von Staunen dabei ergriffen! Und Alles das ist nicht München, es ist zu neu dazu; der Schuh drückt noch überall, die Näthe pressen; das neue Kleid will getragen seyn. Viele Bürger, die es anfänglich lockte, sind schnell wieder in ihre alten, abgetragenen Hüllen zurückgekrochen. Und man muß ihnen Recht geben.—

Vom Rathhaus nach Osten erstreckt sich das lange Thal. Sonst wurde es eingetheilt in das Thal Petri, und das Thal Mariä, jetzt sind diese Unterabtheilungen abgekommen. Gleich oben am Eingange ist die heilige Geistkirche gelegen. Daneben war sonst das Spital zum heiligen Geist, voll alter Weiber, die bei den stets offenen, hohen Pforten, in ihren kleinen Abtheilungen eingepferckt, gesehen wurden. Nun folgen zu beiden Seiten buntfärbige, hohe, fensterreiche Häuser, mit Erkern und spitzen Dächern, voll Gewerbe und Leben. Es ist der älteste Theil der Stadt, denn hier stand die Burg Heinrichs des Löwen, der München gründete. Quer durch die Straße, ungefähr in der Mitte fließt der Stadtbach, und ein schlechtes, hölzernes Brücklein führt hinüber, das nennt man die hohe Brücke. Ihr zur Seite liegt, ebenfalls in der Mitte der Straße, offen, daß jedes Kind hineinlaufen kann,

die Roßschwemme. Alles dieß trägt einen überaus naiven Character: nicht gothisch und mittelalterlich dabei; es ist wie in der gewöhnlichsten Landstadt, wie ein Flecken, aber die Volksmenge, die sich dort herumtreibt, wird in jenen nicht gesehen; es ist eine große Stadt, oder vielmehr eine Anhäufung vieler kleiner; das wird uns bald klar. Die „Handlungen,“ die man hier sieht, sind mit Allem reichlich versehen, was zu den ersten Lebensbedürfnissen nothwendig ist; das Potpourri der Käsekäufler, für Auge und Nase gleich befriedigend, macht sich hier oft bemerkbar. Auch Salzstößler und Melber sind häufig, Bäcker reihen sich an Bäcker, und Jeder fügt seinem eigenen Namen, gewohntermaßen die alte, ruhmvolle Firma des Hauses bei. An der hohen Brücke backt der erste Nudelbäcker seine berühmte Waare; ewig prasselt dort Schmalz, ununterbrochen wird die zarte Masse gerührt; es ist der Galettenmann à la renommée von Paris; auch ihm wirft seine Hanthierung ein reichliches Einkommen ab. Wer wird nicht einmal bayerische Nudeln kosten wollen, wenn er in München ist? Nur eingetreten! ein „haubetes Küchel,“ sogenannt von der Haube, die dieß leichte Backwerk im Schmalze über sich wölbt, ist selbst für Feinschmecker nicht zu verschmähen. Von Köchen sind mehre vorhanden. Man denke sich darunter nicht Garköche anderer Städte, die petits traiteurs, wo man hingehen kann, um eine frugale Mahlzeit zu halten. Unsere Köche sind charcutiers, haben geräuchertes und gesulztes Schweinefleisch, Würste u. dergl. Hieran

reihen sich die Wirthe, und dort kann man diniren und soupiren nach Landessitte und Brauch. Hier kehren die Bauern ein, wenn sie in langen Zügen Sonnabends zur Schranne fahren, und während sie ihre Wagen vor den Thüren stehen lassen, so daß sie oft die ganze breite Straße, wie mit Wagenburgen versperren, führen sie die Pferde in die kleinen Häuser, die weder offene Thorwege noch Höfe haben, aber dennoch Platz und Gelegenheit in ihrem Innern, um vierfüßige Gäste zu beherbergen und zu verpflegen. Da man dieß aber den Häusern von außen nie ansieht, so war es mir anfänglich oft überraschend, beim Gehen durch einen langen, finstern Gang auf Pferde zu stoßen, die mir ruhig entgegen kamen, und dann sich bückend, ganz ehrbar und vernünftig, durch die niedere Hausthür auf die Straße traten. Zu diesen Wirthen kommen noch die Bräuer, die in den Erdgeschoßen ihrer großen Häuser durstige Seelen laben. Außerdem blüht noch in jedem Hause ein anderes Gewerbe, oft mehre. Schmiede, Schlosser, Lebzelter, welche Wachs, Honig, Meth und Pfefferkuchen verkaufen, weil letztere „Lebzelten," oder abgekürzt: „Lezelt" heißen; ferner Seiler, dem Landmanne so unentbehrlich, und eine Menge von Handwerkern aller Art, bewohnen diese Straße. Es ist der Faubourg St. Denis München's, ein sehr respectables Viertel, das keinem im Ansehen nachstehen sollte. Abends wenn die Läden geschlossen werden, und das geschieht sehr frühzeitig, wohl schon um sieben Uhr, dann werden die Kerzen auf den hohen

Leuchtern in den Zimmern der Wirthe und Bräuer angezündet, und dann auch beginnt die Zeit des Genusses für die Armen, die prolétaires, die sich jedoch nirgend so ihres Lebens freuen, als eben in München. Man hat so oft das Leben der Reichen beschrieben, damit es die Reichen selbst lesen sollen, um sich daran zu ergötzen, und so ihren Genuß noch einmal nachzugenießen. Aber wie die Armen leben, hat noch Niemand zum Gegenstand einer getreuen Schilderung gemacht; ich spreche hier nicht von idyllischen Dichtungen, noch weniger von Spaziergängen durch Hölen des Jammers. Will man freundliche, reinliche, genügsame und genießende Armuth sehen, so komme man nach München, so appetitlich findet man sie nirgend, und nirgend daher kann man sich so vortheilhaft über diese wichtige Classe der Gesellschaft belehren. Ich bin nicht so gewählt, wenn es darauf ankommt, zu beobachten, und habe auch schon degoutante und scheusliche Armuth oft in der Nähe gesehen, daher erlaube ich mir Vergleiche anzustellen und erkenne den Münchener prolétaires den Vorzug.

Die guten Leute, die dazu verurtheilt sind, für ihre Nebenmenschen alle schwere, garstige oder beschmutzende Arbeit zu verrichten, und die man im gewöhnlichen Leben Taglöhner nennt, stehen in München, wie überall bei frühestem Morgen auf, um zu sehen, wo sie Beschäftigung und für den Tag Brod bekommen sollen. Sie wohnen theils in Haidhausen, theils in der Au, in den kleinen Häuschen auf „den Lüften,“

auch im „Lehel," gemeinhin „Lechel" genannt. Mann und Frau, manchmal auch das Erwachsenste der Kinder ziehen Morgens aus; sie stellen sich vor die Thore hin, wo der Holzmarkt gehalten wird; dort findet sich am leichtesten Beschäftigung. Während die Frau sägt, hackt der Mann, das Kind trägt die gehackten Stücke in's Haus. Fehlt's hin und wieder an den Instrumenten, muß Säge oder Beil geschärft werden: schnell sind arme Leute bei der Hand, die dem Mangel abhelfen. Denn derjenige, welcher das Holz hackt, hilft nie selbst ab; er hat ja schon seinen Tagesverdienst; aber der Nachbar Schleifer hat noch nichts. „Leben und leben lassen," ist der Wahlspruch dieser guten, armen Leute. Auch handeln sie niemals von der Forderung des andern Armen etwas ab, sondern ich sah sie stets still ihr Beutelchen ziehen und bezahlen. Wie seltsam und schmerzlich muß es ihnen nicht vorkommen, wenn die Reichen, die es doch gewiß nicht nöthig haben, ihnen oft so unmäßig abzwacken. Mittags essen sie trockenes Brod, wenn's hoch kommt, Nudeln; für den Mann holt die Frau eine Maaß Bier zur Sättigung und Stärkung. Er aber setzt oft ab, um sie trinken zu lassen; auch das wackere Kind bekommt davon. Trotz ihrer Einfachheit währt die Mahlzeit einige Zeit; diese Menschen übereilen sich nicht dabei; sie leiden aber auch nie an Magendrücken. Dennoch werden sie zeitig genug fertig. Sie haben Alles mit großer Sorgsamkeit aufgearbeitet; die kleinen Stückchen für den Küchendienst, die größeren Stücke für Oefen und Wasch-

haus, sind gehörig bereitet; die Straße wird gekehrt, jedes Spähnchen wird in's Haus getragen. Niemand darf nachsehen, und doch geschieht Alles so ordentlich. Nun gehen die Tagelöhner fort; aber vor dem Weggehen läd't der Mann zwei der größten und schönsten Holzstücke auf die Schulter, die er gleich anfänglich ausgesucht und bei Seite gestellt hat. Er thut dieß so offen, daß man an einen Diebstahl dabei nicht denken kann. Und in der That ist es hier herkömmlich; in holzarmen Gegenden würde sich gewiß kein Holzhacker dieß erlauben dürfen, in München kommt's in diesem Augenblicke noch nicht darauf an.

Sie wandern durch's Thal ihrer kleinen Wohnung in der Vorstadt zu und hier zeigen sich die erleuchteten Fenster ihrer Café's, Restaurants und Estaminets. Ueberall ist's gut, und sie könnten in das erste, das beste Bierhaus eintreten und guter Bedienung gewiß seyn. Sie gehen aber in ihr gewohntes, wo sie tägliche Gäste sind, wo man sie gern sieht und mit Sorgfalt bedient, wo sie etwas „aufbegehren" können. An der großen Pforte des Hauses werden Nüsse und Rettiche feil gehalten, und in der Halle stehen überall junge Birken und anderes Gesträuch, um den Gästen eine Annehmlichkeit mehr zu verschaffen. In den offenen Zimmern drängen sich die Leute durcheinander, und das Brummen des Basses, und das Quäken der quergehals'ten Flöte wird vernehmlich. Man hört den nationellen „Pulverstoffel."

Der einfältige Knecht Christoph, Stoffel geheißen,

diente einst in einer Pulvermühle, und war überall, wo er sich in München zeigte, der Gegenstand allgemeiner Scherze und lauten Gelächters. Tanzte man, und er kam dazu, so schwieg die Musik, die Tänzer blieben stehen, zeigten mit Fingern nach ihm und riefen im Chor: „Ei, da kommt ja der Pulverstoffel!" Später erlangte er größere Celebrität, denn er soll die Mühle und die Bewohner vor der Gefahr des Auffliegens gerettet haben. Der eben erwähnte nationelle Pulverstoffel ist nun aber ein Dreher, worin eine Generalpause gemacht wird, während welcher die Tänzer stehen bleiben, und laut rufen: „Jetzo kommt der Pulverstoffel, Stoffel a!" Dann geht der Tanz weiter.

Unsere Taglöhnerfamilie setzt sich in eine bequeme Ecke; es wird Bier gebracht und nach Durst und Vergnügen getrunken; nicht lange währt es, so dampfen dicke Würste daneben, und die Holzhackerfamilie thut sich bene. Ringsherum sitzen ähnliche Gäste, die statt der Stöcke oder Schirme große Holzkloben in die Winkel stellen, die sie von der Arbeit nach Hause tragen. Sie lassen sich's gut schmecken, denn sie sind müde; es thut ihnen so wohl in dem warmen, gut erleuchteten Local, auf der weich gepolsterten Bank zu sitzen: und tränken sie das beste Bier zu Hause, solche Bequemlichkeit und Eleganz müßten sie doch entbehren. Dabei geht Alles solid und ordentlich zu, und die Leute verlassen noch vor der Polizeistunde das Haus, um schlafen zu gehen.

Es gewährt ein großes Vergnügen dem Wohlbehagen solcher Leute zuzusehen; nirgend fand ich ihre Ergötzung nach den Tagesmühen so ehrbar und anständig wie hier. Wie roh erscheinen dagegen die Vergnügungen der Schnapsläden, wo der Mann, ohne seine Familie daran Theil nehmen zu lassen, Geld und Gesundheit verschwendet; indeß hier Alle sich für weniges Geld die Kräfte restauriren. Ist die arme Familie zu Hause, so kann sie sogleich in's Bett gehen, ohne Licht und Feuerung, und am andern Morgen kocht die Mutter die Brennsuppe, und bescheert der Himmel an diesem Tage keine Arbeit, je nun! was thut's? der Erwerb des Vorigen genügt, bei den mäßigen Ansprüchen, wohl für drei.

Man sieht hieraus wie wohl das Kneipenwesen in München organisirt ist. Von den vornehmsten bis zu den geringsten Classen findet Alles seine Kneipe nach Bedürfniß und Lust eingerichtet. Für die Vornehmern eine sehr überflüssige, für die Aermern, wie wir eben gesehen, eine wohlthätige Sitte.

Die Reihe der erleuchteten Fenster zeigt uns, wie zahlreich diese Erholungsorte der armen Leute hier vorhanden sind. Wir bleiben manchmal stehen und gucken hinein. Ueberall sehen wir eine gutmüthige Geschäftigkeit, ein sehr bescheidenes Streben nach Genuß, eine Wohlbehaglichkeit ohne Ende; Tagelöhner, Soldaten, Bauern, kleine Handwerker, Studenten, Frauen und Mädchen; an der Thür sitzt ein handfester Gendarm, und oben auf dem Ofen ein junger Maler

mit heiterm Gesicht, die Mütze auf einem Ohr, die Gruppen skizzirend. —

Am Ende des Thals, wo sonst drei baufällige Thürme standen, erhebt sich jetzt das neue Isarthor. Jene Thürme wurden zu diesem Ende wieder hergestellt und durch Arcaden und Mauern verbunden. Jetzt sieht es einem kleinen Castell nicht unähnlich, und da es mitten auf einem engen Platze steht, ohne alle Verbindung mit andern Gebäuden oder Mauern, so nimmt es sich sehr wunderbar aus. Das Beste daran wird ein Frescogemälde seyn, welches der talentvolle Neher aus Würtemberg, an der Ostseite malt, und das den Einzug Ludwigs des Bayern in München, nach der Schlacht von Ampfing, versinnlichen wird. Hier sahen wir ein Gebäude entstehen, das keinen andern Zweck hat, als ein Gemälde zu tragen. Man begreift sonst nicht, was diese Novantike soll; ein unregelmäßiger, unschöner Bau, der durch die Stellung der Thürme bedingt ward, und daher nicht frei ausgeführt werden konnte. An Bewunderern fehlt es indeß auch hiebei nicht; und da man nichts anders vorzubringen weiß, so wundert man sich darüber, wie gut man die drei Thürme anzuwenden wußte, und was man daraus gemacht hat. Wie in einer Haushaltung darüber, daß sogenannte gute Hausfrauen aus jedem Stückchen alten Fleisches, und trockener Brodrinden, ein Pastetchen oder ein Hachis herzurichten wissen; unleidliche, unverdauliche und unkräftige Speisen! Besser wäre es die Ueberbleibsel Armen zu geben, und aus den Eiern und Milch

und den andern Ingredienzien, die man unsinnig daran verschwendete, eine einfache zwar, aber desto gesündere und entsprechendere Speise zu bereiten.

Ich bedaure jene armen Leute, die ihre schönen Häuser, in der Hoffnung einst an einem freien Platze zu wohnen, hier hingebaut haben, und nun in ein enges Gäßchen gebannt sind, von Thürmen und Zinnen beschattet. Das Isarthor kann mit vollem Rechte ein „Haus der Laune" genannt werden, und schade wäre es um Neher's Bild, wenn es eine spätere Zeit abbrechen ließe. Man halte dieß nicht für sehr unmöglich. Auch der „schöne Thurm," in der Kaufingergasse, war von oben bis unten bemalt, und wurde abgebrochen. Damals wollte man breite Straßen und freie Plätze, Licht und Luft für die sich mehrende Bevölkerung! Die Zeiten kehren vielleicht wieder! —

Die Sendlingergasse erstreckt sich lang und anfänglich breit gegen Süden, und drückt mehr als das Thal, den mittelalterlichen Character München's aus.

Die Häuser sind nicht so weit als jene des Thals, und außer dem Hotel der Bierbrauerei zum „Hacker," kein einziges modernes in der Straße. Dafür aber sehen wir ein Paar Kirchen in Reih' und Glied mit den bürgerlichen Wohnungen paradiren, von denen die Eine, zwischen zwei, mit Stuccaturarbeiten überladenen, ganz besondere Aufmerksamkeit erregt. Zwei Künstler, die Brüder Asam, bauten sie und ihre Wohnungen daneben, und verschwendeten daran, was sie nur an Kunst- und Glücksgütern besaßen. Dadurch entstand

eine Anhäufung von Malerei und Sculptur, von Gold und Silber, seltenen Steinarten und Gypsornamenten, ein Amalgama von Zierlichkeit und Ungeschmack, das sich nicht beschreiben läßt. Alles ist dazu im kleinsten Raume zusammengedrängt, und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände verwirrt den Sinn, und läßt keinen Eindruck zurück. Der eine Asam, Bayerns Rubens, hat eine Menge von Werken hinterlassen; in der Hauptstadt, wie auf dem Lande, hat er Kirchen und Klöster, Wohnhäuser und Capellen an der Landstraße, mit großmächtigen, den Raum verschlingenden, doch dabei höchst mittelmäßigen Gemälden versehen.

Den Schluß dieser Straße bildet das Sendlingerthor. Alte sechseckige Thürme, ein bedeutender Bogen dazwischen, ein Stück Mauer daran. Das Ganze ist nicht unmalerisch, und da es wirklich alt ist und der Stadt zur Einfahrt dient, dem zwecklosen Isarthore wohl vorzuziehen. Dem Thore gegenüber liegt das allgemeine Krankenhaus, ein Gebäude von gutem Ansehen, daneben die Anatomie, das Findelhaus u. s. w.; seitwärts führt der Weg zum Gottesacker, und einige Läden mit Grabesornamenten, Kreuzen, Immortellenkronen und Urnen bezeichnen die Nähe desselben. Es würde einen unerfreulichen Anblick gewähren, wenn sich nicht zwischen hindurch die Allee nach dem freundlichen Sendling zöge, den Alpen zu; man ist nicht lange darauf hingefahren, so lies't man an einer Wegtafel: „Straße nach Italien.“ Dieß macht freilich einen zauberischen Effect, man fühlt sich zur Heiterkeit gestimmt, und ist gern geneigt, selbst

dem Isarthore Vergebung angedeihen zu lassen. Mir ist es mehre Male so ergangen; aber wenn die fremden, großartigern Eindrücke München ganz aus dem Gedächtnisse entschwinden machten, so lebten dennoch meine guten, genügsamen, „armen Leute,“ in der Erinnerung. Armuth und Entbehrung, bei Ehrlichkeit und Fleiß, in reinlichen Lumpen, findet man nur in Deutschland, und nie kann ich mich, dieses Theils meiner Landsleute, in der Ferne, ohne tiefe Rührung erinnern.

Der Fasching.

Fasching war sonst das Losungswort aller Freudigkeit; die angekettete Narrheit wurde losgelassen, und durfte ein Rad schlagen; die Versetzerinnen, die für Gegenstände von einigem Werthe Geld herbeizuschaffen wissen, hatten alle Hände voll zu thun; die Wirthe und Musikanten hatten schlaftrunkene Gesichter, aber volle Taschen. Wie willkommen waren sie — wie heiß ersehnt, die trüben Tage des Februar! wenn dunkelgefärbter Schnee und schmutziges Eis auf den Straßen liegt, von den rinnenden Dachtraufen bekriegt, und gegen die herannahende Frühlingssonne, einen ohnmächtigen Kampf bestehend. Auch jetzt ist diese Zeit für einen Theil von Münchens Einwohnern noch immer ergiebig an Lustigkeit, für die Mehrzahl jedoch erscheint sie wie eine Last, da die Gewohnheit nicht erlaubt, sich ihren Anforderungen gänzlich zu entziehen.

In Münchens Aeußerm bemerkt man durchaus keine Veränderung; es sey denn das Aushängen von Larven und Maskenkleidern bei den Verkäufern und Vermiethern dieser Gegenstände. Einige von ihnen stellen auch eine bald so, bald so angekleidete Figur

zur Schau, deren Kopf hin= und hergedreht wird, zum großen Ergötzen der Schulkinder und Gassenbuben. Von der Hoftheaterintendanz wird ein gedrucktes Verzeichniß der sogenannten Faschingsbelustigungen herausgegeben, das wenig beachtet wird. Es ist darin weder von einer neuen Carnevalsoper, noch von neuen Balletten die Rede, man erfährt, an welchen Tagen gespielt, Ball oder maskirte Akademie gegeben wird. Die Stücke, die man für diese Zeit hervorsucht, sind die allergewöhnlichsten, und werden an den drei üblichen Spielabenden gegeben. Es sind Trauerspiele darunter, ein Paar alte Opern, und einige Possen. Am Faschingsdienstage wird gewöhnlich ein Schwank, wie „das Fest der Handwerker“ oder „Staberls Reiseabenteuer“ Vormittags zehn Uhr heruntergespielt; dies ist das einzige Außerordentliche und man begreift nicht wie dieser Exceß in die übrige Nüchternheit sich hineinverirrt.

Die drei oder vier Bälle im Schauspielhause sind wohl das Interessanteste des Ganzen. Das Parterre wird der Bühne gleichgemacht, und bildet dann einen imposanten Saal, der einer geschmackvollen Decorirung nie ermangelt. Man bringt sogar Lauben von blühenden Gesträuchen und springende Wasser an, die Beleuchtung ist nicht schlecht, und eine bedeutende Menschenmenge wogt hin und her. An sogenannten Charactermasken fehlt es freilich hier, wie überall in Deutschland. Dominos und Kutten sind die ganze Bevölkerung, und auch denen fehlt die Gabe, sich der Maskenfreiheit, ihrem weitesten Umfange nach, mit Witz und An=

stand zu bedienen. Der ganze Spaß dreht sich um die abgedroschenen Redensarten: „Grüß di Gott! bist a da?“ — Grüß di Gott! i kenn' di! — u. s. w. —

Dann und wann erscheinen Maskenzüge, Quadrillen oder dergleichen, die einem Hofballe zu Ehren arrangirt wurden, und sich nun herablassen von dem Volke sich bewundert zu sehen. Prinzen und Cavaliere bilden sie, und ziehen durch den Saal. Man kann indeß nicht sagen, daß die in den letzten Jahren, besonders prächtig, sinnreich oder überhaupt anziehend waren. Das Gedränge ist hiebei sehr groß, so geräumig das Local auch ist, und man kann daher mit vollem Rechte diese Bälle, vor allen andern Faschingsbelustigungen, als die allgemeinsten und beliebtesten bezeichnen.

Die maskirten Akademien, welche ebenfalls von der Hoftheaterintendanz veranstaltet werden, finden im Odeon Statt, und bieten, besonders dem Fremden ein eigenes Interesse. Hier erscheint der Hof ohne alles Ceremoniell, mischt sich unter die Menge, spielt und soupirt. Das Balletpersonal führt dabei eine Pantomime auf. Dies hört sich wohl sehr schön in pomphaften Beschreibungen an, ist aber in der Wirklichkeit sehr langweilig. Das Publikum nimmt fast gar keinen Theil, obgleich der Hof, und selbst der König und die Königin nie fehlen. Alles erscheint im Domino. Die Pantomimen, welche aufgeführt werden, sind seit Jahren stets dieselben, und dienen so recht dazu, die Langweiligkeit zu erhöhen, welche selbst das magere Commersspiel der hohen Welt nicht zu verscheuchen im Stande

ist. Des Königs Souper besteht in einem Glase Zuckerwasser und dem dritten Theile einer sogenannten Mundsemmel, welches ihm während der Soirée von einem Hofbedienten präsentirt wird. Diese Akademien enden um zehn Uhr und selten finden sich hier mehr als hundert Personen ein, die in ihren schwarzen Mänteln, in dem weiten, prächtigen Saal einen trostlosen Anblick gewähren.

Das Museum gibt Bälle, die nach den Hofbällen wohl zu den glänzendsten gehören. Man sieht hier zu Zeiten alle höhern Stände, die Aristokratie so wie die haute finance. Hier findet sich der gebildetste Cirkel in München, und die Elite der Gesellschaft. Hiemit soll jedoch nicht gesagt werden, daß es der unterhaltendste sey. Alles beschränkt sich auf Walzer für die Jungen und Soupers für die Aeltern; die Toiletten sind nicht übel; das Gedränge ist indeß nicht groß.

Die Gesellschaft des Frohsinns veranstaltet zahlreiche Bälle, die stets sehr besucht werden. Jeder, der auch nicht Mitglied ist, kann für einen monatlichen Beitrag an den Faschingsbelustigungen Theil nehmen. Eigentliche beau monde stellt sich hier nicht ein; die Toiletten sind nichts weniger als glänzend und geschmackvoll. Gazekleider, die mehr als ein Capitulationszeichen verdienen, sind das gewöhnliche Accoutrement dieser Grazien und Heben, und stößt man auf gesuchte Toiletten, so überbieten sie sich in Seltsamkeit und Abenteuerlichkeit, und zeigen uns

„was sich nie und nirgends hat begeben!“

Man kann den Münchnerinnen hierin nicht gleiche Erfindungsgabe, mit den Pariserinnen und Wienerinnen zugestehen. Man gibt hier auch Maskenbälle und neue Pantomimen; der sogenannte Schützenball ist der besuchteste. Ein Theil der Gesellschaft besteht nehmlich aus Bolzenschützen, die einen solennen Ball mit einem Hauptschießen vereinigen. Ein Maskenzug, der irgend eine burleske Idee, eine Krähwinkliade oder dergl. versinnlicht, verherrlicht dann das Fest. Die Schützen in tyroler Tracht schließen sich dem Zuge an und beginnen ihr Schießen auf dem Theater, während unten im Saale getanzt wird. Diese Idee ist recht artig, und das Ganze trägt einen heitern Character. Außerdem findet am Faschingsmontage ein „Jugendball“ Statt. Eltern führen ihre geputzten und maskirten Kindlein her, und der fünfjährige Cavalier fordert die vierjährige Dame zum Tanze auf; er entscheidet sich für diese oder jene, ist ausschließend um sie beschäftigt, nennt sie seine Geliebte, küßt ihr zärtlich die Hand, und die guten Eltern ergötzen sich an diesen naiven, natürlichen Regungen. Saphir hat mit einer wahrhaft komischen Strenge gegen diese Sitte geeifert, und die Münchener, anstatt ihm dieses übel zu nehmen, gaben ihm vielmehr recht, hörten aber dessenungeachtet nicht auf, ihre Kinder zu den Jugendbällen zu führen.

Ein anderer Jugendball findet im Odeon Statt, woran Kinder aller Eltern Theil nehmen dürfen. Es verdient angeführt zu werden, daß der König, gewöhn=

lich in Begleitung des Grafen Seinsheim, seines Jugendfreundes, beide Jugendbälle zu besuchen pflegt.

Die andern geschlossenen Gesellschaften, deren Zahl Legion ist, veranstalten gleichfalls ihre Bälle, parés und masqués. Bolzenschützen, Stahlschützen, Schützen schlechtweg, Thalia, Erheiterung, Erholung, Kaufmanns-Ressource, Bürgerverein, Kreuzbräugesellschaft, überall gibt es Tanz und Fröhlichkeit. Die Locale sind nicht besonders geräumig und die Beleuchtung ist nur spärlich. Die Musik ist gewöhnlich gut; an hübschen, wenn auch nicht immer guten Tänzerinnen, fehlt es nicht.

Im schwarzen Adler werden auch Maskenbälle gegeben, wofür man einen sehr mäßigen Eintrittspreis erlegt. Hier findet sich die gemischteste Gesellschaft. Der Saal ist groß und nicht schlecht beleuchtet. Außerdem finden bei allen Bierwirthen noch die sogenannten „Freinächte“ Statt; wo es diesen durch einen zu lösenden Polizeischein gestattet wird, die ganze Nacht hindurch Tanzmusik zu halten, während sie sonst um eilf Uhr ihr Local von Gästen säubern und schließen müssen.

Einige Privathäuser geben Bälle, die jedoch durch nichts sich auszeichnen. Die hohe Aristokratie, den Herzog Max ausgenommen, gibt selten etwas Glänzendes. Bei dem Hofbanquier von Eichthal war im letzten Fasching ein Ball, der sowohl durch die Anzahl der Geladenen, als durch die glänzende Profusion, die daselbst herrschte, einige Aufmerksamkeit erregte. Man sprach viel von

einem großen Maskenzuge, der am hellen Tage durch die Straßen ziehen würde, diese Idee fand jedoch keinen Anklang und mußte unterbleiben. Komisch war die Art, wie die Stadtblätter Parthei für und wider die Sache nahmen, und welche Gründe sie angaben, warum zu dieser Frist in München „so etwas Großartiges, Schönes und Sinnreiches“ nicht ausführbar sey. Im Ganzen klingt durch alle diese Belustigungen wie der Klageton einer springenden Saite, das Bedauern hingeschwundener Glückseligkeit, als noch Masken in den Straßen umherliefen und die Vorübergehenden neckten, lange Züge von Masken sich blicken ließen, und der Münchener Fasching sich mit dem Venetianischen ganz ungescheut messen durfte. Damals — so heißt es dann — war Geld unter den Leuten, und darum Lustigkeit, und ausgelassene Fröhlichkeit. München dachte noch nicht daran eine stolze Kunststadt seyn zu wollen, aber es zeichnete sich durch ein sinnlich-frohes Treiben vor allen deutschen Städten, auf sehr entschiedene Weise aus.

Zu den Bällen bei Hofe, wird das Publikum zugelassen, d. h. es kann von zwei Gallerieen in den Saal hinabschauen. Die Masse dieser Zuschauer ist für den Raum jedoch zu groß und die Hitze deshalb unerträglich. Da nun das, was man so beschwerlich zu sehen bekommt, überdieß nicht sehr belohnend ist, so ist es nicht der Mühe werth sich nach einem Billete umzusehen. —

Wenn diese Bälle nun während des ganzen

Faschings in ununterbrochener Reihe fortgedauert haben, so bringen die drei letzten Tage, Sonntag, Montag und Dienstag noch ganz besondere Ergötzlichkeiten.

Selten wird einer Magd, einem Bedienten am Faschingssonntage die Erlaubniß versagt werden, den Tanzboden zu besuchen. Selbst die strengsten Herrschaften lassen ihren „Ehalten“ (Dienstboten, Gesinde) an diesem Abende den Zügel schießen, die denn auch von der Erlaubniß den besten Gebrauch machen und mehre Bälle nacheinander besuchen, um erst am frühen Morgen nach Hause zurückzukehren. Es ist kein übler Anblick ein Münchener Stubenmädchen in ihrem Ballstaate zu sehen. Ein sauberes weißes Kleid, modisch, mit ungeheuern steifen Aermeln, darüber ein Mieder von dunkelfarbiger Seide, mit Gold und Silber gestickt und mit einer feinen Silberkette und Häckchen befestigt; um den Hals eine eben solche Kette mit einem breiten Schlosse von Filigrainarbeit und mit Rubinen, Opalen und andern Steinen ganz artig verziert, eine große, weite Schürze von Seidenzeuch oder von weißem, feinen Zeuche und gestickt, vorgebunden; den Anzug vollendet die bekannte Riegelhaube. Um den Hals schlingen diese Schönen gern ein seidenes Tuch von grellen, bunten Farben.

Mit anbrechendem Abende, verräth das Geschrei der Straßenbuben, daß sich Masken blicken lassen, welche die Caffeehäuser besuchen. Das Gepicke der Masken selbst, wird auch hin und wieder hörbar. Sonst bleibt Alles ruhig in der Stadt.

Der Montag bringt indeß eine interessantere Feierlichkeit. Es ist dieß der Umzug der Metzger, die mit einem originellen Ceremoniell, das Jahrhunderte alt ist, ihre Lehrjungen zu freien Knechten erheben. Schon am frühen Morgen beginnt der Umzug. Kleine rothgekleidete Jungen zu Pferde eröffnen ihn, dann folgt Musik und die Knechte mit Sträußen und Bändern zu Pferde. Hierauf wird der große „Willkommbecher“ mit reicher Decke behangen, und ein schön verziertes Fäßchen Wein getragen, worauf sich mehre Metzger in Feierkleidern anschließen. Sie ziehen zur königlichen Residenz, wo sie den ersten Ehrentrunk darbringen, und besuchen dann die Hotels der Prinzen und anderer vornehmen Personen. Nachmittag endlich erscheinen sie auf dem Schrannenplatze. Die Kandidaten begeben sich hier in ein Kaffeehaus, um ein eigenes Costüm anzulegen, während über dem Bassin des Fischbrunnens ein leichtes Gerüste errichtet wird. Der Knecht-Ceremonienmeister besteigt es, und bald begeben sich die Knecht-Candidaten, im elegantesten Narrenkostüm, ganz mit flatternden Kälberschwänzen besetzt, zu ihm hinauf. Ceremoniarius richtet einige altherkömmliche Fragen an sie, die sie eben so beantworten, dann werden nach deutscher Sitte mehre Gläser Weins geleert, und die Gläser unter das Volk geworfen. Hierauf müssen die Candidaten ihre Probe bestehen. Nun sollte man doch auf irgend ein blutiges Schauspiel gefaßt seyn. Etwa das Köpfen eines Kalbes, die Ermordung eines Ochsen oder dergleichen; besonders wenn

man bedenkt, daß oftmals bei ganz ländlichen Volksfesten, wie z. B. das „Kolatschenfest in Kumrowitz," das Köpfen unzähliger Lämmer eine Hauptbelustigung abgibt. Aber unsere Metzger Münchens sind nicht so grausam gesinnt, überdieß soll das Ganze ja nur eine Faschingserheiterung seyn, welche einmal in schweren Pestilenznöthen zum Frommen der niedergebeugten Bürgerschaft eingesetzt wurde, und demgemäß springen denn auch, die Metzgerlehrlinge in's weite Bassin des Fischbrunnens, wo sie sehr anmuthig in ihren zottelnden Kälberschwänzen herumtändeln, und allerlei Kurzweil treiben. Das Begießen der sie umgebenden Menge ist die Hauptsache dabei; die sich denn auch weidlich drängt und stößt um bald Diese, bald Jene in die gehörige Schußweite zu bringen, und schallend lacht, wenn ein Theil recht stark gebadet wird. Am meisten werden dieß aber die Lehrlinge selbst, welche stundenlang in dem kalten Wasser bleiben und dann triefend an allen Kälberschwänzen hervorsteigen, und wieder in das Caffeehaus eilen, um sich zu trocknen und umzukleiden. Ist dieß geschehen, so begeben sich Alle wieder, in feierlichem Zuge, nach der Herberge, wo die ehrsame Metzgerzunft sich bei Souper und Ball erlustirt.

In den meisten Städten Deutschlands finden dergleichen alte Gebräuche an den Faschingstagen Statt; baroker und seltsamer als dieser, eben erzählte, ist mir jedoch Keiner vorgekommen. In Frankfurt wurden sonst die „heißen Wecken" herumgetragen und allerlei dazu gesungen, wie z. B. das mystische:

„Hable, bable lone!
Die Faßnacht geht one,
Drobe in dem Hinkelhaus
Hangt a Korb mit Aar *) heraus,
Drobe in der Firste,
Hange de Bratwürste" — u. s. w.

Aus dem „Hable bable lone!" wollte der gelehrte Radloff, „Heilige Apollonia!" herausfinden. Ferner das duftige:

„Viole und de Blumme,
„Die bringe uns die Summe,"

und das neckische:

„Stamaus, Stamaus **),
„Blos der Katz die Aage aus!"

Es wäre nicht unverdienstlich, unter dem Titel „deutsche Faschingsgebräuche" Alles zu sammeln, was von den nördlichsten Küsten der Ostsee, bis zu den Alpen, an jenen Tagen als herkömmlich erscheint und mit einer Art von Pietät durch Jahrhunderte bewahrt und beibehalten wurde. Ich selbst erinnere mich so manches characteristischen Zuges.

In Schlesien ist der stehende Refrain:

„Der Harr, der hat' ne hoche Mütze,
Hat se vull Ducaten sitze,
Wird sich wohl bedenken,
Und merr a Gröschle schenken!"

*) Eier.
**) Stein= (Fleder=) Maus.

Dann in Stockach, der Umzug der Narren, wozu ich selbst mehrere Jahre hindurch, weil ich nicht gegenwärtig seyn konnte, den Ehrenbeitrag mit einem Ducaten eingesandt habe.

Vor Allem aber sind mir die Fischer aus der lieben Heimath gegenwärtig, wie ich sie als Knabe freudig begrüßte, wenn sie mit den geschmückten Kötschern erschienen, voll Rauschgold, Bändern und Glöckchen, und den originellen Chorus anstimmten:

„Lot uns nich lang luhre,
Lo von de Linge!
Dat Behr wird uns versuhre,
Lo von de Linge!
De Kötscherkes de klinge,
De Fischkes de springe,
De Fischergeselle singe *)! — —

— Eine andere alterthümliche Sitte während des Faschings in München ist „der Schäfflertanz, der jedoch nur alle sieben Jahre wiederkehrt. Auch er soll sein Entstehen den Zeiten einer verheerenden Pest verdanken, und dazu eingesetzt worden seyn, die bedrängte Bürgerschaft aufzuheitern. Die Schäffler, in andern Gegenden:

---

*) Lass't uns nicht lang lauern,
Lo von de Linge! (ein unübersetzbarer Refrain, wie das mironton - ton - taine der Franzosen.)
Das Bier wird uns versauern,
Die Kötscherchen die klingen,
Die Fischchen, die springen,
Die Fischergesellen singen! —

Küper, Kiefer, Büttner, Bötticher oder Faßbinder genannt, halten gleichförmig, in rothen Jacken, schwarzen Hosen, weißen Strümpfen und grünen Sammtkappen, einen Rundtanz mit Reifen, durch die ganze Stadt, der mehre Wochen dauert. Sie haben einen Pickelhäring bei sich, der die Zuschauer durch seine Lazzi erfreut und führen sehr kunstvoll verwickelte Touren mit ihren Reifen aus. Im Anfange befördert die Sache, nach einer siebenjährigen Pause, stets eine angenehme Erregung, später aber, wenn die Costüme nicht mehr so zierlich, die Tänzer ermüdet, und die Gaffer gesättigt sind, kann man auf dieses Schauspiel in entlegenen Gassen stoßen, ohne daß es die Leute an die Fenster lockt, und nur der kleinen, schmutzigen Straßenbevölkerung eine Bewunderung abnöthigt.

In München wird nicht so strenge, wie in andern katholischen Städten, darauf gesehen, daß mit dem letzten Glockenschlage der Mitternacht, der den Anfang des Aschermittwochs verkündet, Tanz und Musik schweigen. Kein Polizeicommissair begibt sich, die Uhr in der Hand, auf das Orchester, zum ersten Geiger, um ihm, wenn die verhängnißvolle Stunde geschlagen, unerbittlich in den Bogen zu fallen, und die Musik plötzlich zu unterbrechen. Wo dieser strenge Gebrauch gehandhabt wird, ist es interessant zu sehen, mit welcher Vehemenz, mit welcher ängstlichen Hast der letzte Walzer getanzt wird. Alles drängt sich hinzu, Alles will noch der Seligkeit theilhaft werden; sie jagen dahin

als gält' es sich das ewige Heil zu erringen. Immer rascher wirbelt der Reihen, immer athemloser drehen sie sich, sie ahnen daß die Stunden der Lust bald verronnen seyn werden, und mit ihnen eine Welt voll Wonne und Sinnenrausch versinken wird. Wer wird im nächsten Jahre das heitere Auferstehungsfest des Faschings feiern? Ach! von diesen rosigen Tänzerinnen, von diesen kräftigen Tänzern, wie viele werden ausruhen in der kühlen Gruft, und kein Straußischer Walzer, der sie jetzt so hebt und beseelt, wird ihre starre Ruhe mehr zu erschüttern im Stande seyn. Sie drehen sich daher immer wilder, um so viel Seligkeit noch in die kurze Spanne Zeit hineinzudrängen, als ihnen vergönnt ist; die Augen blitzen, die Wangen glühen, der Mund lächelt, aber dennoch malt sich Aengstlichkeit in den Zügen; jetzt ist Alles noch im lebhaftesten Schwunge bewegt, da bricht die Musik unordentlich ab; die Armen hören es nicht, sie drehen sich noch einige Augenblicke musiklos; die Umstehenden lachen, die Tänzer kommen zu sich; Alles schweigt plötzlich, man geht niedergeschlagen noch eine Weile auf und ab; kein Gespräch will fließen, nur den alten Herren quillt eine behagliche Freude aus den Mundwinkeln. Die Fasten sind angebrochen und es zeigt sich ihnen die Perspective zu üppigen Diners.

In München verstummt die Freude nicht so plötzlich. Gleichwie vormals in Warschau, in dem schönen Willanow, so finden auch hier nicht selten noch Aschermitt-

wochsbälle Statt. Die Mitfasten (mi-carême), werden jedoch nicht wie in andern Städten, gehalten, wo den Masken wieder vergönnt wird, sich in den Straßen herumzutummeln, um den traurigen Ernst der Fasten, auf eine heitere Weise, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu unterbrechen.

Von allen deutschen Städten ist München diejenige, welche die meiste Lust hätte, einen sinnreichen, recht heitern Fasching auszuführen, auch weiß sie wohl, daß sie vormals ein nicht unbedeutendes Talent dazu an den Tag legte. Was jetzt die Sache hindert, ist 1) Mangel an Geld; 2) die Aengstlichkeit, höhern Orts Mißfallen zu erregen; 3) die Besorgniß, zu große Heiterkeit zu verrathen; 4) ein hoher Grad von Schwerfälligkeit und wenig Verträglichkeit. Diese Gründe wurden selbst von Münchnern, zu verschiedenen Zeiten angegeben, ohne Widerspruch zu finden, wenn Aufforderungen ergingen und die Lust sich regte. — Der Wiener liebt nicht, trotz eines bedeutenden Vorraths innerer Fröhlichkeit, Aufsehen durch Verkleidungen und öffentlichen, zur Schau getragenen Narrheiten, zu erregen; sein Fasching ist der Tanz, und dafür ist reichlich durch die Menge von öffentlichen und sogenannten Hausbällen gesorgt, und durch die herrschenden Könige derselben, Strauß, Lanner und Morelli. — In Köln ist der Fasching eine wahrhaft antike Erscheinung. Eine umgekehrte Welt! Sehr vernünftige Leute, die das ganze Jahr hindurch, ziem-

lich grau in grau erscheinen; fleißige Fabricanten, feste Handelshäuser, wohlrenommirte Weinhändler, wackere Beamte, und Söhne des alten Rostocker Kriegsgottes, schnappen an einem gewissen Tage, zu einer bestimmten Stunde über, und kennen sich gar nicht mehr vor ganz entsetzlicher Lustigkeit. Die vernunftigsten Leute in den königlich preußischen Landen nehmen sich einmal im Jahre vor, verrückt zu werden! Ich kann mich nicht gut in ihre Lage hineindenken; meine jedoch es sey eine Art von geistigem Abführungsmittel. Was einige Male zu Bamberg und Nürnberg während der Faschingstage versucht worden ist, fand nur wenig Anklang. Den Bambergern kann man nachsagen, daß sie große Freunde ihrer schönen Natur seyen, und ihr starkes Bier mit Vergnügen, vor ihren Felsenkellern sitzend, schlürfen. Im Uebrigen neigen sie aber weder zum Humor, noch weniger zum Scherze, noch weniger zu ausgelassener Lustigkeit. Die Nürnberger machen wohl eher manchmal einen Seitensprung; auch besitzen sie eine uns Leuten von Heute, fremdartig erscheinende, aus dem Mittelalter herrührende Lustigkeit. Wer nicht Gelegenheit hatte der Lorenzer Kirchweihe mit sehr vorzüglichen Bratwürsten, Schaukeln im Freien und Kirchweihküchelu beizuwohnen, wird die Naivität Grübel's und Hans Sachsens nie ganz empfinden können. Aber ein maskirter Umzug am hellen, lichten Tage, zu Wagen, zu Pferde, und zu Fuß, wie schlechte Comödianten und

„zusammengeflickte Lumpenkönige,“ das ist diesen Gemüthern nie entflammt, und wurde ihnen von außen angeblasen. Es hängt ganz eng mit den Volksfesten zusammen, die in neuerer Zeit, wie eine wandernde Epidemie, mehre jener Städte heimsuchten.

Im übrigen, besonders dem nichtkatholischen Deutschland, hat der Fasching gar keine rechte Bedeutung, und es ist eine dem Berliner übel anstehende Ostentation, wenn er von „seinem Carneval“ spricht, und damit die Subscriptionsbälle im Schauspielhause meint, die trotz Advent und Fasten, ihren ruhigen Fortgang haben. Die lange heilige Stille, die den rauschenden Fasching, nach beiden Seiten hin, einfaßt, gibt ihm eben einen höhern Werth. Er erscheint wie eine heitere Oase in der Oede. Das Mädchen, das Morgens vier Uhr im kalten Winter zur „Rorate“ geht, am Christabend nichts ißt, die heilige Weihnacht durchwacht, um die Christmette nicht zu versäumen, und am Aschermittwoche sich einäschern läßt, das fühlt die Freuden des Faschings doppelt so schön, und thut gern etwas, das sich in den Fasten gar lieblich beichten und hold abbüßen läßt.

In vielen Städten ist keine Spur vom Fasching anzutreffen, z. B. in dem halb katholischen Breslau; und Hamburg, das alle 365 Tage des Jahres seine Tanzsäle offen hat, macht lächerlich genug eine Art von Fasching mit, der aus drei langweiligen Redouten im Schauspielhause, und einem originellen Spec=

takel besteht, wobei die Schauspieler auf groteske Weise, die sogenannte Ceremonie der Artistes des Theater Français nachahmen. Diese Bestrebungen verschwinden jedoch gegen die Gasbeleuchtung von Johann Peter Ahrens und die heitern Freuden im Hôtel de Nelson und bei Dorgerloh.

Fasten und stille Woche.

Während der Fasten kommen einige Conzerte an die Reihe, um für die Tanzbelustigung zu entschädigen, sie erregen jedoch nur geringes Interesse. Große Productionen, zu denen die Mittel hier überreich vorhanden wären, finden fast nie, oder doch nur höchst selten Statt; und somit beschränkt sich Alles auf jene geschmacklosen Ragouts, die vom Zufall und der Bequemlichkeit zusammengehackt, einer kleinen Schaar von übersättigten Gästen aufgewärmt werden. Man hört allgemein die Klage, daß man den Künstlern die nothwendigen Proben nicht einräume, weil das Theater alle Zeit in Anspruch nehme. Diese Klage ist gegründet; eine zweite, über die Theilnahmlosigkeit des Publicums, selbst bei den großartigsten, herrlichsten Leistungen, ist es ebenfalls.

Größern Beifalls erfreuen sich allerdings, die, in katholischen Landen, üblichen gastronomischen Belustigungen, unter dem Namen: Fastendiners, hinlänglich bekannt. Es ist jetzt damit so weit gediehen, daß

zwei bis drei Schüsseln mit Fischen das Einzige ist, was bei solchen Gastereien an die Fasten erinnert. Sonst war es anders, und man gab sich Mühe, aus Fischen, Mehlspeisen und Gemüsen ein Mahl von sechszig bis siebenzig Gerichten zusammenzusetzen. Freilich wurden Fischottern, Biber und mehre Arten von Wasservögeln in die Liste der erlaubten Speisen gezogen; für Jemand, der eine Indigestion wagte, blieb es jedoch immer interessant ein Fastendiner mitzumachen, wie es hier vor Zeiten bei dem bekannten Weinwirthe Döllerer im Thale Statt zu finden pflegte.

Liebhaber der Gastronomie finden auch jetzt noch ihre Rechnung, denn bei Junemann, Havard, Tamboſt und Michel, schlingen die Fastendiners den rosigen Kranz, und man erstaunt darüber, welche Anstrengungen die Unternehmer für den Preis von 2 bis 3 Gulden das Couvert machen. Seefische aus Triest, große Lachsforellen von 20 Pfunden und darüber, Salme aus dem Rheine, junges Gemüse aus Strasburg und Welschland, feines Wild aus dem Gebirge, Alles wird aufgeboten, um die Gäste zufrieden zu stellen. In dieser Zeit ist München ein pays de cocagne, und der Münchener selbst ist dann bemüht, diese Vorzüge in's hellste Licht zu setzen. „Nicht wahr? hier ist's gut seyn! Wo lebt man so lustig wie hier?“ — Das sind alsdann die stereotypen Anrufungen, die an den Fremden gerichtet werden. Die arbeitenden Classen, für die dergleichen Freuden nicht da sind, entbehren indeß viel, durch das Einstellen der Tanzmusik, und

sind lediglich Sonntags auf einen Discurs beim Glase Bier beschränkt.

So naht die stille Woche heran, um mit feierlichem, höherm Ernste, die Fasten zu beschließen, und der lauten, allgemeinen Fröhlichkeit wieder Thür und Thor zu öffnen. Am Palmsonntage beginnt gewöhnlich die Reihe musicalischer Genüsse mit der Aufführung eines großen Oratoriums im Saale des Odeons.

Für mich war die stille Woche immer der lieblichste Abschnitt des Jahres, während meines Aufenthaltes in München.

Hinter mir lag der unfreundliche Winter mit seinen Plagen; die wachsenden Tage, umglänzte heiterer Sonnenschein, und Schnee und Eis war aus den Straßen verschwunden, und man sah das Pflaster wieder, das ich freudig begrüßte, so unbequem es sich auch darauf erging. Mit der andächtigen Menge zog ich in die Kirchen und ließ mich von den hehren Klängen Palestrina's, Algarotti's, Pergolese's, Jomelli's, der Zeit und dem Raume entrücken. Die Gesänge in der St. Michaelskirche werden mir stets unvergeßlich bleiben. Das kühne, herrliche Gewölbe ist so geeignet für den erhabenen, getragenen Kirchengesang. Man sitzt da im weiten Raume, unter einer gewölbten Decke, von riesenmäßiger Spannung, die kein Pfeiler stützt. Der Gedanke, diese Wölbung aufzuführen, war so kühn, daß die Zeitgenossen den Baumeister für einen Abenteurer erklärten, und es lange nicht wagen wollten, in die Kirche zu gehen, aus Furcht sie möchte zu-

sammenstürzen. Die Sage verkündet, daß man Kanonen darin habe abfeuern wollen, um die Festigkeit des Gewölbes zu erproben, und daß dann der Baumeister, aus Besorgniß, selbst die Flucht ergriffen habe. Dieß ist aber längst widerlegt; der kunstvolle Meister war seiner Sache zu gewiß, und konnte mit gutem Bewußtseyn auf den Ruhm rechnen, den ihm die Nachwelt willig zollt.

Dunkel herrscht in der Kirche, und man vernimmt ein leises Summen frommer Betender, die sie erfüllen, und die man nur in der nächsten Umgebung dämmernd wahrnimmt. Vor dem Choraltar schwebt frei in der Luft ein colossales Kreuz aus hunderten von Lampen zusammengesetzt, als Nachahmung der Beleuchtung von St. Peter in Rom; und aus den Lüften herab strömen die Harmonien in ungewohnter Schönheit, kunstvolle Fugen in labyrinthischen Verzweigungen, der canto firmo in voller Majestät. Man staunt hier die Größe Palestrina's an, der die Schauer des Aeschylos mit denen des Dante vermählt; die nakte Kraft des Erstern mit einer Anmuth bekleidet, die jedoch nichts von Weichlichkeit besitzt, eine ernste, hehre Gestalt, im starren, schweren Gewande, die sich damit begnügt, einen kühnen Griff zu wagen, und den mächtigen Faltenwurf betrachtend, mit emporgehobenem Kopfe, ausruft: „Seht! ich bin schön!“ — Tiefgebeugt und mit hochathmender Brust saß ich da, und horchte diesen Gängen, und schwamm in diesem Meere des Wohllauts. Was ist Harmonie? eine leere Berech-

nung? Dadurch sind wir zu dem geheimnißvollen Dinge gekommen, wie der Zufall uns zu Allem geführt hat. Was wissen wir von dem Wesen der Harmonie, die solche Macht über uns ausübt, daß wir bald bis in's Innerste zerknirscht, bald zum Himmel der Seligkeit erhoben werden, bald allen Schmerz der Erde auf unserer Brust lastend empfinden, bald von Hoffnung durchdrungen, frei und froh aufathmen. Während Palestrina's Miserere erwacht das letztere Gefühl nur selten in uns. Tief erschüttert es das Gemüth, und die Erhebung gebiert noch keine Freude.— Pergolese's Ernst ist nicht so streng; hier haftet schon die Heiterkeit, wenn auch nur im Vorüberflattern, unsere Seele leicht bewegend. Diese Töne rühren uns, und selbst der erhabene Schmerz der schwertdurchbohrten Mutter, leiht von der Milde des irdischen Jammers, und wir hören die himmlische Klage auf Wellen der Melodie uns umschweben, und immer und immer wiederkehrend, anmuthvoll sich selbst und uns beschwichtigen.

Von dem kunstvollen Orlando Lasso, der in München längere Zeit gelebt, werden kostbare Reliquien hier bewahrt, Originalpartituren, die nirgend mehr angetroffen werden. Auch dieser Schatz öffnet sich in jener Zeit. Sein Styl ist erhaben, und ich hörte einst ein Misertere von Lasso, das mich lange zweifelhaft ließ, ob ich es nicht dem großen Palestrina zuschreiben sollte.

Am Charfreitage werden die heiligen Gräber besucht; theatralische Decorationen mit bunten Lämpchen

und Flittertand umhängt, selbst mit aufschwebenden Engeln und ähnlichen Maschinerien versehen. Es ist eigentlich für den eifrigen Katholiken unerläßlich die heiligen Gräber aller Kirchen zu besuchen, doch glauben die heutigen Weltkinder schon genug gethan zu haben, wenn sie bei sieben andächtig waren.

Abends, zur Zeit des Zapfenstreichs, versammelt sich eine große Volksmenge vor der Hauptwache. Als ich das Erstemal in München war, und ganz zufällig diesen Zapfenstreich zu hören bekam, ward ich so wunderbar davon ergriffen, daß es mir jetzt unmöglich seyn würde, diesen Eindruck zu beschreiben. Alle Trommelschläger der Garnison, und das sind bedeutend Viele, schlagen ihn gedämpft, während eine Menge von Piccolo-Flöten eine höchst eigenthümliche Melodie dazu spielt. Es liegt ein Reiz darin, wie in Beethoven's Composition von Clärchens Lied:

„Die Trommeln gerühret,
„Das Pfeifchen gespielt“ — —

und dann weiter:

„Ich ging wohl zum Thor hinaus,
„Mit muthigem Schritt,
„Ging durch die Provinzen,
„Ging überall mit.“

Man sagte mir: die Composition rühre noch aus den Zeiten Maximilian Emanuels her, und sey bei dem Sturme von Belgrad gespielt worden. Ich mag nicht daran denken, weil mir sonst immer das dumme Gesicht des kleinen Tambours vorschwebt, das auf dem

Bilde jener Erstürmung, in den Arcaden des Bazars, den Beschauer so widerlich anglotzt. Andere behaupten es sey eine neuere Composition; einige sogar, sie rühre von Winter her. Ich habe das Gewisse nicht erfahren können.

Am Charfreitage dürfen auf den Speisecarten der Restaurants keine Fleischgerichte angezeigt werden; bei den meisten sind gar keine zu haben.

Sonnabends, bei der Auferstehung, schallen freudige Klänge; die Glocken, die während der stillen Trauerzeit verstummt waren, tönen feierlich, das Te Deum wird angestimmt, und die schwarzen Verhüllungen fallen von den Altären, die im festlichen Schmucke prangen. Ostern ist da, und der fette Braten ziert wieder einmal die Tafel; noch ein stiller Abend, um den Uebergang nicht zu grell erscheinen zu lassen, und nicht von niederbeugender Schwermuth zur Ausgelassenheit hinüber zu taumeln, dann ist der zweite Ostertag da, und mit ihm rauschen die Straußischen Walzer aus allen Guingetten auf, die München umgeben, und die Bälle im Freien, der höhern Cotterien, nehmen ihren Anfang.

Der Bockkeller.

Ich komme zu Münchens liebenswürdiger Seite, und diese zeigt sich im Frühlinge. Wenn der April mit seinen Stürmen vorüber ist, kommt — wie überall — so auch in München: der Mai, der sogenannte Wonnemond, der es so selten wirklich ist, weil er nur als eine Fortsetzung des Aprils zu betrachten ist. Für Münchens Bewohner aber, bringt er Wonnen ohne Zahl, denn an seinem ersten Tage, wird der Bockkeller eröffnet.

Was ist der Bockkeller? ein tiefes, ungesundes Loch — ein alter Keller zum Wenigsten, wo große Fässer liegen, wo man in Dunst und Moder, bei qualmenden Stümpfchen Licht, bei Thranlampen trinkt und schreit? Wo man den Verstand verliert, und an die Sonne hinauftaumelt, um in Kopfschmerz und Uebelbefinden wieder zu sich selbst zu kommen? — Halt! Halt! welche trüben Vorstellungen! — Der Bockkeller ist nichts anderes, als ein Hof, von einem offenen Schuppen, an der einen Seite eingefaßt, und mit einem kleinen, sehr baufälligen Hause. Wie man sich

bei dem Worte „Bock,“ nicht das Thier mit Bart und Hörnern denken muß, so auch bei dem Worte „Keller“ nicht das finstere Moderloch. Bock ist Bier, und Keller ist Hof; Bockkeller im Münchnerischen, bedeutet also Bierhof auf deutsch; und Bierhof ist auch die rechte Benennung dafür; hier ist die eigentliche Hofhaltung des mächtigen Gambrinus, hier berauscht Pracht und Herrlichkeit seine Vasallen, man badet sich in Wonne, die Glückseligkeit türkischer Opiumesser verschwindet, die Trunkenheit vom Wein erzeugt, verschwindet; was Mohn und Reben! — die Gerste soll leben! —

Uralt ist die Kunst aus Gerste Bock zu bereiten; heilsam ist die Erfindung und von undenklichen Zeiten verdanken Münchens Bewohner diesem edeln Tranke Abhülfe verschiedener Körperleiden. Wie Frankreichs Königen durch Auflegen der Hände, die Kraft inwohnte, den Kropf zu heilen, so heilten die Fürsten Baierns, Verschleimungen, Verstopfungen und Ausschläge, durch Bock. Denn die Fürsten braueten den Bock in ihrem eigenen Bräuhause, oder sie siedeten ihn vielmehr ein, wie dieß auch noch heutzutage geschieht. Wer dieß nicht glauben will, wird sich in den ersten Tagen der Eröffnung des Bockkellers leicht davon überzeugen können, wenn er die trockenen Kehlen, mit ängstlicher Besorgniß fragen hört: „wie viel hat der König heuer einsieden lassen?“ —

Bock wird aus dem trefflichsten Malze bereitet

und erhält nur einen ganz kleinen Zusatz von Hopfen, um vor Säure bewahrt zu werden. Er ist daher süß, fettig, klebrig, und im Anfange widerlich zu trinken; bald aber ist der kleine Widerwillen überwunden und man huldigt mit Tausenden der großen Ceres, welche die Gerste einführte, sie beschützt und gedeihen läßt.

„Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude muß jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein!
Die Bezähmerin wilder Sitten —“

Halt! — dadurch, daß sie den Leuten den Ackerbau lehrte — bezähmte sie wohl die wilden Sitten der Jäger und viehzuchttreibenden Nomaden — aber indem sie uns Bier bereiten half, und insonders Bock, that sie wohl den wilden Sitten wiederum einigen Vorschub. — Doch, warum zögern wir? Der Mai ist da, der Keller ist geöffnet, einige Fremde harren bereits neugierig, um eingeführt zu werden — also vorwärts! ich will den Cicerone machen. — Die Fremden fragen hin und her: „ist es dort elegant? Behält man den Hut auf dem Kopfe? Kommen auch Damen hin? Darf man rauchen? Sind Zeitungen und Journale vorhanden? Werden wir etwas recht pikant nationelles zu sehen bekommen? Etwa eine Art von Würstelprater oder dergleichen?“ — „Nur Geduld“ — erwidere ich — „wir sind schon auf dem Wege und in fünf Minuten treten wir ein.“ —

Hier links liegt die „Hofpfisterei,“ wo das

Brod für den königlichen Haushalt gebacken wird; Münchener Feinschmecker pflegen hier wohl ein Paar Kreuzerwecken einzukaufen, um Alles zu erschöpfen, was ihren Genuß zu erhöhen im Stande ist. Ueber einen schmalen Steig, am rauschenden Stadtbache hin, gelangen wir auf einen wüsten Platz; — dort das alte, graue Gemäuer mit der offenen Pforte, das unansehnliche Haus, das vor dem Umfallen gestützt ist, die Töne der Harfe, Clarinette und Geige, das laute Gelächter, bezeichnen den Ort, den wir suchen. Wir treten ein. Alle Tische und Bänke sind besetzt. Wir gehen in's Haus. Auf der Treppe Auf- und Absteigende mit vollen Gläsern, Würsten, Brod, Käse, Nüssen; eine beständige Prozession, eine Wallfahrt frommer, durstiger Kehlen. Unten im Erdgeschosse ein verwirrtes Gedränge von Leuten, welche Gläser ausspülen, Bock zapfen, Geld zahlen und einstreichen. Wir treten zur Wand, wo die klebrigen Gläser aufgeschichtet stehen, woraus die bereits Fortgegangenen ihren Durst gestillt haben. Wir tauchen sie in das zur Seite stehende Wasser, reinigen sie dann, und spülen sie am Brunnen ab, kurz wir versehen das Amt eines Kellners mit Bedacht, um sicher zu seyn, daß wir reine Gläser empfangen, dann gehen wir zum Zapfer, der uns das Glas füllt, das Geld dafür in Empfang nimmt, und uns noch für einen Kreuzer, mit nasser Hand, ein großes Stück Hausbrod einhändigt. Von hier begeben wir uns in einen andern

Raum, wo die beliebten „Bockwürste" sieden, welche nur während der Bocksaison zu haben sind. Eine Frau verabreicht uns hier entweder diese, oder geselchte (geräucherte) Würste oder Käse und frischgerührte Butter nebst gehacktem Schnittlauch. Mit einem oder dem andern von diesen Gegenständen versehen, treten wir nun endlich hinaus in den Hof, um mit Mühe einen Platz zum Sitzen zu erlangen. Bis uns dieß gelungen, sind wir wohl genöthigt, unser erstes Glas stehend zu leeren. Indeß nähern sich uns Weiber mit Körben und bieten uns mit geheimnißvoller Miene und leisem Tone der Stimme: „Nussen (Nüsse), und Radi (Rettich) zum Genusse an. Wir kaufen für einen Kreuzer und das Weib greift in die Tasche, zieht ein großes Medizinglas daraus hervor und schüttet uns dazu ein weißes Pulver auf den Tisch. Dieß ist Sitte und allgemein verbreitet. Wir wollen es mit einiger Anwandlung von Ekel verhindern, aber unser Nachbar versichert uns, daß es eine sehr nothwendige Würze, nämlich Salz sey.

Jetzt sind wir mit Allem versehen, wir kauen mit beiden Backen, wir schlürfen mit gespitzten Lippen, uns fängt an

„ganz cannibalisch wohl zu werden,"

wie wir so dasitzen unter dem blauen Maihimmel, zwischen lustigen Trinkern, neben dem rinnenden Brunnen, wo die Gläser gespült werden, umsäumt von Gewirr, umrauscht von den Tönen einer schallenden Musik, in dem alten Hofe, mit Allen lachend, die

Füße weit vorgestreckt, nachläßig hingelehnt, Bekannte grüßend, Langentbehrte wiederfindend; wahrhaftig! der Bock ist so übel nicht — das zweite Glas mundet uns besser als das erste und dabei soll er sehr gesund seyn; wir nehmen uns ernstlich vor ihn als Maikur zu gebrauchen. —

Jetzt fällt es uns ein unsere Umgebung zu mustern. Neben unserm Tische sitzen zwei alte Weiber. Die häßlichen Gesichter sind stark geröthet, ganz besonders zieht sich ein glühender Purpurstreif um die thränenden Augen; die grauen Haare der einen hängen herab, während die Andere bemüht ist, sie mit einem Kamme in Ordnung zu bringen, dabei ein Band mit den Zähnen hält, und die Riegelhaube vor sich liegen hat. Wir wenden uns von dieser unappetitlichen Toilettenscene weg und unsere Blicke fallen auf eine Gruppe sehr elegant gekleideter junger Leute, es sind Künstler oder Beamte. Neben diesen haben einige griechische Soldaten mit ihren Liebchen Platz genommen, und unfern davon leeren alte, dicke, ehrsame Bürgersleute, ganz ernst und stillschweigend ihr zehntes Glas. Hier haben sich Mitglieder des Hoftheaters eingefunden, und zu ihnen gesellen sich einige vornehme Herren, Leute von reichgestickten Uniformen und großen Sternen mit breiten Bändern, die sie aber nicht anlegen, wenn sie Bock trinken gehen. Ueberhaupt schwindet hier aller Rangstolz; Liebe und Bock machen Alles gleich. Eine heitere Menschenliebe durchzieht alle Busen, das Lächeln sitzt nicht bloß auf den Lippen, son-

dern auch in den Herzen, Alles träumt von Freiheit und Gleichheit, denkt aber dennoch nicht daran Bestehendes umzustoßen. Der stolze Edelmann begibt sich freiwillig seiner Vorrechte, der demüthige Bürger reicht ihm brüderlich die Hand; kein Wunsch wird laut, als der einzige: seinen Heißdurst zu stillen! und in der That, kein anderer regt sich auch in Allen, die hier versammelt sind.

Was nur jemals von begeisterten Sängern zu Ehren des Maien erklang, es findet hier seinen Wiederhall.

„Holder Mai, du bist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde!“ Kein Bocktrinker wird daran zweifeln, wenn er seinen süßen Kelch an die Lippen preßt. „Im Maien da freuen sich lustige Burschen und Mägdelein!“ In München besonders des Bockes wegen.— Ein bekannter Professor, der sich mit dem germanischen Alterthume tief und ernst beschäftigt hat, behauptete neulich, „daß die alten Götter in Wallhalla Einbock (Bock) getrunken haben.“

Wir sehen daß die Gruppen sich lösen und die Einzelnen dann, nach verschiedenen Richtungen den Heimweg antreten. Es wird wohl Mittagsstunde seyn. Auch wir brechen auf und sehen nach der Uhr. Aber die Mittagsstunde, die Essenszeit und unser Appetit, Alles ist längst vorüber. Es ist bereits drei Uhr. Wir erreichen unsere Wohnung, eine wollüstige Trägheit befällt uns und wir sinken dem holden Schlummergotte in die Arme, der eine so reiche Fülle von

Mohnkörnern über uns ausschüttet, daß wir erst spät am Abende in Schweiß gebadet, erwachen. Dieß war der selige Morgen eines Bocktrinkers, der nur dreißigmale in einem Jahre wiederkehrt, und dann lange eilf Monate in der Verpuppung ruht, um mit dem ersten Mai sein wonniges Erwachen zu feiern. —

Im Bockkeller aber hörte das Leben dennoch nicht auf. Im Weggehen stoßen wir schon wieder auf neue Ankömmlinge, Leute, die ihren Mittag verzehrt haben, und mit Bock und Rettich ihren Nachtisch zu halten gedenken. Sie sitzen in dem kühlen Schuppen und freuen sich des Gnadenquells. Jetzt kommen einige „Stille im Lande," die gern unbemerkt und unbelauscht von der Menge, sich ihren Freuden überlassen. Auch Ehemänner erscheinen, die von der Frau geschmält würden, wenn sie die Vormittagsstunden und ihren gesunden Appetit im Bockkeller vergeudeten, und dann schlaftrunken bei Tische säßen, ohne die Hausmannskost anzurühren. Jetzt können sie, ohne großen Verdacht zu erregen, das Haus verlassen, und sich dem Drange hingeben, auch ihre heiße Sehnsucht zu stillen. Es herrscht nunmehr Stille im ganzen Locale; es wird ruhig getrunken und wenig gesprochen. Der Bockkeller zeigt seine erhaben-feierliche Seite; man kann sich eines Schauers nicht erwehren. —

Die Sonnenstralen fallen schräg in den Hof, und beleuchten die äußersten Enden desselben, im Schuppen lagert sich Dunkel, und wie Nachtgevögel, das an unsern Köpfen vorüberstreicht, so huschen Gestalten hin

und her, die wir nicht kennen; ein loses Volk von Handwerksgesellen, Soldaten, Studenten und lustigen Menschen aller Art. Es wird stehend, schnell getrunken — hinuntergestürzt. Die Musik wird rauschender, ein mächtiger Chorus übertönt sie und macht sie endlich ganz verstummen.

Die Unterhaltung wird im höchsten Grade lebendig; auf allen Puncten wird mit großer Lebhaftigkeit gesprochen; es ist ein Knäuel von Gesprächen, ein Chaos von Lustigkeit. Plötzlich entlädt sich wie ein Donner der Streit, er wächs't, er schwillt an, er reißt, aus dem einen Winkel hervortobend, Alles auf dem Wege mit sich fort; die Gesellschaft gleicht nun einem brandenden Meere. Doch, ha! was ist das? Welches Klirren? Gläser fliegen, leichtbeschwingt durch kräftigen Wurf, in der Luft hin und her, die Scheiben fallen schmetternd getroffen auf den Boden, und die fliegenden Gläser suchen das Weite. Ein herrlicher Anblick! Schon bluten die Köpfe, die Gesichter glühen in roth und blauen Flammen, ganze Nester zorniger Raufer wälzen sich am Boden; jetzt ist Der oben, nun wieder unten; das Glück des Kampfes schwankt — man glaubt es wäre auf Mord abgesehen — aber Alles ist nur ein Athemzug der tobendsten Lustigkeit — mehr als Bacchanal — ein Gambrinal — ein Fest dem hochheiligen Bierpatron zu Ehren! —

Da treten die fatalen Grünröcke ein, die Feinde aller Poesie, die Freunde der bürgerlichen Ordnung; die furchtbaren Gendarmen! Man arretirt, führt

fort, stößt, schimpft, und Alles muß hierauf den Keller verlassen. —

„Ausgebrannt aber ruhig steht das Haus!“ —

Der Fremde, den Abends sein Weg hier noch vorüberführen sollte, würde die graue Ruine im einsamen Hofe, am rauschenden Stadtbach wenig erheblich finden, die sich deßungeachtet am andern Morgen denselben Freuden wieder öffnet.

Frohnleichnam.

Früh' am Morgen weckten mich die Glocken, die von allen Thürmen und Thürmchen tönen; dazwischen schallten die muntern Märsche der ausrückenden Truppen. Es ist ein herrliches Wetter — mein Blick schweift über das Panorama der Stadt, hin zu den blauen Bergen, die zwischen den mächtigen, schwarzen Frauenthürmen, und der prächtigen Kuppel der Theatinerkirche, schneebedeckt hervorlugen, und auch das glänzende Haupt der zehntausend Fuß hohen Zugspitze gewahre ich deutlich, rechts von dem hohen Chor der Hofkirche zum heiligen Michael. Diesen Vortheil hat, wer hoch wohnt. Heitere Morgen und Mondscheinabende sind köstlich!

Schon aus der Ferne betrachtet, hat mir Alles ein so festliches Aussehen — selbst das Leblose. Alles ist geputzt und gescheuert. Durch die geöffneten Fenster sieht man in wohlgeordnete Zimmer, vor der Mutter Gottes und den Heiligen prangen Blumen in zierlichen Gefäßen, die Straßen säumt ein Hain junger Birken, Erlen und anderer schwanken und leichtbelaubten Holzarten, die theils in Fugen des Pflasters ge-

steckt, theils in kleine Holzgefäße gestellt werden, worin Wasser gethan ist, um länger frisch zu bleiben.

Die Einwohner ziehen geputzt, doch eilfertig, als gälte es ein Geschäft, zur Stadt. Von der schlichten Bürgerfrau in der runden Mütze vom feinsten Fischotterfell, bis zur Dame und dem Fräulein in Shawl und Strohhut, sieht man Alles die entlegenen Viertel verlassen, und jenen Straßen und Plätzen zueilen, durch welche die Prozession, hier „der große Antlaß“ genannt, vorüberzieht, und wo die Evangelien unter freiem Himmel gelesen werden.

Und noch ist es sehr früh am Tage; erst sieben Uhr. In Hamburg sind noch die Häuser der Reichen geschlossen, und in denen der Unbemittelten erhebt sich erst die Magd vom Lager. In München stehen Bürgerfrauen gern um fünf Uhr auf.

Am Ende der Ludwigsstraße, dort wo das Portal in die Arcaden des Bazars führt, halten Cuirassire unter lustigem Trompetenschall. Von hier aus erstreckt sich nun das Militair, Spalier machend, und die unabsehbare Menschenmasse, still und freundlich hin- und hergehend, oder auf festen Standpuncten von Erhöhungen oder Fenstern, die Festlichkeit erwartend. In allen Häusern, die an den Straßen des Umzuges liegen, gibt es Gäste, Geladene und Ungeladene, und überall steht ein Frühstück bereit, wobei das beliebte Getränk „der Bock“ nicht fehlen darf, selbst dann nicht, wenn die feinsten Frühstücksweine und gaumenkitzelnde Delicatessen die Tafel zieren.

Die schmausenden Gäste schauen zu den Fenstern hinaus, indeß die reichlich aufgestellten Musikchöre abwechselnd, bald Symphonien, Märsche und Opernarien, selbst Tänze: Straußische Walzer und den Galopp hören lassen, was zu den sich in kleinen Zügen ordnenden Schulen, Brüderschaften und Zünften, einen seltsamen, fast komischen Contrast bildet.

In den Straßen liegen Dielen, die mit Blättern und Blumen bestreut werden. Ein hohles Gepolter verkündet, daß sich Theile des großen Zuges darauf nähern. Es sind die Brüderschaften. Alte arme Bürger, in Kleidern, die vor vielen Jahren, für Größere oder Kleinere, Dickere oder Dünnere gemacht worden, mit einem altfränkischen Degen am breiten Bandeliere, einem Hut mit drei Spitzen, woran Cocarde und Plüme prangen, schief aufgesetzt, mit einer seidenen verschossenen Schärpe um den Leib — dies sind die Panierträger. Sie tragen nämlich, hohe, mächtige Paniere, von Gold oder andern Stoffen, mit Bildern und Stickereien und verschiedenen Emblemen vor sich, und schwanken dabei, von der Wucht der langen Stange und der im Winde flatternden Fahne hin- und hergerissen, wie Betrunkene von einer Seite zur andern. Hinter ihnen geht ein bald größerer, bald kleinerer Haufe alter Männer, andächtig mit Buch und Rosenkranz, die heilige Mutter Gottes anflehend. Von Geistlichen mit Fahnen geführt, und von ihren Lehrern begleitet, folgen die Schulen. Lieblich sehen die Mädchen aus. Alle in blendend weißen Kleidern, mit blauen Schärpen, Tü-

chern und Schleifen in den Haaren, die größern in Riegelhäubchen von strahlendem Silber, und mit niedergeschlagenen Augen die Worte des Gebetes in ihren Büchern suchend, während daß die schwirrenden Volkswogen, die plaudernden Soldaten, die sprengenden Officiere und die betäubende Militärmusik sie der Andacht abwendig machen wollen. Man trägt festlich geschmückte Altäre und den ganzen Apparat herbei, um sie an gewissen Plätzen, wo das Evangelium gelesen werden soll, aufstellen und von der Masse des zuströmenden Volkes absondern zu können. Schöner gekleidete Jungfrauen, große von Blumen strotzende, zierliche Körbe tragend, folgen den Altären, um der siegenden Kirche ein reiches Blumenopfer zu bringen. Die Siegerin zieht indeß einher, nicht in Demuth; kein Triumphator hat sich jemals eines solchen Siegeszuges erfreut; die erste Jugend, der gekrümmte Greis, schließen sich freudig an; auf Blumen schreitet der Fuß, der Krieger senkt die Fahnen, während jene der Kirche hoch in der Luft wallen; immer dichter erscheinen die Fahnen, immer ernster werden die Klänge, ein leichter Weihrauchduft haucht uns an.

Die ehrsamen Zünfte erscheinen nun. Die Zeichen und Standarten in alterthümlicher Pracht vor sich her, wohl auch Insignien, mit kunstreicher, mechanischer Einrichtung und mit Kerzen und Blumengewinden überreich verziert — nahen die zünftigen Handwerker, zum Theil elegant und modern gekleidet. Die Prozession wird ernster, würdiger, feierlicher.

Man vernimmt Chorgesang; der Weihrauchduft verdickt sich; von Ferne blickt man die Straße hinab, wie einen ausgeflaggten Hafen, nur ungleich prächtiger.

Einige Reihen Linientruppen in Schlachtordnung marschiren auf. Franziscaner folgen in Meßgewändern und in Kutten, vor sich her das heilige Kreuz, in einen Wald von herrlichen Blumen getaucht, und mit einer reichen Decke behängt, die an beiden Enden wie ein Baldachin getragen wird. Mönche mit bleichen Gesichtern, geschorenen Köpfen, die hagern, langen Hälse, aus den weiten Kapuzen gereckt, baarfuß, elende Bettler und Alles beugt sich vor ihnen! — Es ist der Zug der siegenden Kirche! —

Jetzt nahen die barmherzigen Schwestern, in ihrer faltigen, schweren Nonnentracht. Die sechs jungen, hübschen Mädchen, in weißen Kleidern, sind jene Novizen, die vor wenigen Monaten erst eingekleidet wurden. Hofbediente in Galla, angeführt von einem Oberfourier mit dem Stabe; Pauker und Trompeter; die Hofsänger im Chorhemde, Noten in der Hand, auf der Straße singend. Diese Abtheilung des Zuges erregt bei den Zuschauern Hilarität. Die Bekannten wechseln Blicke und Grüße, selbst die Damen in den Fenstern nicken vertraut, man lacht einander zu: es ist Baier, Pellegrini, all' unsere Lieblinge, die Andacht ist fort, wir denken an Rossini's Tell, der diesen Abend gegeben wird. Selbst die Conversation nimmt ihren Lauf dahin. — Die höhere Geistlichkeit

läßt sich blicken, und die Weihrauchwolken, die schon sichtbar werden, ziehen unsere ganze Aufmerksamkeit wieder auf das Fest. Das Domcapitel im violetten Ornat, der Weihbischof mit dem Hirtenstabe wandeln vorüber. Die prachtvollsten Gewänder des Kirchenschatzes sieht man prangen, und die ausdrucksvollen, zum Theile greisen Köpfe der Prälaten nehmen sich wunderbar genug aus.

Plötzlich hält der Zug. Er kehret um — er kniet. Alles entblößt die Häupter — das Militär legt die Hand an die Kopfbedeckung und senkt den Blick zur Erde — ein allgemeines Gebet. — Von jener Straßenecke her, wo die Rauchfässer hoch geschwungen werden, strömt ein feierlicher Chor aus den wirbelnden Weihrauchwolken zum Himmel; ein Baldachin hält — ein gebeugter Greis tritt zum bereiteten Tische des Herrn, in zitternden Händen die Monstranz emporhaltend — es ist der Erzbischof von Freising-München. Das erste Evangelium wird gelesen. Alles harret in Andacht versunken. Plötzlich werden Kanonen gelös't, die türkische Trommel erschallt, ein feueriger Kriegermarsch ertönt, die Waffen werden präsentirt, der Zug setzt sich wieder in Bewegung; die Köpfe bleiben unbedeckt.

Hartschiere, in ihrer baroken Hofuniform, mit den altdeutschen, schwarz, blau und silber gestreiften Ueberwürfen, zum Dragonerhute und den gelben Escarpins, säumen den Zug an beiden Seiten. Fackeln, Rauchfässer, unter dem Baldachin der Erzbischof mit dem

Hochwürdigsten, dicht hinter ihm der König in Uniform, mit dem großen Bande des Hausordens, in weißen Pantalons, die Kerze in der Hand, links und rechts freundlich grüßend; Pagen in Galla mit Kerzen zu beiden Seiten. Die Minister in großem Staate, der Nuntius und das diplomatische Corps, die Georgsritter, der Staatsrath, die Collegien. Die schönen Uniformen beschäftigen die Zuschauer angenehm: die Cavaliere werden von Kundigen den Fremden, wie ein Bilderbuch erklärt. Man will alle Namen wissen; nur wenige befriedigen mehr als die gewöhnliche Neugier.

Wer sind aber jene seltsam gekleideten Männer? Einer im scharlachrothen, weitfaltigen Schlepptalare eine goldene Kette umgehängt, führt sie an. Andere gleichgekleidete folgen, dann Einige eben so in schwarzer, grüner und blauer Farbe. Es sind die Facultäten, den Rector Magnificus an der Spitze. Die Rechtsgelehrten sind roth, die Theologen schwarz, die Aerzte grün und die Philosophen blau. Der erste Bürgermeister, mit breiter Goldkette, führt den Magistrat. Dann folgen Livreebediente mit Fackeln, hierauf ein Trupp Soldaten, und nun strömt, lautbetend, ein Volksschwall ohne Ordnung, den Rosenkranz haltend, nach, während die türkische Trommel der Musikchöre bald zu Galopp, bald zum Walzer, den lärmenden Tact schlägt. —

Der Zug ist vorüber; die Musik währt fort. Ruhige Spaziergänger füllen die mit Dielen belegte

Straße, und treten auf jene Blumen, welche der siegenden Kirche gestreut wurden. Mit dem Zuge ist selbst in den Gemüthern der Frömmsten die Andacht verschwunden.

Man mustert Gesichter und Toiletten, oder läßt sie an sich mustern, man freut sich auf festliche Mahlzeiten, auf Fahrten in's Freie, auf die Oper, die trotz des schönsten Wetters, Anziehungskraft genug besitzt.

Der Zug ist nun in andern Quartieren der Stadt — man sieht und hört nichts mehr davon; aber die Menschen ziehen noch immer hin und her, die Truppen halten in den Straßen, und die Musik spielt abwechselnd, immerwährend fort. Dieß und das Geläute deuten an, daß der Umzug seine Bahn noch nicht vollendet habe.

Endlich schweigen Glocken und Musik, Equipagen durchrollen in allen Richtungen die Straßen der Stadt, um die Würdenträger und Hofbeamten, von der unwillkommenen Morgenpromenade ermüdet, nach Hause zu bringen; der Generalmarsch erschallt, es ist der König, der in die Residenz fährt, die im schönsten Laubschmucke prangt, denn selbst an die Façade des prächtigen Königsbaues lehnen die säuselnden Zweige kleiner Birkenstämme, und umfächeln die Werkstücke der Rustica des Erdgeschosses.

Die Menge verläuft sich, alle Fiaker werden in Beschlag genommen, um in die Gegend auszufliegen. Man ist mit der Kirche ganz fertig; denn die Messen,

die am Frohnleichnamstage gelesen werden, finden früh am Morgen Statt, und wer wird nicht ihrer theilhaft gewesen seyn?

In dem protestantischen Norddeutschen erregt das Fest ein seltsames Gefühl. Manches dabei macht einen feierlich erhebenden Eindruck — das Ganze erregt eine freudige Stimmung. —

Eine junge Schauspielerin aus der Fremde, die dieß Alles zum Erstenmale sah, konnte sich nicht erwehren an Schillers Jungfrau von Orleans zu denken; ein Berliner Doctor ärgerte sich, daß der Zug nicht auch durch seine Straße ging, da es doch für das Publicum wäre; ein Anderer hatte Alles verschlafen, und sagte: „in Berlin würde so etwas stets durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht!“ —

Staatsmänner.

„Das öffentliche, wie das Privatleben der Staatsmänner gehört der Presse.“

Brougham.

Das Panorama bedarf der Staffage. Es zeige uns Menschen, die vorübergehen, in Gruppen stehen und Straßen und Plätze beleben. Unser Bild verlangt Treue und Wahrheit. Ergreifen wir die Gelegenheit! Die Frohnleichnamsprocession zog eben an uns vorüber. Die Herren in grande tenue machten sich uns sehr bemerkbar, wer kennt sie? wer wollte sie nicht kennen? Biographien können hier nicht verlangt werden, wer diese wünscht, den verweisen wir auf das Conversationslexicon und die Zeitgenossen. — Der dicke Herr dort ist der Fürst von Löwenstein, jener der Graf Seinsheim, der hier — —

„Halt! Halt! wer will das wissen?“ Nenne mir die berühmten, von denen wir schon in der Fremde hörten.“ —

„Aber, mein Himmel! Doch — wie Ihr wollt! —

Also aufgepaßt — und wem's beliebt, der höre zu: er wird ein Geschwätz am Fenster belauschen, während die Herren vorüberziehen. Nichts weiter. —

Von Bayern's Staatsmännern, die in der großen, vielbewegten Zeit, dazu beitrugen, ihm seine jetzige Stellung zu verschaffen, sind Wrede und Montgelas zu nennen. Beide Greise, doch Ersterer noch in voller Wirksamkeit, während der Letztere, obschon noch rüstig, seit geraumer Zeit, von der öffentlichen Thätigkeit zurückgezogen lebt. Beide sind nicht in Bayern geboren, sondern aus dem jetzigen Großherzogthume Baden abstammend. Fürst Wrede war Forstbeamter in der Gegend von Heidelberg. Graf Montgelas kam als ein unbemittelter Cavalier mit Carl Theodor nach München; seine Familie ist im Piemontesischen heimisch.

Der Fürst von Wrede, Feldmarschall und Staatsminister, genießt allgemeines Vertrauen und Liebe. Die junge Armee blickt zu ihm, wie zur Oriflamme empor, und die älteren Offiziere, der alten Tage eingedenk, halten sich unter seiner Führung noch für unüberwindlich. Er ist ein hoher, schöner Greis, von imposantem Aeußern; den Ernst des Kriegers in seinen Zügen, mildert ein Ausdruck von schlichtem Geradsinn, neben der Hoheit seines Anstandes schreitet eine Bürgerlichkeit, und das, was die Geburt, das, was das Leben aus dem Manne gemacht haben, verschwistert sich ausdrucksvoll in seiner Erscheinung. Dasselbe findet auch in seinem Benehmen Statt, und während die Festigkeit und Entschlossenheit seinen

Handlungen den Stempel aufdrückt, setzt Biederkeit und Unummwundenheit die nöthige Milderung hinzu. Seine Reden bei öffentlichen Veranlassungen, seine Sendung in den Rheinkreis, mögen als Belege dienen. Unter Napoleon war das Glück an die Fahnen des Feldmarschalls gekettet, so gut wie an die der französischen Marschälle; mit dem Tage von Moskau verließ es auch diese. Später war Glück und Unstern mehr auf Wrede's eigene Rechnung zu setzen. Sein Feldherrntalent wird von Niemand in Zweifel gezogen, und man sprach in München oft davon, daß bei Ausbruch eines Krieges der Oberbefehl der deutschen Bundesarmee keinem andern als ihm anvertraut werden würde. Ansehen und Erfahrung hätte der Fürst auf seiner Seite, ob aber das alte Glück noch so unterthänig ihm wäre, ist nicht vorauszusetzen. Es haben während eines langen Friedens, tüchtige Köpfe Zeit genug gehabt, über neue Theorien zu grübeln; im Schooße dieses Friedens können sich Systeme gebildet haben, vor denen alle frühere Erfahrungen nicht Stand halten. Das Glück ist stets mit dem jungen, aufstrebenden Geschlechte, und diesem gehört die Welt. Was nützten die Helden des siebenjährigen Krieges dem preußischen Heere bei Jena? Sie saßen, krummbuckelig, mit steifen Zöpfen, um welche ein dürrer Lorbeer rankte, auf hohen Gäulen, und ließen ihre Leute prächtig schwenken, und „kehrt" machen, und präsentiren — und ein Haufen Gesindels, ohne Uniform und Exercitium, mit Pfeifen und Löffeln in den Kappen

und Hüten, kam singend und herantänzelnd, und jagte sie vor sich her. — Und was schuf im Jahre 1813 aus hundertmal geschlagenen Soldaten, mächtige Helden? Nennen wir es Glück, Begeisterung, Talent. Dieß Alles liegt außer unsern Berechnungen. Oft freilich wirkt ein altes, belorbeertes Haupt auch wunderbar auf ein Heer, und dann ist es gleich ob noch Kraft und Leben in ihm wohne, oder nicht. Lebte der alte Blücher, stumpf und schwach, würde seine Nähe noch auf preußische Krieger wirken. Wäre er auch nichts mehr als die auf's Pferd gesetzte Leiche des Cid, um den Feinden Entsetzen einzujagen. Das wäre aber auch der Einzige. Der alte Blücher ist eine so volksthümliche Figur, daß er in Kurzem schon der Sage angehören wird. Alle trockenen Biographien des originellen „Vorwärts“ sollten vernichtet werden, um die Tradition das schöne Wundergeflecht um seinen Namen ungestörter spinnen zu lassen.

Mit Wrede ist es ein Anderes. Wrede müßte in der That commandiren und Schlachten liefern. Dabei treten andere Chancen ein. — Obgleich das häusliche Leben des ausgezeichneten Mannes hier nicht berührt werden soll, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß — nach dem Beispiel vieler Krieger des Alterthums — der Friede aus unserm Helden einen Landmann gemacht hat. Mit großer Vorliebe verlegte sich der Fürst auf die Verbesserung, seiner ihm geschenkten Herrschaften, und spendete bedeutende Summen dahin. Nicht immer krönten glückliche Erfolge

die gemachten Versuche, doch zeigten sich nach und nach im Ganzen günstige Resultate. Bei einem nur mäßigen fürstlichen Einkommen, repräsentirt der Marschall jedoch seinem Stande gemäß. Er ist wohl als das Haupt der bayerischen Diplomatie in diesem Augenblicke zu betrachten.

— — Es war eine Zeit als Montgelas in Bayern allmächtig herrschte. Er war dirigirender Minister, im eigentlichsten Sinne, der alle Zweige unter seinem Ressort vereinigt hatte. Mit großer Klugheit regierte er den Staat nach Außen, und seine Politik gegen Napoleon wird von allen Parteien gerühmt. Auszeichnungen aller Art lohnten ihn, unter andern erhielt er die Königskrone auf einem Kissen, für das Mittelschild seines großen Wappens, und die Grafenkrone darüber. Seine innere Verwaltung entging jedoch dem Tadel nicht, und man erinnert sich noch, wie im Jahre 15 die Stimmung gegen ihn war, und wie sie sich in Druckschriften gegen ihn auszusprechen wagte. Jetzt, wo alle diese Parteiungen ruhen, wo jüngere Zerklüftungen im politischen Leben unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, fährt der alte Graf Montgelas gänzlich unbeachtet durch Münchens Straßen. Sein Tusculum, wo einst Hunderte von Sollicitanten auf sein Lever warteten, und die ganze Diplomatie sich hinzudrängte, ist jetzt ein recht artiges Wirthshaus, wo man den Sommer über wohnen kann; und in dem Zimmer, von wo aus Montgelas über Bayern blitzte, übersetzte ich im vergangenen Jahre Janin's

Ansichten der Zeit und des Lebens. — Die Entlassung dieses Ministers geschah auf eine sehr auffallende Weise. Er erwartete den König, der sich ihm hatte ansagen lassen. Er ließ die große Pforte seines Hôtels öffnen, die Dienerschaft in Galla austreten, und er selbst stand zum Empfange bereit. Gewöhnlich bezeichneten einen solchen Tag neue Auszeichnungen, neue Gnaden. Die festgesetzte Stunde war längst vorüber, und er harrte noch immer; die Zeit rückte näher, wo der König zur Tafel zu gehen pflegte, und alle Hoffnung war verschwunden; des Günstlings Unruhe wuchs von Minute zu Minute. Endlich erscheint ein Hoffourier, ein Schreiben mit dem großen Siegel in der Hand. Graf Montgelas zieht sich zurück, um es zu lesen: es enthielt seine Entfernung vom Staatsruder. Diese Intrigue war so fein gesponnen, und erscheint noch jetzt Leuten, die ganz in der Nähe standen, und von denen ich diese Geschichte habe, so räthselhaft, daß es mir unmöglich wird, etwas Näheres hinzuzufügen. Es scheint fast als ob der König am Morgen selbst noch nichts beschlossen hatte, und vielleicht durch besondere Ursachen zur schnellen Ausführung gedrängt wurde. Später gewann Montgelas wieder großen Einfluß, wenn er auch nie mehr ein öffentliches Amt bekleidet hat. — In seinem Aeußern zeigt sich der feine Diplomat. Das Gesicht ist sehr ausgezeichnet, und doch dabei ohne allen Ausdruck. Es sollte dem schärfsten Beobachter schwer werden, aus diesen Zügen etwas anderes, als Gleichgiltigkeit und dann und wann spä=

hende Aufmerksamkeit zu lesen. Sehr feines, weißes Haar bedeckt den Kopf, der noch immer nach einer zierlichen Weise frisirt erscheint, die eben so wenig altmodisch als modern genannt werden kann; und so ist auch die ganze Kleidung. Des Podagra's wegen stecken die Füße in weiten Sammtstiefeln. Die Augen sind schwarz und stechend; Nase und Kinn sind bedeutend hervorstehend, fast jüdisch, der Mund ist sehr breit. Ein kleines, fettes Hündchen, das im Winter gekleidet erscheint, begleitet den greisen Minister überall. Er besitzt ein großes Vermögen und überdieß noch eine bedeutende Pension von mehr als 30,000 Gulden.

— — Ein anderer, alter Minister ist der Freiherr von Zentner, der in jüngern Jahren Professor in Heidelberg war. Er hatte das Portefeuille der Justiz, und ist nunmehr, obgleich von allen Geschäften entfernt, dennoch dem Leben und seinen Erscheinungen, fast mehr als, für solches Greisenalter, gebührend zugewendet. Obgleich hinfällig, und fast nicht mehr im Stande ohne Hilfe zu gehen, ist der Freiherr von Zentner stets nach der neuesten Mode gekleidet. Seine Perücke schließt knapp an die eingefallenen Schläfen, und krönt seinen blanken Scheitel mit einem Schmuck üppigen Haares. Seine Wangen erscheinen leicht geröthet, und Augenbraunen und Backenbart von einem jugendlichen braun; selbst die Runzeln sind nach Möglichkeit geglättet. Nun denke man sich aber den Contrast! Der Mund ist stets, des kurzen Athems

wegen geöffnet; besonders hängt die Unterlippe schlaff herab; und die Augen schwimmen erloschen nach oben, und große Säcke erstrecken sich bis zur Hälfte der Wangen. Dieser wunderliche Greis ist fast immer im Theater; er fehlt in keinem Conzerte, und öffentliche Bälle besucht er noch, wenn das Gedränge selbst am Stärksten ist. Nur mit Mühe bewegt er sich ohne Hilfe fort, und oft hat es sich schon ereignet, daß er ohnmächtig wurde, deßungeachtet hat ihn seine Liebhaberei noch nicht verlassen. Er ist wohl schon an achtzig Jahre alt. Seine Pension besteht in 20,000 Gulden.

Unter den jetzigen Ministern ist vor Allen der Fürst von Wallerstein zu nennen. Ein junger, schöner Mann, von einer sehr einnehmenden Persönlichkeit. Er hat, nach seiner Neigung, ein bürgerliches Mädchen geheirathet, und soll sich einer recht glücklichen Häuslichkeit erfreuen. Es kann nicht geläugnet werden, daß der Fürst Talente besitzt, und bis jetzt auf seinem Posten sich gut zu behaupten wußte. Er hegt große Vorliebe für alle statistischen Arbeiten, und mehre haben schon, durch Anfertigung solcher, die unbedeutendsten Gegenstände betreffend, sich in seine Gunst gehoben. Auf das Zeitungswesen, legt er großes Gewicht, um die öffentliche Meinung zu beherrschen. Er übt hierin einen großen Einfluß auf alle in München erscheinenden Blätter aus. Wer zum Erstenmale mit ihm spricht, ist von ihm bezaubert, denn er ist die Freundlichkeit und Artigkeit selbst, und

soll nicht im Stande seyn, etwas direct abzuschlagen. Freilich gewährt er auch nur selten, aber die Hoffnung ist so schön, und diese weiß er trefflich zu nähren. Später pflegen sich dann freilich die Meinungen der Bezauberten, über ihn, und zwar oft zu seinem Nachtheil, zu berichtigen.

Auch dem Minister des Auswärtigen, Freiherrn von Giese, werden bedeutende Talente zugeschrieben. Er ist ein noch sehr junger Mann, der wunderbar schnell seine Carriere gemacht hat. Er ist bürgerlicher Abkunft, und der Erste in seiner Familie, der den Freiherrntitel derer von Giese, führt. Der jetzige Justizminister, Freiherr von Schrenk, war, gleich Zentner, Professor, und vereinigt seltsam genug mit seinem Portefeuille die Präsidentschaft der Kammer der Abgeordneten.

Der Herzog von Leuchtenberg.

Nachdem der corsische Adler mit bluttriefenden Schwingen in's Meer gesunken war, und den Geist aufgegeben hatte, trat eines Morgens ein schöner, hoher Mann, einfach gekleidet, in das Vorzimmer der Tuilerien, und sprach zum Kammerherrn des Königs: „Seyn Sie so gütig, mein Herr, Eugene Beauharnais zu melden.“ Der alte, fette Mann in seinen weiten Sammtstiefeln, die von Moschus dufteten, hörte es durch die geöffnete Thür, und rief laut: „Lasset den Prinzen Eugene hereintreten!“ — So hatte denn, der einst der Sohn des Mächtigsten gewesen, und an seiner Statt das schönste Königreich der Welt beherrscht, den Prinzentitel gerettet. Er war der „Prinz Eugene,“ weil Ludwig XVIII. es so wollte. Der Prinz ging nach München an den Hof seines herrlichen Schwiegervaters, und der gab ihm, wie ein guter Vater zu geben pflegt, das Beste was er hatte, so viel er nur immer konnte, das Fürstenthum Eichstädt, nebst dem Herzogthum Leuchtenberg obenein. Man war damals nicht überall damit zufrieden, daß der Napoleonide sich

so gemächlich zur Ruhe setzte; man wollte ihn in andern Verhältnissen erblicken. Sein frühzeitiger Tod jedoch hat Alles mit ihm ausgesöhnt. Er starb übrigens zur rechten Zeit; einige Jahre später, und er hätte den Aerger gehabt, den architectonischen Witz anzustaunen, der seinem Palaste gegenüber ein öffentliches Gebäude, das überdieß noch mit einem Wirthshausschilde prangt, aufführte, welches ganz vollkommen den Doppelgänger dazu macht, und ein so enges Gäßchen vor seinem Portale bildet, daß es ihm unmöglich wäre, sechsspännig heraus zu fahren.

So lang er lebte, genoß er noch der freien Aussicht aus seinen Fenstern.

Das Andenken des edeln Herzogs lebt noch in den Herzen vieler Münchener, deren Wohlthäter er gewesen; und der Fremde findet noch Erinnerungen an ihn in der St. Michaelskirche, wo das Denkmal von Thorwaldsen steht, und im besagten Palaste, wo die Gemäldesammlung jeden Donnerstag dem Publicum geöffnet ist.

Die erste Unbill widerfuhr in München dem Herzog offenbar durch den, der ihm den Palast erbaute. Er, der in den Zeiten des Glückes so herrliche Paläste bewohnte, mußte es doppelt schmerzlich empfinden, jetzt einen solchen bewohnen zu müssen. Wer die neuern Werke desselben Architecten sieht, kann sich nicht genug über diesen Palast verwundern. Man sagt freilich, der Herzog habe nur eine bescheidene Wohnung verlangt, aber welche unansehnliche Bescheidenheit ist

dieß? oder welche falsche Bescheidenheit des Architecten, der sein bedeutendes Talent so verbergen wollte? Man weiß nicht, was man mehr anstaunen soll! Doch die Münchener wußten es besser. Sie staunten den Architecten und den Palast an, und bewunderten Beides, und lange galt in München das Leuchtenbergische Palais für ein Wunderwerk der neuern Baukunst. Je nun! man komme her und schaue! — Die letzte Unbill war aber das Denkmal in der St. Michaelskirche. Hier lieferte der berühmteste Künstler seiner Zeit nur Steine. Thränen fleheten zu ihm, und er konnte sich nur zur starren Form, ohne Seele und Leben, erheben. Selbst das Colorit des Steins mindert den Effect, es ist voll bläulicher Adern, und dieß gibt dem menschlichen Körper ein widerliches Aussehen. Das Bezeichnendste daran ist offenbar die Devise: „Honneur et Fidélité,“ sie verleiht dem Manne im römischen Kriegergewande, der darunter steht, das rechte Licht. Es spricht sich darin eine edle Rechtlichkeit aus.

Alle diese Denkmale, so mangelhaft und klein, füllen dennoch das Herz mit Rührung, und wenden den Geist zur Betrachtung. Sie mahnen an die untergegangene Weltherrlichkeit, an ihre Trümmer, die nun auf St. Helena, und in München, und in der Kapuzinergruft zu Wien vermodern. Der Felsblock im wilden Felsenthale, und das bläulich schillernde Steingespenst in St. Michael, und der stumme Sarg

bei den Kaisergerippen — Vater und Söhne! welche Schicksale! welche Menschen!

Die Gemäldegallerie des Herzogs wird solcher Stimmung die meiste Nahrung geben. Es ist, nach den gewöhnlichen Begriffen, nur ein Kabinet, aber vorzügliche Stücke werden daselbst angetroffen. Man bewundert Canova's Grazien dort, und andere Herrlichkeiten. Jeder Catalog führt sie auf. Von diesem Allem will ich hier nicht sprechen. Seht Ihr aber jenen Stuhl — jenen Tisch — jenen Schemel — jenen kleinen Tempel? Tretet näher, das will ich Euch erklären.

Jener Stuhl ist nicht entfernt so prächtig und modern, wie man ihn wohl heut zu Tage verfertigt. Das macht: es sind schon dreißig Jahre und darüber verflossen, seitdem er fabricirt wurde.

Nach der Revolution, die alle Pracht zerstört hatte, wagte man wieder diese ersten, und doch schon kühnen Schritte, denn die Arbeiter erschöpften in der That ihren Witz, um das Prächtigste zu schaffen; der Stuhl war bestimmt, dem mächtigsten Mann zu dienen; er war lange Jahre hindurch der Sitz des ersten Consuls, dessen er sich an seinem Arbeitstische in Malmaison bediente.

Es ist ein tüchtiger, starker Stuhl von bois d'Acajou, mit kleinen Leisten von Bronce im englischen Geschmacke, und diese Pracht war damals ganz hinlänglich für den größten Mann des Zeitalters. Wir haben es jetzt viel weiter darin gebracht, aber wir besitzen

nicht einmal einen solchen Mann für unsere prächtigsten Sessel!

Daneben steht ein langer Tisch von demselben Holze, rings umher läuft eine niedrige Gallerie von Bronce, und eine Menge Schubladen sind bemerklich. Dieß war Napoleons Arbeitstisch! Respect davor! — Ein kleiner Zettel, der auf dem Tische liegt, besagt, wie lang der Kaiser sich dieses treuen Möbels bedient habe. Der Tisch war nie launenhaft, stets geduldig und verschwiegen, der Kaiser liebte den wackern Diener. Die Arbeiten, die an diesem Tische verfertigt wurden, kennt die Welt. Es waren die einzelnen Stücke und Kapitel der Memoiren des Kaisers, die er anfänglich in die Journale einrücken ließ, mit der Unterschrift: die Fortsetzung folgt. Lyrische Gedichte hat er nie verfaßt, weder auf Gegenden, noch an Personen. Seine Novellen schrieb er nie auf, er pflegte sie mündlich zu erzählen. Neben seinem eigentlichen Berufsgeschäfte hatte er das meiste Talent zum Kritiker. Er soll an diesem Tische auch dieß Talent geübt haben.

Das Seitenstück zu diesem Tische sah ich einst in Fontainebleau. Es war eine Art von kleinem, runden Tisch, die man Psyche nennt. Wenige Tage vorher — das wurde mir versichert — hatte hier Napoleon die Abdicationsacte unterschrieben. Ich betrachtete Alles mit großer Aufmerksamkeit, und sah nichts als ein braunes Holz, welches hin und wieder Schrammen zeigte. Die andern Möbel der kaiserlichen Zimmer

waren besser erhalten. Ich bildete mir damals ein, es wäre heftig bei der Unterschreibungsscene zugegangen, man könnte das Schreibzeug hin und her gerückt haben, und davon rührten jene Spuren her. Offenbar war ich im Irrthume; nur der Zufall hatte einen alten, gebrauchten Tisch zu jenem Dienste herbeigeschoben; Alles war ja vorher abgemacht, und ein einmaliges Eintunken genügte, um das Wort „Napoleon" zu schreiben, besonders wie er selbst es schrieb.

Nun zum Tempel. Die schönen vergoldeten Adler daran sind von dem Silberzeuge, das dem Kaiser nach St. Helena gefolgt war, und das wieder in den Besitz der Familie kam. Alles ist hier Reliquie. Gemmen, kostbare Steine, womit das kleine Kunstwerk reich geschmückt ist, haben eine historische Bedeutsamkeit, und rühren von dem her, dessen Bild in Bronce unter der Kuppel aufgestellt ist. Das Ganze ist ein rührendes Familiendenkmal, nichts weiter. —

So interessant es mir war, dieß Alles zu sehen, so unbegreiflich war es mir, dieß Alles hier zu finden. Gehörte es in ein Cabinet von Kunstwerken, das dem Publicum geöffnet wird? Was soll Napoleon's Schreibtisch neben Canova's Grazien, die er nicht einmal daran zu besingen im Stande war? Wenn die Engländer Napoleon's Wagen dem Publicum für Geld zeigten, wenn in Paris selbst der ächte Chapeau de l'île d'Elbe noch heute als Aushängeschild unter Glas servirt — so ist der Grund leicht einzusehen; warum

aber die nächsten Verwandten des Kaisers die von ihm ererbten Möbel in ihre Kunstgallerie stellen, und zugeben, daß ein mit Haaren bewachsener Malerjüngling sich zu Napoleon's Arbeitstisch setzt, um das abgehärmte Profil von Petrarca's Laura zu copiren — wer erklärt das? —

Seit Eugenes Tode ist die Gallerie nur durch ein einziges Bild bereichert worden. Es ist Napoleon's Portrait im großen Costüm, brillant gemalt, und das Sprechendste, welches ich jemals sah. —

Jetzt steht der Palast verödet. Kein Fest wird hier mehr gegeben; die weiten Küchenräume hallen nicht mehr wieder von dem Rufe der chefs-d'office und von dem Wirken der Köche, die Fenster sind verhängt und geschlossen, die Thüren der Säle öffnen sich nicht, das niedliche Theater bedeckt Staub und das Gewebe ungestörter Spinnen. Nur im Keller regt sich dann und wann ein Lebenszeichen. Der jetzige Herzog August veranstaltete dort, inmitten seiner Fässer und Flaschen, ein déjeuner de garçon während seiner letzten Anwesenheit in München.

Die ganze Familie des Herzogs lebt fast beständig auf Reisen, und verzehrt ihre höchst bedeutenden Revenuen in der Fremde. Der Herzog ist der reichste Mann in Baiern, dessen Einkommen größer ist, als das des Königs. Dabei ist er jung, kaiserlicher Prinz von Brasilien, und als solcher „Kaiserliche Hoheit,“ in Baiern jedoch nur „Hoheit,“ ohne das Prädicat einer „Königlichen“ zu genießen.

Das Bildniſs.

Fabelhafte Träumer haben gewiſſen Bildniſſen oft geheime Kräfte zugeſchrieben. Ich verwahre mich, hier nicht jene wunderthätigen Abbildungen zu verſtehen, die der Glaube ſeit Jahrhunderten geheiligt hat, und zu denen Millionen wallfahrteten, um ſich Troſt, Heil und Frieden zu holen. Kann ich auch dieſen Bildern mein wundes Herz nicht entgegentragen, gleich jenen frommen Wallern, ſo verehre ich den Glauben, der die Menſchheit ſo zu beſeeligen vermag, und beuge mich vor dem Geiſte, der ihn ihr zum Geſchenke machte.

Nur jener phantaſtiſchen Hirngeſpinnſte wollte ich ſpotten, womit müßige Dichter ihre vielleſenden Zeitgenoſſen gern zu unterhalten pflegen. — Dem einen Bilde ſollen z. B. unheilbringende Augen zu Theil geworden ſeyn, das andere iſt mit vergifteten Farben gemalt, und tödtet, wer es anſieht; dieß Bild fällt vorbedeutungsvoll von der Wand, dem Maler jenes Bildes ward die unſelige Kraft von finſtern Mächten verliehen, daß jeder von ihm Gemalte, eine ſichere, ſchnelle Beute des Todes wird. So wenig mich ſolche Erfindungen anzuregen und zu erſchüttern vermögen,

eben so wenig kann ich begreifen, warum sie da sind. Das Natürliche kann mich oft wunderbar ergreifen, das Wunderbare mich selten natürlich rühren.

Und doch sah ich ein Bild, bei dessen Anblick mich Schauer ergriffen; ein Bild, dessen Augen mich schrecklich anstierten, obgleich der Maler gewiß diesen Ausdruck nicht hineinlegte; denn dieser Maler wähnte nicht, daß er mit seinem unschuldigen, weichen Pinsel eine rächerische Waffe schmieden würde, vor welcher Wangen erbleichen, Kniee schlottern, Häupter sich in den Staub beugen würden?...

Houwald würde unbedingt den armen Maler dem finstersten Geschicke weihen; ich kann ihm nicht zürnen. Er gab die Züge des Originals getreulich wieder, aber er war nicht im Stande, alle die Nüancen von Freundlichkeit, welche dieses Gesicht oftmals beleben, in dem Bilde zu vereinigen; dafür gab er ihm Hoheit und Ernst, und ließ die Milde fort, als hätte er dennoch eine Ahnung gehabt, von der entsetzlichen Bestimmung des Bildes.

Ich stellte mich davor, überwand den Schauer und starrte es lange an. Ich suchte Alles zu vergessen, was ich von dem Bilde wußte und las in den Zügen. Am Ende wurde ich vertrauter damit, als ich anfangs denken konnte. Mein Fuß stand fest, der Boden wankte nicht unter mir, Alles war ringsumher ganz gewöhnlich. Was ist's denn weiter? dachte ich. Was ist Schmach, was Buße? Es ist eine kindische Strafe, über die man lachen sollte! Abbitte

vor einem Bilde! Wie erhaben muß sich ein geheimer Justizrath, oder so etwas dünken, der ein solches Gesetzbuch verfaßt hat! — Es ist Mode geworden, die Hofräthe als lustige Person und stehende Maske, in der neuesten Literatur zu gebrauchen; Justizräthe aber sind wahrhaft ernste, fürchterliche Figuren! Man kommt darauf, wenn man so manches Gerichtsverfahren in der Nähe betrachtet, wo der Verdacht schon hinreicht, den Angeklagten als Verbrecher zu behandeln, wo die Milderung des Urtheils der Gnade spottet, und eine Freisprechung weder Genugthuung noch Entschädigung zu geben vermag. Und wir nennen das Verfahren der Inquisition fürchterlich? Wir preisen uns glücklich, daß die strenge Frage abgeschafft ist! Die Tortur währte nur Augenblicke und brachte Tod oder Freiheit; eine Verurtheilung zum Zuchthause währt sechszehn Jahre, und wer nicht gehörig Wolle kratzen kann, dem wird so lange an der Nahrung abgebrochen, bis es ihm geläufig von der Hand geht. Tolles Menschengeschlecht! Wie erziehst Du Deine Kinder? Zuerst schickst Du sie in die Schule, gibst ihnen helle Lehrer, und nährst ihren jugendlichen Geist mit dem Marke des Schönsten und Größten, was alle Zeiten hervorgebracht; dann schickst Du sie in die Schule des Elends, bevölkerst Zuchthäuser mit ihnen, lehrst sie Jammer und Noth, zeigst ihnen das nackte Verbrechen in scheußlicher Nähe, wo sie athmen müssen den stinkenden Hauch, den die Lungen des Diebes, des Mörders, des Schänders, des Brandstifters von sich stoßen; wo sie mit Canaillen

Brüderschaft trinken müssen, oder von ihren Ketten erdrosselt werden; wo sie Buhlschaft treiben mit Giftmischerinnen, während der Messe in der Kirche den Kerkermeistern und Aufsehern zum Trotz, so ähnlich den Verbrechern an verbotener List und betrügerischer Schlauheit, und nur dümmer und minder unglücklich als sie.

Wenn die Strafzeit einmal um seyn wird, wenn die Kerkerthüren sich öffnen dieser gepriesenen Besserungsanstalten, und die unfreiwilligen Fabricanten, heraustreten werden in die Gesellschaft, dann werdet Ihr zurückschaudern vor diesen Ungeheuern, die Euere Weisheit aus armen Verirrten bildete!....

— — — Ein Jüngling wurde vor das Bild geführt; er sah bleich, er schwankte; sein Auge vergoß häufige Thränen; Alles war gerührt; man verzeiht der Jugend so leicht solche Weichheit. Die Abbitte wurde ihm vorgelesen — er ward ohnmächtig. —

Der Act war vorüber, und er wurde in's Zuchthaus abgeführt. —

Und droben an der Wand hing das Bild, das der Maler gemalt, mit den strengen Zügen, das keine Reue versöhnt, kein Schmerz rührt.

— — Nach einigen Monaten wurde der Jüngling freigesprochen. Ein höherer Gerichtshof hatte den ersten Urtheilsspruch cassirt. „Ein neuer Daniel war gekommen!“ — Da trat ich wieder zu dem Bilde. — Aber es hing unverändert, kalt, ernst und streng an der Wand. Weder Reue noch Buße, weder Schuld

noch Schuldlosigkeit vermögen dem Bilde eine Aenderung zu geben; und zu ihm müßt Ihr Euere Andacht tragen? Was hat es denn nun vor andern Bildern voraus? Waren doch die Verfertiger von Wunderbildern darauf stets bedacht, deren Augen mit einem künstlichen Mechanismus zu versehen, damit sie sie verdrehen, Thränen vergießen, oder schließen konnten. Wollt Ihr, daß mit dem Bilde Abgötterei getrieben werde, so thut desgleichen, sonst glaubt man nicht daran. —

—— Nur wenige Tage freute man sich der Lossprechung des Jünglings, der sie selbst nie erfahren hat, denn abermals trat die Anklage vor Gericht, und sogleich wurde die schon halbgeöffnete Kerkerthür auf's Neue geschlossen. — Und ich ging wieder in den Saal, wo das Bild hing, und blickte hinan, lang und scharf — aber es blieb immerdar daßelbe. ——

Es vermag nicht zu lächeln, wenn der Spötter sich naht, der den Dünkel eines Comödianten verletzte; es vermag nicht zu erheben, wenn der reumüthige Verbrecher, nicht zu lindern, wenn der unschuldig Gekränkte, nicht zu begnadigen, wenn der Bedauernswürdige, der Unbesonnene, Verleitete sich zur Abbitte nahen.

Aber der Abbitte, der Buße sollte die Gnade stets folgen.

Gnade? wer bedarf denn Ihrer? —

Jean Paul erschien einst sehr spät in einer Gesellschaft des Präsidenten von Schlichtegroll, welche der-

selbe nur des gepriesenen Dichters wegen geladen hatte. Man erkundigte sich von allen Seiten sehr theilnehmend nach der Ursache seines langen Ausbleibens. Er sey in Nymphenburg gewesen und habe den König gesprochen, war die laconische Antwort. „War Seine Majestät gnädig?“ fragte ein besternter Herr. „Gnädig? mit mir?“ entgegnete Jean Paul, „bin ich denn ein Verbrecher?“ —

Nur dem Verbrecher chenkt Gnade; nur für ihn ist den Hohen diese große, weite Macht von der Gesellschaft übertragen. Der Glückliche, der Freie bedarf ihrer nicht; und es ist eine Lüge, wenn man vorgibt, der Gnade zu seinem Glücke zu bedürfen; ein Wahnsinn ist es, diese Lüge glauben; ein Verbrechen, sie den Mächtigen glauben machen wollen. —

— Ich habe ein Mal ein dummes Ballet in Wien gesehen, worin ein Bild die Liebe eines jungen Mädchens erregt, während das Original des Bildes, versteckt, vor Seligkeit darüber umkommen möchte. Nachdem die Fopperei lange Zeit gedauert hat, tritt es endlich ganz gekleidet wie das Bild, in dessen Rahmen, und das Mädchen verschwendet seine Liebkosungen, ohne die Veränderung zu merken, eben so unbefangen als zuvor, bis es Wärme, Leben, Bewegung spürt, und erschreckt fliehen will, von dem überglücklichen Originale aber festgehalten wird, und das Geständniß heißer Gegenliebe empfängt. So einfältig diese Idee ist, so konnte ich sie doch nicht los werden. —

Wenn das Original jenes Bildes die Thränen des Jünglings gesehen hätte, wenn es dann in den Rahmen getreten wäre, um sich mild herauszuneigen, eine Hand herauszustrecken, voll Segen und Gnade....

Ach! aber ich sehe wohl ein, daß das Alles nicht angeht, und daß eine dumme Balletidee, abgeschmackt und theatralisch wie sie ist, hier keine Anwendung finden kann. Bei solchen Arrangements muß ja am Schlusse stets getanzt werden, und wer sollte auf dem Kreis- und Stadtgerichte zu München, dazu wohl Lust, Laune, Heiterkeit und Kunst zeigen! —

— — Der höhere Gerichtshof hatte das Urtheil verworfen; und die Anklage wurde dennoch erneuert. „Das Recht will seinen Lauf," heißt es. Recht und Rache sind, dem Klange nach, im Deutschen viel zu nahe verwandt. Es kamen mir Gedanken, bei der Betrachtung des Bildes, die ich nicht niederschreiben will, aber ich verließ es mit herzlichem Bedauern. — Diese Strafe sollte abgeschafft werden aus dem baiernschen Gesetzbuche, sie ist zu seltsam und befremdend nach den Begriffen, die jetzt in der ganzen civilisirten Welt die herrschenden sind. Ist denn für den edeln, gesitteten Menschen, der körperliche Schmerz das Empfindlichste? Wer wüßte hierauf nicht zu antworten? Und heuchelte man nur Menschlichkeit, da man Folter, Spießruthen, Latten und Stockschläge abschaffte? —

Wann wird der gelehrte Justizrath erscheinen, der die Widersprüche in unsern Gesetzgebungen auszugleichen im Stande ist? —

Die Residenz des Königs.

Wenn man sonst durch das alte Schwabingerthor nach München kam, so sah man links ein graues, langes Gebäude mit zwei Stockwerken, und von zwei hohen Portiken geziert. Eine Wache davor, Löwen in Bronce, ein Brunnen, ein Muttergottesbild; dieß war das erste Residenzschloß des Königs, dessen südliches Ende in eine unregelmäßige Anhäufung verschiedenartiger Gebäude auslief. Die Façade war weder imposant, noch schön, obgleich frühere Beschreibungen Münchens ihr Beides in hohem Grade zugestehen. Das Innere dieses Schlosses umgibt mehre Höfe, die verschiedene Namen führen, und außer einigen Prachtgemächern enthält es Wenig, was eine besondere Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich zu ziehen im Stande wäre.

Der verstorbene König Maximilian ließ den nördlichen Flügel mit neuen Fenstern versehen und weiß anstreichen, um ihm auch von außen ein wohnlicheres Ansehen zu geben, und verlegte hieher seine Wohnung. Er selbst bezog den zweiten Stock, stellte Blumen und Vogelbauer vor die niedrigen Fenster,

und blickte hinaus auf die Baumgruppen des Hofgartens, und freuete sich, wenn recht viel heitere Menschen darunter spazieren gingen. Für die Königin waren im ersten Stocke einige Zimmer mit größerm Glanze eingerichtet worden, obgleich auch hier keine Verschwendung herrschte, und Alles so war, wie man es bei reichen Privatleuten alle Tage zu sehen bekommen kann.

Hieran schlossen sich die sogenannten Kaiserzimmer voll überladener, altfränkischer Pracht, mit dem reichen Bette, woran die Vergoldung allein siebenmalhunderttausend Gulden gekostet haben soll, und dem Spiegelsaale, dem Conferenzsaale u. s. w.

Diese Residenz genügte dem König Ludwig nicht, und er beschloß, der Stadt eine Zierde, sich selbst und seinen Nachfolgern aber eine würdige Wohnung zu verschaffen. So entstand der neue südliche Flügel der Residenz, oder wie man ihn in München zu nennen gewohnt ist: „der Königsbau." Ich finde diese Benennung für „Palast, Schloß, Residenz," weder passend, noch schicklich. Bau bedeutet immer nur eine rohe, den nächsten Bedürfnissen entsprechende Wohnung, daher das Wort von den Wohnungen gewisser Thiere gebraucht wird. Man sagt z. B. der Bau des Fuchses, der Dachsbau u. s. w.; nie aber ist es wohl Jemand eingefallen, der Generalsbau, der Geheimerathsbau, oder der Menschenbau überhaupt, in diesem Sinne zu sagen.

Dieser neue Flügel wurde von Klenze, dem die

Oberleitung fast aller Bauwerke in München übertragen ist, entworfen und ausgeführt. Der berühmte Palast Pitti in Florenz soll zum Modelle gedient haben, wer letztern aber kennt, weiß wie himmelweit beide Bauwerke von einander verschieden sind. Klenze's Gebäude haben meistentheils den Fehler, daß sie sich nicht hoch genug aus dem Boden erheben, und dieß war auch bei diesem der Fall. Man war daher genöthigt, den Maximilian-Josephs-Platz, auf welchem es steht, zu erniedrigen, um den Palast zu erhöhen, das heißt, er mußte ganz eigentlich ausgegraben werden. Die Façade ist mit Kelheimer Sandsteinquadern bekleidet, die in nicht großen Stücken, zierlich behauen und facettirt gleich Diamanten, ohne andere Unterbrechung, als die der Fenster, einen ziemlich monotonen und dabei nicht imposanten Anblick gewähren. Die kleinen, gleichen, behauenen Quadern auf der großen Fläche verwirren das Auge, das gar keinen Ruhepunct findet. Weder Altan, noch Säulenwerk, weder Portale noch Werke der höhern Sculptur sind vorhanden; die Fenster in ganz gleicher Uniform, drei Guichets oder Thorwege, von nicht sehr kühner Dimension, einige fein gearbeitete Pilaster, die sich von dem würfelförmigen Grunde nur wenig emporheben, und zwei mit Steingeländer eingefaßte Plattformen, das ist Alles, was diese Fronte zeigt. Ringsum läuft nach italiänischer Sitte eine Steinbank, aber das Trottoir ist, nach Münchener Sitte, aus jenen kleinen, spitzigen Kieseln gebildet, die jeder Fremde

sehr bald kennen lernt, und die für den Gehenden das sind, was die Latten für den Liegenden, eine Tortur. Es ist auffallend, daß diese Dornenbahn selbst um die Wohnung des Monarchen, keinem menschlich-bequemen Trottoir weichen durfte.

Wie Alles, was die letzte Zeit in München entstehen sah, ist auch dieser „Königsbau,“ vielfältig beschrieben, d. h. bis zu den Sternen erhoben worden. Nach dem Willen des Königs mußte davon ausgegangen werden, aus seiner Wohnung Alles zu entfernen, was der vorübergehenden Mode huldigte und blos in Bezug auf diese, das Uebereinkommen und die Begriffe von Eleganz, und Comfort, seinen Werth erhielt. So edel und classisch sich der Sinn des Königs hierin zeigte, so scheint mir doch in der Ausführung, insofern sie wenigstens bis jetzt ersichtlich ist, zu weit gegangen zu seyn.

Wie? Unsere Erfindungen in dieser Hinsicht, wie sie jetzt so schön Geschmack und Bequemlichkeit zu verbinden wissen, und wie sie unsere Sitten und Gewohnheiten erheischen, sollen mit dem Banne belegt werden? Eine seidene Tapete, ein weicher Fußteppich, Geschirre von Porzellan, Kristall und Bronce, prächtige Spiegel, zierliche Meubel, schön drappirte Vorhänge, Alles das soll aus unseren Wohnnngen verwiesen seyn? dafür soll eine Unzahl von Bildern, durch Arabesken verbunden, in stetem Wechsel, einem wildverworrenen Reihen gleich, über unsern Köpfen an den Decken und Friesen vorüberschweben, während ein

kaltes, nacktes Stucco die Wände bekleidet, und nichts Wohnliches, nichts Trauliches, aus diesen Wölbungen, Hohlkehlen, Architraven, Kassetten, Nischen, Vergoldungen und schillernden Farbenspielen, zu uns sich niedersenkt. — Wie alle Bauwerke des neuern Münchens nur als Gehäuse der Malerwerke, d. h. nur deßhalb entstanden zu seyn scheinen, um der Malerei, Wände und Schirm und Dach zu gewähren, damit sie sich entfalten und ausbreiten möge, so ist dieß auch bei der Wohnung des Königs der Fall. Thüren und Fenster wurden so angebracht, um den Malern zu ihren Schilderungen die gehörigen Räume zu lassen, und Schönheit und Bequemlichkeit mußten dieser Bedingung weichen. —

Gegen Westen liegen die Gemächer der Königin, groß, hoch und weit, die Aussicht zum Theil nach einer engen Gasse bietend. Man wählte zur Decorirung, Darstellungen aus den ältern deutschen Dichtern, wie Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, und aus den neuern, jedoch schon gestorbene, wie: Schiller, Göthe, Wieland, Bürger. Von lebenden Dichtern ist keine Notiz genommen worden. Die Masse von Bildern ist groß, die Farbengebung blendend, dazwischen laufen bunte, bald zierliche, phantastische, geistreiche, symbolische Arabesken, die Bilder miteinander verbindend und doch wieder sondernd; die Decken füllen gleichfalls mehrfarbige Kassetten, goldene Blumen und Laubwerk, die Wände Marmorstuck in hellen Farben. Man kann sich leicht vorstellen, wie geblendet das Auge ist, wenn

es zum erstenmale auf diese Gegenstände blickt, wie fremdartig, überraschend sich das Ganze darstellt, und wie ein unbefangener Sinn, nach dem plötzlichen, schnell vorübergehenden Eindruck, leicht in Entzücken gerathen kann. Bei näherer Prüfung, bei mehrmaligem Wiederkehren drängen sich uns jedoch andere Betrachtungen auf, und es ist fast mit Bestimmtheit anzunehmen, daß ein späterer Regent Baierns, einfach geschmückte, wohnliche Gemächer, dieser bunten Ueberladung vorziehen werde. Bei der Fülle des Stoffes, bei der Größe und Zahl der Räume, der Kürze der gegebenen Zeit, und dem Mangel an wahrhaft ausgezeichneten Talenten, darf man nicht erwarten, hier Meisterwerke zu begrüßen. Das Bedürfniß schuf im Nu eine Anzahl von Malern, die anfänglich noch mit der Aufgabe, nach allen Richtungen hin, zu kämpfen hatten. Wie man von Tieck sagt, er habe erst während des Uebersetzens des Don Quixotte spanisch gelernt, so sind Einige von diesen Malern erst während der Arbeit zu Künstlern geworden. Kaulbach, Hiltensperger, Gassen, dürfen vor Allen genannt werden; Folz versuchte sich in Darstellungen aus Schiller's Gedichten, und verläugnete den Genremaler nicht, welches bei dieser Aufgabe keinen unangenehmen Eindruck hervorbringt; Anschütz war unter Zimmermann beim Anakreonsaale beschäftigt. — An die Gemächer der Königin stoßen die des Königs, bedeutend kleiner und darum schon um Vieles behaglicher. Was jedoch die Malereien betrifft, so ist ihnen der

kleine Raum weniger günstig. Hier hat die Classizität ihren Sitz aufgeschlagen, und wir begrüßen Griechen und Lateiner. Für Homer jedoch sind noch andere Localitäten bestimmt worden; nämlich vier große Säle in dem neuerbauten Flügel, nach dem Hofgarten zu, wovon zwei die Iliade, und zwei die Odyssee enthalten sollen. Die Gemächer des Königs beschränken sich etwa auf vier bis fünf; ein Wohnzimmer, ein andres zum Schreiben, ein drittes zur Bibliothek, und Schlaf- und Ankleidegemach. Durch einen Vorsaal tritt man in den kleinen Audienzsaal, und aus diesem, durch zwei Servicesäle, auf hetrurisch gemalt, mit Friesen in einer und zwei Farben ausgeführt, zur Vorhalle und Treppe. Der kleine Audienzsaal ist wohl nur zu den gewöhnlichen Audienzen bestimmt, während zu den solennen und großen ein imposanter Saal in dem neuen Flügel des Hofgartens eingerichtet werden soll. Die Decorirung des kleinen Saales besteht in reichen Goldarabesken auf weißem Stuck, und in weißen Basreliefs auf Goldgrund. Uebertriebenere Pracht bei größerer Einförmigkeit läßt sich nicht wohl denken, und das Ganze imponirt nicht, erfreut nicht, blendet nicht. Selbst die meisterhaften Basreliefs, womit Schwanthaler den Fries chmückte, sind zu klein, um in ihrer lebendigen Einfachheit die todte Pracht der Wände zu überstrahlen und vergessen zu machen. Man scheint dieß einzusehen und ist noch immer bemüht, Versuche anzustellen, um einen günstigern Effect hervorzubringen.

Die Decorirung dieses Saales soll übrigens sehr bedeutende Summen gekostet haben. Hinter demselben liegt der Anakreonsaal, zu den gewöhnlichen Mahlzeiten der Königlichen Familie bestimmt. Er ist, wie es der Name schon andeutet, mit heitern Schilderungen aus dem Leben und den Werken Anakreon's geschmückt, deren Mittelpunct das Fest des tejischen Sängers bildet. Zimmermann, der sie entwarf, excellirt in dergleichen. Die Arabesken sind sehr reich und schillernd, und es ist nur zu beklagen, daß die Fenster dieses heitern Saales auf einen unansehnlichen, engen Hof gehen, der von schlechten Hintergebäuden umgeben ist. Man hofft, daß diese letztern weggeräumt werden würden. Das Ende dieser Reihe von Gemächern bildet die schon erwähnte Vorhalle nebst der Treppe. Sie ist sehr einfach gehalten und macht dennoch den großartigsten Eindruck. Ihre Wände sind mit blaßgelbem Stucco bekleidet und die Ornamente sind von weißem Marmor. Fußboden und Treppe gleichfalls von Marmor. Oben am Eingange stehen zwei Karyatiden von Schwanthaler, und darüber in großen Buchstaben die Devise des Königs: „Gerecht und beharrlich.“ — Das Ganze athmet Majestät, und man denkt daran mit Widerwillen, daß einst die Hartschiere in ihren geschmacklosen Uniformen neben diesen edeln Statuen von Schwanthaler Posto fassen werden. Armen Sterblichen, die jedoch mit pochenden Herzen diese Marmorstiege dereinst hinanklimmen, um

irgend eine Erleichterung für die Lasten des Lebens zu erlangen, wie z. B. Versorgung der Kinder bei karger Besoldung, Urlaub in Krankheitsfällen, Nachsicht bei unverschuldeter Fehle, Denen werden die Hartschiere, in ihren blauen Röcken, wie Schutzgeister erscheinen, neben den kalten, starren Gesichtern der Marmorbilder, und sie werden die süße Hoffnung nähren können, daß hier neben der eisernen Gerechtigkeit und der strengen Beharrlichkeit, auch die warme Milde, die sanfte Huld, die göttliche Gnade wohnen, und ihr Muth wird wachsen, bei der weichen, baierischen Mundart, die ihnen aus den Hartschieren entgegentönt, den traulichen Vermittlern des ägyptischen Portals durch das sie schreiten, des hetrurischen Saales, in dem sie warten, und des gnädigen Monarchen, der sie unter all' dieser Pracht, einfach gekleidet erwarten, beharrlich anhören und gerecht bescheiden wird.

Ich finde die Hartschiere, besonders wenn sie über ihre Fraks, zu den dreieckigen Federhüten und den Schnallenschuhen, die gestreiften, altfränkischen Ueberwürfe von Sammt anlegen, sehr zweckmäßig geputzt für die alte Residenz, wie sie noch jetzt besteht; für den neuen Palast jedoch scheinen sie mir sehr ungeziemende Bewohner zu seyn. Ich höre, daß die Möblirung der Zimmer mit ganz besonderer Rücksicht auf ihre Decorirung beschickt werden soll und finde dieses auch nöthig; dann aber müßte auch die Kleidung der Bewohner damit in Einklang gebracht werden, denn unsere Fraks, unsere Militärröcke, unser Damenputz,

unsere gothischen, eckigen und zackigen Moden, unsere barbarischen Stickereien, unsere steifen Halsbinden, Lorgnons, und übrige Dressur, wird einen übeln Contrast gegen die Gebilde der Maler an den Wänden abgeben; wir werden jeden Augenblick bemerken müssen, wie weit ein General von einem Helden, ein Minister von einem Weisen, ein Gott des Tages von einem Gott der Vorzeit verschieden ist, und wir werden, bei einigem Gefühl in der Brust, beschämt und zerknirscht nach Hause schleichen müssen. Tapeten und Spiegel ersparen uns dieß; Jene sind von demselben Stoffe als wir selbst, das heißt, unsere Kleider, und diese zeigen uns nur unser eigenes Bild, womit jeder vernünftige Mensch heutzutage ganz zufrieden seyn kann. — Seit der Ausgrabung von Pompeji ist man auf den Gedanken gerathen, die alten, bunten, reichen Verzierungen, die eine längst untergegangene Welt schmückten, für uns wieder anzuwenden, und geht darin immer weiter. Das Innere und Aeußere unserer Wohnungen muß sich dazu herleihen, und wir bilden uns ein, daß dieses der wahre Geschmack sey. Wie sehr wird uns einst eine spätere Zeit belächeln? Nie hat sich ein größerer Widerspruch ergeben, und nie hat man sich daher von dergleichen Bestrebungen weniger angezogen gefühlt. Es ist eben auch eine Mode, wie alle andern; wenn gleich für Architecten und Maler eine höchst bequeme, welche dabei nur zu copiren haben. Wenn man jetzt die Werke altdeutscher Baukunst betrachtet, Kirchen und Burgen, Wohn-

häuser und Klöster, so kann man sich wohl keine andere Bewohner dafür denken, als geharnischte Ritter, Priester in Meßgewändern, Mönche in Ordenstracht, und jene ehrbar gekleideten, stattlichen Bürgerfiguren; der Maler darf hier nichts ändern, vermitteln, verbessern, wenn er Staffage für solche Bilder sucht. In den prachtvollen, überladenen Sälen, voll Schnitzwerk und Vergoldung, aus der Zeit des Vierzehnten und Fünfzehnten Ludwig, bewegten sich heimisch und vertraut die Gestalten in Reifröcken und gestickten Kleidern, mit ungeheuern Perücken, kleinen Degen und von Pracht und Herrlichkeit glänzend. Alles war im vortrefflichsten Einklange. — Wie aber sollen pompejanisch und hetrurisch ausgeschmückte Räume staffirt und bevölkert werden? Was vermittelt diesen Widerspruch? Für den verblüfften Sollizitanten mag dieß leicht ein dazwischentretender Hartschier thun, der ihn mit einem Male zu sich selbst bringt und ihn daran erinnert, daß er sich in München befinde; wir Andern werden uns aber stets fremd fühlen in diesen neuen Gemächern, die das Alterthum nachäffen, und nie jene Befriedigung dabei empfinden, die in uns wirkliche Alterthümer erregen, wo die Geschichte zu uns spricht und Schutt und Verfall unser Herz zu einer erhabenen Wehmuth stimmen. Wollt Ihr, daß alte Kunst uns erfreue? so bringt sie uns näher; erfindet eine neue, die der alten gleiche, und unsere Zeit, unsern Bedürfnissen eben so entspreche; gleicht Widersprüche aus, und was Ihr schafft, sey ein treues Abbild un=

sers Characters. Dieß soll Euch zwar schwer werden! denn wenn auch nicht characterlos, wie hie und da behauptet wird, so sind wir doch zu vielgestaltig, als daß es leicht wäre, in todte Bauwerke unser bewegliches Leben zu bannen, daß es sich darin ganz und verständlich ausspreche. Aber eben die Schwierigkeit würde, wenn Ihr sie überwändet, Euch zu großen Künstlern in unsern Augen machen. Aller Zeiten Styl und Geschmack nachahmen, kann interessant an und für sich seyn, wird uns aber nie zur Bewunderung hinreißen, und für die Folgezeit eine große, ächte Bedeutung haben können. Wie verächtlich blickt man jetzt wohl hie und da auf den Sonnentempel in Baireuth nieder, und doch ist er ein treueres Bild seiner Zeit, als so manches Bauwerk, das wir um uns entstehen sahen.

In dem obern Stockwerke, das sich aus der Mitte des neuen Residenz-Gebäudes erhebt, und woran die Plattformen stoßen, die mit Orangenbäumen in Töpfen während des Sommers besetzt werden sollen, befindet sich der Conzert- und Ballsaal von runder Form, mit einigen anhängenden Cabineten. Er ist, wie Alles in diesem Palaste, nur für das nächste Bedürfniß der königlichen Familie bestimmt, und daher werden hier nur kleine Bälle und Conzerte Statt finden. Für die größern Feste und Hoffeierlichkeiten werden ausschließlich Localitäten in dem neuen Hofgartenflügel angelegt werden.

Wie sehr der Malerkunst hier Alles unterordnet

wurde, ist bereits gesagt, doch ist noch zu erwähnen, daß fünf große Säle im Erdgeschosse, unter dem Titel: Prunkgemächer, nur dazu bestimmt zu seyn scheinen, die Darstellungen des Nibelungenliedes al fresco von Schnorr gemalt, aufzunehmen. Der Entréesaal, ein kleines Oblong, ist bereits beendigt und zeigt an seinen Wänden alle Personen des Gedichts einzelnstehend, mit Unterschriften, gleich einem gewöhnlichen Theaterzettel. So manche dieser Gestalten sind wohl keinesweges dem Bilde entsprechend, das man sich bei einiger Einbildungskraft von ihnen selbst zu entwerfen im Stande ist. Chriemhilde und Ezel mögen wohl die gelungensten seyn. Ueberhaupt scheint die Idee, das Personal auf solche Weise dem Drama vorzubinden, nur ein Behelf zu seyn, den Raum zu füllen; ein anderer Grund ist wahrlich nicht leicht denkbar, und es wäre interessanter gewesen, alle Personen lieber gleich handelnd einzuführen.

Durch die drei Thorwege tritt man von der Seite des Max-Joseph-Platzes in die Eingangshalle, die von schönen, hellgrauen Granitsäulen, mit Capitälern von weißem Marmor getragen wird. An Pracht fehlt es übrigens nirgend, das kostbarste Material ist reichlich angewendet worden, selbst die Holzarten, woraus die Thüren gemacht werden, sind mit Sorgfalt ausgesucht, die Fenster, in Böhmen verfertigt, kommen den trefflichsten englischen Gläsern, wie sie in den Leuchtthürmen angewandt werden, ganz gleich, und eine einzige Scheibe soll acht Louisd'ors

gekostet haben. Rechnet man, was Steinmetzen, Bildhauer, Maler, Vergolder erhalten, daß Schnorr allein, für seine Nibelungen, die ihn zehn bis zwölf Jahre beschäftigen werden, eine sehr ansehnliche Summe empfängt, so wird man nicht in Abrede stellen können, daß dieser neue Palast des Königs von Baiern in Deutschland gewiß der Kostbarste genannt werden kann.

Nicht befriedigt jedoch, sich diese Wohnung erbaut zu haben, faßte der König den Plan, das ganze Residenzschloß ausbauen zu lassen, und hier gab der weite Umfang, und der Wunsch, an dem Vorhandenen nichts zu ändern, der Laune Nahrung, in verschiedenen Stylen dieses Vorhaben auszuführen. Zu dem einfachen Gebäude in der Residenzstraße, wo sich größtentheils nur die langen Corridors, zu den Gemächern befinden, welche die innern Höfe umgeben, gesellte sich nach Süden der eben beschriebene Palast, nach dem Pitti'schen in Florenz, während für die nördliche Seite, dem Hofgarten zu, eine Façade im Geschmacke des Palladio, mit einer Säulenstellung in der Art des Louvre, projectirt wurde. Hieher sollen nun die eigentlichen Prachtgemächer zu Audienzen und Festen verlegt werden, und man kann bereits einen großen Saal in Augenschein nehmen, dessen Construktion überraschend ist. Außer den vier homerischen Sälen wird hier der Malerei kein Feld eingeräumt, und Alles mit Tapeten und andern Ornamenten im

Zeitgeschmacke möblirt werden. Dieser Flügel zeigt die beträchtliche Länge von 700 Fuß.

Nach Osten hin steht die Allerheiligen-Kirche, für den Augenblick zwar unzusammenhängend mit dem Uebrigen, und von dem neuen Wohnungspalaste durch einige alte Gebäude getrennt, aber später dem Ganzen auf das Engste verbunden. Der König wünschte sie ganz getreu nach einer Zeichnung ausgeführt, die er von einer byzantinischen Capelle in der Nähe von Palermo hatte nehmen lassen; Klenze jedoch soll dieser Aufgabe nicht buchstäblich gefolgt seyn. Diese Kirche ist in einem sehr zierlichen Geschmacke erbaut und mit feiner Steinarbeit geschmückt; im Innern wird sie durch Heinrich Heß und seine Schüler mit Frescobildern auf Goldgrund versehen, ganz in der Art, wie wir solche in der Marcuskirche und andern byzantinischen Kirchen finden.

Unweit von hier steht das alte Opernhaus, worin nicht mehr gespielt wird, weil es den Einsturz droht, und hieran stößt das neue Hoftheater, worin jetzt Vorstellungen gegeben werden, und das durch einen Schwibbogen mit der jetzigen Residenz des Königs in Verbindung steht. Wie diese verschiedenartigen, großen und kleinen Bauwerke einst miteinander verbunden werden sollen, um ein Ganzes zu bilden; welche Wirkung dieses Potpourri von Stein dann auf uns hervorbringen wird, dieß wage ich nicht zu bestimmen. Auf jeden Fall wird es einen nicht uninteressanten Punct für neugierige Beschauer bilden.

An die Residenz stößt der sogenannte Hofgarten, ein mäßiges Viereck mit Bäumen und zwei magern Fontainen, der sonst im französischen Geschmacke, mit Weihern, Inseln und Wasserkünsten prangte. Ein Flügel des Bazar, der mit griechischen Landschaften al fresco gemalt werden soll, durchschneidet ihn der Breite nach, und trennt ihn von dem englischen Garten, einem, nach Rumford's großartiger Idee von Skell ausgeführten, Parke. Betrachtet man Alles dieß mit einem Blicke, von dem Palaste Pitti auf dem Max-Josephs-Platze, bis zur südlichsten Gränze des englischen Gartens, so muß man gestehen, daß viel Sehenswerthes hier zusammengedrängt ist, und daß diese Anhäufung von verschiedenartigen Palästen, Kirchen, Schauspielhäusern, Höfen, Gärten, Bazars, und Galerien in Europa wohl nur von dem Serail des Großherrn übertroffen werden dürfte.

Die letzte Gemälde-Ausstellung.

(1832.)

Ich bin jetzt acht Tage lang durch diese Zimmer und Säle gewandert, von dem flüchtigen Betrachten aller Gemälde, um den Gesammtüberblick zu gewinnen, bin ich zu dem stillern Anschauen der Einzelheiten gelangt, habe bereits meine Lieblinge, vor denen ich Stunden lang stehen könnte, unbekümmert um die Menge, die sich um mich stößt und drängt, vergessend Staub und Dunst, die mir beim Eintreten unerträglich schienen. Und wahrlich nicht im Entferntesten dachte ich anfänglich daran, daß ich darüber schreiben sollte, daß ein leeres Blatt darauf harre, um mit einer Beschreibung oder gar mit einem Urtheil über jene Kunstgegenstände angefüllt zu werden.

Es ist gewagt, ein Gemälde beschreiben zu wollen; von einem Bilde ein Bild zu geben; mit dem Maler zu wetteifern, der den weichen Pinsel der Wahrheit und Natur führt, dem das Reich der Farben zu Gebote steht in seiner weiten Unendlichkeit,

der die Wolke im Zuge, den Wasserspiegel, die Wiesenblume, Glieder voll Leben, Reiz und Beweglichkeit erschafft, der mit einem weißen oder schwarzen Puncte, den er seinen Werken hinzuzufügen weiß, dem Gemüth des Beschauers Alles zu empfinden gibt, was er will, der herrliche Zauberer!

Ich will daher nur den Eindruck wiederzugeben versuchen, den einige Gemälde auf mich machten, nur über den Geist dieser künstlerischen Schöpfungen will ich sprechen, nur den Gedanken des Malers, wie er mir klar wurde, will ich hervorheben.

Vor Allem sey es mir erlaubt, das Kleeblatt von Landschaftsmalern hier zu nennen, die in Behandlung derselben Gegenstände sich doch so characteristisch zu unterscheiden wissen. Es ist der Himmel mit seinen Wolken, der Baum, das Gesträuch, das abspielende Wasser — aber wie sieht dieß Alles Rottmann, wie Morgenstern, wie Cogels?

Rottmann zeigt uns eine Gebirgspartie am Hintersee. Das ist keine schöne Gegend; talentlose Leute gehen an so etwas vorüber, und wenden ihren Blick auf effectreichere Scenen. Und in der That auch der Wanderer wird sich von diesem Platze nicht sehr angezogen fühlen und vorüber eilen. Das Gemüth des Künstlers trägt aber die poetische Bedeutung hinein. Rottmann gibt dem stillen, einsamen Plätzchen d i e s e n Himmel, d i e s e n Wolkenzug, und nun spricht es zu uns in seiner Einfachheit, wir bleiben davor gebannt, und ein melancholischer Schauer wandelt uns an, wir

wissen nicht, worin es liegt, was so unwiderstehlich wirkt, es ist Alles so wahr und natürlich, und doch dabei so ungewöhnlich. Das Wasser ist nicht einmal durchsichtig klar, es zeigt die Bäume nicht in bestimmten, scharfen Umrissen; es ist ganz grün, wie ein Sumpf; die Bäume am Ufer erheben sich nicht vereinzelt und luftig, es ist ein dichtes Laubwerk, eben auch nur grün und nicht anders. Die Höhen sind nicht malerisch im gewöhnlichen Sinne, und aus dem Mittelpuncte erhebt sich der Blick des Feuers und ein leichter Rauch, wie ihn Hirten oft aufsteigen lassen, und die ganze Staffage besteht in einem trübseligen Reiher, der auf einem trockenen Plätzchen von Wasser umgeben, auf einem Beine ruht und den Kopf zwischen die Flügel gezogen, den Schnabel schräg vor sich hingestreckt, ziemlich gleichgültig die Ankunft eines andern Reihers erwartet, der im vollen Fluge sich zu ihm herabsenkt. Es sind zwei vormalige Hofnarren, die sonst bei der fürstlichen Lust der Reiherbeizen ihre possierlich-tragischen Rollen zu spielen hatten, und nun aus der Mode gekommen, melancholisch geworden sind, und sich in die Einsamkeit zurückgezogen haben. Der Einklang der Gegend und der Staffage ist wahrhaft bewundernswerth. —

Morgenstern dichtete eine unnachahmliche Idylle in seiner Gegend aus Holstein. Auch hier ist es wieder nicht das Pittoreske, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber es ist der Abendhimmel mit seinem unendlichen Reichthum, der Uebergang vom letzten

Schein der Röthe in den violetten Duft der Nacht, Alles warm und treu.

Ein Wasser von keinem Hauche bewegt, der Spiegel des ruhigen Himmels, der sich darüber wölbt, das Röhricht, schlank und dünn, doch unbeweglich — Alles in ruhiger, heiterer Feier. Ein Hirt treibt seine Heerde heim, und im Vorgrunde, im kühlen Schatten, der schon nächtlich ist, sieht man durch die offene Thür in eine Hütte, aus der sich bläulicher Rauch erhebt.

Als Gegenstück mag, von demselben Künstler, eine Gegend an der Isar, gelten. Er wählte auch diesen Vorwurf mit sicherm, poetischem Tact. Ist es dort die Klarheit und Ruhe, die uns anspricht, so ist es hier der Duft, der von den Bergen sich senkt, die dunkle Färbung der Uferhöhen, das rasch dahinströmende Wasser im breiten Kiesbette, und vor Allem der meisterhaft behandelte Vorgrund mit seinen bewegten Gebüschen und hohen Gräsern, die in unendlich variirten Partien das Auge des Beschauers fesseln. — Nennen wir nun als dritten, Cogels, den leider ein früher Tod der Kunst entriß, so müssen wir besonders ein altes Schlößchen am Ufer der Schelde herausheben. Er unterscheidet sich in Auffassung und Behandlung gänzlich von den Vorhergenannten. Er gibt uns niederländischen Himmel, Wasser und Gebäude, und er stellt sie mit jener niederländischen Präcision und Nettigkeit dar, ohne jedoch in Geleckheit auszuarten. Seinem Pinsel wie seiner Farbengebung mangelt keinesweges Mark und Kraft, und obgleich man an dem

Thürmchen jeden Ziegel zählen kann, obgleich die Scheiben alle genau aus den Fenstern leuchten, jeder Stein im Wasser, und jedes Blatt, das vom Baum darauf herabgefallen ist, seine sichere Gestaltung und Ausführung hat, so ist doch nirgends Künstelei sichtbar, und diese Behandlung scheint solchen Gegenden angemessen, und macht einen sehr erfreulichen Eindruck.

Zwei Schlachtstücke zogen besonders die Aufmerksamkeit an.

Von Peter Heß, das Gefecht bei Wörgel in Tyrol. Ein meisterhaftes Bild voll Feuer und Leben, und mit einem Reichthume an Laune ausgestattet, der wahrhaft Bewunderung erregt. Die Felsenpartien sind mit außerordentlicher Geschicklichkeit benützt, herrliche Gruppirungen anzubringen, und die modernen, gradlinichten Schlachtordnungen, das Einerlei der Uniformen, ist dabei sehr glücklich vermieden worden. Man sieht den aneifernden Mönch mit dem Kreuze, und aus dem Dickicht hervor, neugierige Bürger, außer Schußweite, durch's Fernglas den Kampf beobachten; Andere feuern ihre Stutzen ab aus sicherer Höhe und eine Gruppe um ein Kreuz, auf dem Felsen errichtet, ist meisterhaft.

Landleute, die mit der größten Kraftanstrengung Steine aufheben und hinabschleudern, Verwundete, die fortgetragen werden, andere die umsinken, hinanklimmende Bayern, und in dem engen Thalkessel das Handgemenge von Bauern und Soldaten. Und alle

diese verschiedenartigen Theile harmonisch verschmolzen und dazu die köstlichsten Pferde, und in der Ferne der, imposante tyroler Hintergrund. —

Monten ist, obgleich die Ausführung gleich vortrefflich ist, in der Wahl des Gegenstandes nicht so glücklich gewesen. Eine Schlacht in der Ebene, wo lange Linien Militairs sich dem Auge darstellen, wo eine weite Ausdehnung eine Unzahl von Gruppen bedingt, kann als verdienstliches Werk an und für sich gelten, auch als treue Schilderung nach sorgfältigen Angaben oder Selbstanschauung einen Werth haben, das Bild wird aber keinen Totaleffect hervorbringen. Dieß ist auch hier, aller trefflichen Einzelnheiten ungeachtet, der Fall.

Von großem dichterischen Talente zeugt jedoch ein anderes Bild desselben Malers. Es ist der Abschied der Polen von ihrem Vaterlande. Eine Gruppe, die sehr zum Herzen spricht. Wir sehen alte und junge Krieger vor uns, und ein jeder nimmt gerührt seinen Abschied. Hier ist es jedoch der entsagende Schmerz oder der verzweifelnde, dort der verschämte, oder der mit ohnmächtiger Wuth gepaarte. Selbst der Schimmel steht trauernd mit gesenktem Haupte und das Denkmal, über dem die zerrissene Fahne hängt, zeigt die Aufschrift: Finis Poloniae, aber verwittert und halbzerstört, denn es ragt seit Koscinsko's Tagen schon empor. Es liegt ein starker Zauber in diesem Bilde, der sich jedoch nicht auf den ersten Blick kund

gibt; er muß gesucht werden, wirkt dann aber desto mächtiger.

Ein eigenes Interesse mußte es natürlich in jenem Augenblicke erwecken, die Hauptstadt des Königs von Griechenland zu sehen, und diese Neugierde befriedigte der General von Heideck, der uns Nauplia mit der Aussicht gegen Argos, so wie mehre sehr schätzbare Genrebilder aus Griechenland, die er an Ort und Stelle aufnahm, hier ausgestellt hat. Ein blinder Sänger singt Nationallieder vor jungen Hellenen. In der Ferne liegt klar und freundlich die beträchtliche Stadt an blauer Bucht; die Hörer bilden eine anmuthige Gruppe, auch Reiter sprengen herbei um Theil zu nehmen. Man kann sich nicht enthalten, bei diesem Bilde, einer spätern Zeit zu gedenken, wo der Sänger nicht mehr unter freiem Himmel die Hellenen um sich versammeln, sondern wo er daheim in seiner Stube, schreibend singen wird, von dem fremden Königsjüngling und von den blonden, blanken Reken, die mit ihm gezogen kamen über das Meer, und der Gesang wird dann erscheinen beim Buchhändler und die Leser erfreuen, und die Kritiker herausfordern in Nauplia, das jetzt von all' dem noch nicht die entfernteste Ahnung hat.

Die Hirten aber mit ihren wilden Ziegen, die ich dort an den colossalen Ruinen des Löwenthors von Mycenä erblicke, werden sobald noch nicht ihre characteristische Physiognomie verändern, und sich lieber vorsingen lassen, als lesen lernen. — Die griechischen

Weiber am Brunnen sind ein liebliches Idyll, mit morgenländischer Färbung. Die Zusammenkünfte am Brunnen haben stets etwas Patriarchalisches, und wenn ich auch nicht im Stande war, hier den Gegenstand des Gesprächs zu errathen, so hörte ich doch mit innigem Vergnügen zu. Auch diese Bilder lieferte Heideck.

Von Folz ist's ein griechisches Mädchen auf der Wacht, das sich in des Malers kräftiger Manier, den eben genannten Stücken anreiht. Der alte Grieche hat die Kapuze über den Kopf gezogen und schläft, das Mädchen kehrt uns den Rücken zu, die Flinte unter dem Arm, und blickt hinaus. Es drückt sich in ihrer Haltung eine so feste Ruhe, eine so versicherte Wachsamkeit aus, daß ohne ihr in die muthvollen Augen zu blicken, wir doch von ihrem Muthe vollkommen überzeugt sind. Es liegt ein eigener Reiz darin, wenn der Maler uns auf solche Weise etwas entzieht, das uns unersetzlich verloren geht. Den schlafenden Alten, den wir gar nicht sehen wollen, zeigt er uns, und das wachende Mädchen kehrt er von uns weg. Trotz dieser schalkhaften Laune ist das Bild sehr zu loben. Eben so zwei kräftige Gestalten bayerischer Gebirgsschützen, mit klarem, verständlichem Ausdrucke und in characteristischer Stellung.

Ein schönes Bild von Dominicus Quaglio ist der Dom zu Orvieto, eines der vollendetsten Gemälde architectonischer Gegenstände. Wir verstehen hier die

geschickte und talentvolle Auffassung architectonischer Außenseiten. Das Innere, den Geist der Bauwerke des Mittelalters darzustellen, ihn aus dem Stein, im Bilde zu uns sprechen zu lassen, als ständen wir in der besten Stimmung vor dem Urbilde selbst, ist andern Genien gegeben. Dieß erreichte Quaglio nie. Mit der größten Genauigkeit hat er indeß alle gothische Zierrathen, mit einer Umständlichkeit ohne Gleichen die kleinsten Beiwerke wiedergegeben und die Fresken, die auf Goldgrund die Façade schmücken, mit einer Feinheit und Sauberkeit nachgemalt, die Bewunderung erregen muß. Und dabei Alles so harmonisch verbunden, bei solcher Menge der verschiedenartigsten Farben, sogar nicht bunt und schroff.

Overbeck, in Rom, lieferte ein Oelgemälde und viele Zeichnungen. Das Oelgemälde ist unter dem Titel: „Italia und Germania" im Cataloge aufgeführt. Es sind zwei weibliche Gestalten, die eine mit bräunlicherer Färbung des Gesichts und einem Lorbeerkranz in den dunkeln Haaren; die andere lichteren Antlitzes, ein Myrthenkränzlein auf den blonden Flechten. Die Hände weich und meisterhaft ineinander verschlungen. Die Braune gesenkt horchend, die Blonde mit etwas emporgerecktem Halse erzählend, wie es scheint. Es ist leicht erklärlich, wer von Beiden Italia, wer Germania sey, aber damit ist noch zu wenig entdeckt. Es bleibt viel zu errathen übrig. Hier sieht man beide Gesichter, und weiß doch nicht, was der Maler wollte. Was hat Germania der Italia zu erzählen? Was

sollen die kleinlichen Andeutungen der italienischen Häuserchen hinter der Einen, die alterthümliche Burg hinter der Andern? Warum endlich ist der Hintergrund so schroff, starr, alterthümlich gemacht? Aus den Gesichtern ist nichts abzunehmen. Es sind ein Paar schöne Weiber — aber damit ist nichts erreicht — dem Einen gefallen sie, dem Andern nicht. Vom Maler uns vorschreiben lassen, was wir an Gesichtszügen für schön halten sollen, ist längst als Absurdität abgekommen. Es gibt einige zwar, die sich noch einbilden, diese Autorität zu besitzen, es kehrt sich aber Niemand daran.

Die Maler großer, historischer Gegenstände, wie man sie gewöhnlich nennt, in der That aber werden darunter gewöhnlich religiöse verstanden, müssen im Besitze der höchsten Künstlereigenschaften seyn, die sich nur selten in einem Menschen vereinigen, die kein Studium erzeugen kann, keine Schule auszubilden vermag.

Verdienstvolle Bestrebungen, wackere Talente, mögen als solche anerkannt werden, sie erfreueten und entzückten die Welt. Das große Genie Raphael's, der gigantische Geist Michel Angelo's, entzünden sich von selbst, und sind Wunder, wie jedes Andere. An diesen historischen Schöpfungen war die Ausstellung arm; nach ihrer Dimension waren wohl große Bilder da, ohne jedoch der großen Gattung anzugehören.

Die Genremaler sind noch zu erwähnen, die mit

nie zu sättigender Vorliebe sich unsers nachbarlichen Gebirgsbezirkes bemächtigt hatten. Aber diese Jäger auf dem Anstande, diese Schmuggler, diese Senner und Sennerinnen, sind doch gar zu eintönig. Wenn sich jene tüchtigen Talente dem geschichtlichen Genre zuwenden wollten, welche reiche Ausbeute fänden sie. Die Franzosen thun es mit großem Glücke und lohnender Befriedigung. Es bedarf allerdings einiges vorbereitenden Studiums, aber an Stoff wird es nie fehlen.

Cornelius, der Meister, lieferte einen Carton zu einem Altarblatte, und die trefflichen Federzeichnungen: das Leben der Maler, vorstellend, in reichen und sinnvollen Arabesken, bestimmt in Fresco die Loggia der Pinakothek zu schmücken. Besonders zog mich der Tod Leonardo's an, und Raphaels rührendes Scheiden vom Leben. Herrlich ist der große Buonaroti gedacht, die Verhältnisse seiner Kuppel ermessend.

Die Federzeichnungen Robert von Langers zu Dante's Hölle, zeigen von schöner Verständniß des Gedichts; jedoch sind sie mit Flaxmann's starrer, großer Schönheit nicht zu vergleichen. Das Gesicht des Sängers ist überall portraitwahr und ausdrucksvoll. Dante im Walde allein, und sein Emporsteigen aus der Unterwelt, verdienen auszeichnend erwähnt zu werden.

An Cartons war die Ausstellung noch ganz besonders reich. Sie verheißen einen Schatz an maleri=

schem Schmucke, worin die neuen Gebäude Münchens sich vor denen anderer Städte sehr bemerkbar machen werden.

Auch Glasmalereien in vortrefflicher Ausführung, dem Dome zu Regensburg bestimmt, fanden sich vor, und darin muß man der neuen römisch-deutschen Schule in Bayern den Ruhm zu Theil werden lassen, die verloren gegangenen Zweige der Malerkunst als Fresco, enkaustisch und auf Glas, wieder unter uns gedeihlich und erfolgreich belebt zu haben.

Stiglmayer.

Ich besuchte das Atelier eines anspruchlosen, wackern Künstlers. Schon in dem Vorhofe wurde ich überrascht. Der Mann hat türkisches Geschütz aufgefahren, ganz München in Grund und Boden zu schießen, will es aber nur friedlichen Bestimmungen weihen. Es sind dies Kanonen mit alttürkischen Chiffern und Jahreszahlen, unbehülflich und furchtbar, mit einer Patina von Meersalz grün überzogen, welche der Inspector der königlichen Broncegießerei, Herr Stiglmayer, von griechischen Kaufleuten angekauft hat, um daraus die sitzende Statue Maximilian Josephs des Ersten zu gießen. Der schöne, einfache Obelisk, der den Carolinenplatz ziert, ist ebenfalls aus seiner Werkstätte hervorgegangen. Er ist aus französischem Kanonenerz gegossen. An seinem Fuße lies't man auf den vier Seiten, die Inschrift: „den dreißigtausend Baiern, die im russischen Kriege den Tod fanden; auch sie starben für des Vaterlands Befreiung. Errichtet von Ludwig I., König von Baiern. Vollendet den 18. Oct. 1833." — Dem Einheimischen, wie dem

Fremden drängen sich bei dem Lesen dieser Worte gewiß traurige Betrachtungen auf, und doch macht das Ueberraschende, das in dieser Inschrift liegt, eine fast komische Wirkung. Jene armen Baiern, die unter dem Schnee von Plock*) verscharrt liegen, werden also heute als die passiven Befreier des deutschen Vaterlandes proclamirt. Wer hätte das wohl jemals denken sollen, wenn sie in die ärmlichen Dörfer Ostpreußens einzogen, als hochgefürchtete Gäste? Allen Franzosen, die in der Beresina liegen, gebührten fortan Ehrensäulen, und am Ende Napoleon selbst, für seinen Kriegszug nach Rußland, dafür daß er seine tapfersten Krieger geopfert, und so den Deutschen Luft machte, sich zu erheben und sein lastendes Joch abzuschütteln. Sie Alle sind gestorben, damit sich Deutschland frei machen konnte; aber nicht starben sie für des Vaterlandes Befreiung. Beharrlich hielten die tapfern baierischen Krieger bei ihren Fahnen und Bundesgenossen aus, und besiegelten ihre Treue durch muthvollen Untergang auf fernen Schlachtfeldern. Der großartige Verrath, der sich im Herzen Ostpreußens entspann, und eigentlich den Impuls zu Deutschlands Befreiung gegeben, war jenen Baiern ganz fremd. Treu waren sie, tapfer fielen sie, und ihrer Kriegertugend gebührte die Ehrensäule, aus später erobertem Geschütz, ohne alle weitere Anspielung.

---

*) So, und nicht Polozk wird der Name geschrieben, aber — da im Slavischen c wie z lautet — Plozk ausgesprochen. Polozk war eine Licence in den Bülletins der großen Armee.

Der Obelisk ist eine der schönsten Zierden Münchens. Von Ornamenten ist außer den, welche die Inschrift umgeben, und vier Widderköpfen nichts zu sehen. Diese Einfachheit macht bei einer Höhe von 100 baierischen Fußen, nur um ein Geringes niedriger, als die Vendomssäule in Paris, einen schönen Eindruck. —

Die sitzende Statue des verstorbenen Königs, nach Rauch's Modell, ist bald ihrer Vollendung nahe. Sie ist dem Andenken des Monarchen von der Bürgerschaft gewidmet.

Stiglmayer wollte den Guß des Ganzen auf Einmal unternehmen. Dieß mißglückte jedoch. Der Künstler selbst machte mir eine rührende Schilderung von diesem Unglücksfalle, wie er in wenigen Minuten die Frucht einer mondenlangen Arbeit zerstört sah. Man muß wissen, was es heißt, eine Form nach dem Modell zu verfertigen, diese tausend und aber tausend Stückchen zu bilden, und dann mit den feinen Stäbchen die weiche Masse auf's Künstlichste auszuarbeiten, Alles zusammenzusetzen und zu verbinden, es mit dem Kern auszufüllen, und in die Grube zu senken, um dem kochenden Metallstrome diese feine, sorgsame, mühselige und zerbrechliche Arbeit preiszugeben. Alles war auf's Festeste gesichert, die ungeheuere Kraft der Klammern und Riegel, aus Flintenläufen mit Vorsicht gegoßen, hielt die Form zusammen, und es war an kein Bersten derselben zu denken. Eines lag aber

außerhalb der Berechnung, und so selten der Fall ist — hier traf er ein.

Das Metall strömte herrlich hervor, und füllte alle Räume, wie sich's später beim Zerstören der Form zeigte, aber die Wucht war zu groß, das Fundament des Gebäudes senkte sich, und nun rann unter der Form nur ein dünner Strom aus. Man merkte die Bewegung, Qualm stieg auf, und plötzlich sprang das Metall hoch in die Luft, und fiel alsbald wie grobe Schloßen prasselnd nieder. Alles rettete sich. Als die erkaltete Masse ausgegraben wurde, hatte sie die Gestalt eines ungeheuern Ebers angenommen, der sich mit dem Rüssel in den Sand gewühlt hatte. Der wackere Stiglmayer konnte seine Ruhe und Heiterkeit nicht wieder gewinnen, bis das Metall zerstückt und die neue Form hergestellt war. Jetzt wurde der Guß zu drei verschiedenen Malen vorgenommen; nehmlich Ober-, Mittel- und Untertheil des Körpers, und so ist er nunmehr ohne Fehl gerathen.

Die Züge des colossalen Antlitzes sind von einer sprechenden Aehnlichkeit, und die Acuratesse des Gusses wird dem Ciseleur nur wenig Arbeit übrig lassen. Am Piedestal erblickt man vier herrliche Löwen, dazwischen eine Bavaria und eine Felicitas; zierliche Figuren, von schönem, edelm Ausdrucke. Dann folgen im Basrelief: die Toleranz zwischen einem katholischen und einem protestantischen Geistlichen; die Einsetzung der Academie der Wissenschaften; die Ertheilung der Constitution; die Gesetzgebung und der Ackerbau. Die

Inschrift lautet: Max. Josepho Regi Bavariæ Cives Monacenses 1824. — Alles ist sehr reich verziert. Nach einem Befehle des regierenden Königs, sollen alle erzgegossenen Denkmale, ohne künstliche Mittel bronzirt, aufgestellt werden. Dieß gibt ihnen für den ersten Augenblick zwar ein etwas befremdliches, blankes, kupferartiges Ansehen, aber einige wackere Münchener Winter werden das Amt des Bronzirens gewiß um so schöner und dauerhafter vollenden. Schon der vergangene, obgleich mild und wenig anhaltend, hat dem Obelisken hin und wieder schon recht fühlbare, grünliche Tinten angehängt.

Die Erfahrung lehrt, daß alle mit Säuren überstrichenen, erzenen Denkmale mit der Zeit eine unpassende, widerlich grüne Färbung erhalten, und aus diesem Grunde mußte die hie und da aufgetragene, leichte Salmiakauflösung wieder entfernt werden. — Die Figur des Königs beträgt 12 Fuß baierisches Maaß; die des ganzen Denkmals wird 34 baierische Fuß betragen. Die Kosten an Material zum Obelisk kann man auf 40000 fl. und eben so viel ungefähr an Arbeitslohn rechnen. Die Kosten der Königsstatue sind, der bedeutendern Arbeit wegen, größer.

Der interessante und bescheidene Mann, der diese großartigen Unternehmungen leitet, war früher Silberarbeiter, ging dann nach Berlin, wo er beim Gusse der Blücher-Statue zugegen war, lebte einige Jahre in Neapel, wo er dem Gusse der Statue Carls III. beiwohnte, und unternahm dann hier die ersten Ar-

beiten dieser Art für Privatleute auf eigene Rechnung, bis ihm Kunstwerke von größerer Bedeutung aufgetragen wurden. Auch diese werden von ihm, auf eigene Gefahr, im bestimmten Accord geliefert, und das Unglück bei dem Gusse der Königsstatue, fiel daher nur allein ihm zur Last. —

Es sind nun bereits zehn Jahre verflossen, seitdem der Grundstein zu dem Monumente Maximilian Josephs des Ersten mit vielen Feierlichkeiten gelegt wurde. Es war ein schöner Tag. Ganz München freute sich, fünf und zwanzig Jahre den milden, gütigen Regenten besessen zu haben. Er wollte nicht zugeben, daß während seines Lebens ihm das Ehrenbild errichtet werde.

„Wenn ich einmal todt bin,“ so sprach er, „dann mögt Ihr machen, was Ihr wollt.“ —

Ein Jahr später, und er war todt. Er hatte gewiß selbst keine Ahnung davon gehabt. Konnte man nun wohl etwas Anders denken, als daß man auf das Angelegentlichste bemüht seyn würde, die Statue auf den bezeichneten Platz zu stellen? Aber ein Jahr verging nach dem andern; es schmückten sich die Fronten neuer Gebäude, nur der graue Stein auf dem Maximilian Josephs Platze entbehrte seiner Zierde, fing an zu verwittern, und hohes Unkraut wucherte daran hinauf. Zum Glücke bedurfte es der Ehrensäule nicht, Maximilians Andenken bei der Mitwelt zu erhalten.

Jetzt ist sein Standbild fertig; der Platz wird

mit Planken umzäunt, und die Arbeiten beginnen. München wird nicht nur um eines seiner herrlichsten, sondern auch bedeutungsvollsten Kunstdenkmäler reicher seyn, und das Letztere kann wahrlich nicht von Vielen daselbst behauptet werden.

Theater-Diplomatie.

Das Isarthor-Theater sollte aufgelöst werden. Ich erzähle hier eine Geschichte, die zehn Jahr alt ist. Jetzt ist lange schon keine Rede mehr davon, und München ist um ein gutes Theil trauriger geworden. Das Theater an dem Isarthor war das lustigste, eigenthümlichste in der Welt. Ich glaube, daß es im Jahre 12, dem Jahre des Weltgerichts, eröffnet wurde. Der Erbauer hieß d'Herigoyen, und war ein Portugiese von Geburt; der Herr de la Motte war derzeitiger Hoftheater-Intendant, unter dessen Auspicien es erbaut wurde. Er war ein practischer Mann, kannte das Theater aus dem Fundamente, wußte mit den Schauspielern umzugehen, war fast unabhängig, und vis-à-vis der beim Theater Angestellten mit einer Art von Allmacht bekleidet; er schrieb Stücke, erfand Maschinerien, und kam auf allerlei Gedanken, die er dann auch in Ausführung bringen ließ, und so manche zweckmäßige Einrichtung, die noch jetzt dem Münchener Theater zu Gute kommt, ließ er in's Leben treten. Damals war das Isarthor-Theater ein Hoftheater, und als

solches sehr beliebt. Neben ihm bestand nur das altfränkische Residenztheater; hier wurden Conversationsstücke, kleine Opern, Possen gegeben, und Alles, was groß und prächtig war, schickte man an's Isarthor. Doch ich muß noch bemerken, ehe ich weiter erzähle, daß es zu jener Zeit gar kein Isarthor eigentlich gab, und daß man nur einen Platz so zu nennen gewohnt war, wo drei baufällige Thürme standen, die noch davon herrührten. Jetzt hat München wieder ein Isarthor, aber kein Isarthor-Theater mehr; ich glaube, die Stadt wäre für das Letztere dankbarer gewesen! — Die Sonnabende waren die Glanztage des Isarthor-Theaters; dann erschien der Hof in seiner freundlichen, blau und weiß decorirten Loge; dann erschien die Diplomatie und der Adel, und die lange Thalstraße hat seitdem nicht wieder eine solche Menge von Kutschen gesehen. Hinter der Loge des Königs war ein schöner, runder Saal, und darin wurde, wenn die Vorstellung zu Ende war, Cour angenommen. Die Königin besonders gefiel sich sehr in jenem Theater, und um es ihr noch angenehmer zu machen, legte der Herr Carl, Regisseur, in dem Logensaale eine Camera obscura an, und die Königin fuhr manchmal mit ihren Damen bei hellem Sonnenschein hin, sich daran zu ergötzen. War das nicht artig? Ein Regisseur durfte galant gegen eine Königin seyn, und die Königin nahm es huldvoll auf. —

Der gute, practische Herr de la Motte verlor aber die Leitung der Theatergeschäfte, und der dama-

lige Finanzminister übergab sie einem Regierungsrath, der ein guter Financier seyn sollte, und einmal in früherer Zeit eine Dilettantenbühne in Landshut oder sonst wo mit vorzüglichem Erfolge dirigirt hatte. Der Herr Finanzminister lebte damals selbst in jenem Städtchen, und die Dilettanten hatten so herrlich ihre Sachen gemacht, daß er in des Regierungsrathes Kenntnisse eben so wenig, als in seine eigenen dramaturgischen Kräfte Zweifel setzte. Herr Stich, dieß war der neue Intendant, war ganz unbekannt bei Hofe, und erfreute sich keiner Protection an demselben; auch war sein Aeußeres gar nicht so ausgestattet, um sich bei Hohen und Vornehmen einzuschmeicheln. Denn sage man auch, was man wolle, und lache man à belles dents bei Moriers Schilderungen von Persien, unsere Höfe und Hofleute haben doch noch immer viel von Harum-Baschis, Effendis, Agas, Chans u. dgl. Der wackere Herr Stich, ohne v o n, mit seinem gelben, finstern Gesichte, mit seinem kerzengeraden Rücken, der sich nur schwerfällig verbeugte, und mit seiner Unkenntniß des Französischen, machte bei Hofe eine trübselige Figur. Das war aber auch Alles etwas ungeschickt von dem Herrn Stich. Das gelbe Gesicht konnte er sich freilich nicht nehmen, aber dafür hätte er es stets mit Freundlichkeit übergießen müssen, und die Damen würden gefunden haben: „qu'il avait le coloris bazané, mais tout à fait à l'Espagnole! — Und daß er nichts französisch wußte, war abermals ein sehr großer Uebelstand, denn der verstorbene König liebte

sehr, diese Sprache an seinem Hofe zu hören. War es ihm zu verdenken? Verlebte er nicht seine schöne Jugend in dem herrlichen Paris? War er nicht dort „le beau prince Max? le bel allemand?“

Wann der König sich manchmal vergaß, und seiner Gewohnheit nach eine Frage französisch an seinen Intendanten richtete, so mußte es ihm sogleich einfallen: „Ja, was mach' ich denn, der gute Mann hat ja keine Erziehung genossen!“ — Und zu jener Zeit mußte der Intendant täglich um 6 Uhr zum Könige, und nach ihm erschien der Polizeidirector; denn der freundliche Herrscher liebte es, sich mit Historietten des Morgens unterhalten zu lassen, und wer konnte deren mehr vorräthig haben, als jene beiden Beamten. Damals war die Polizei noch sehr unschuldiger Art, sie war der Politik ganz fremd, und hatte sich in Bezug auf den König in gar nichts zu mischen; denn, wenn es Jemand eingefallen wäre, über Maximilian Joseph öffentlich eine Ungebührlichkeit vorzubringen, die Münchener Bürger hätten ihn auf der Stelle selbst gerichtet, d. h. er würde eine Tracht Schläge bekommen haben, und die Sache wäre abgethan gewesen.

Herr Stich, der wohl fühlte, daß ihm zum Hofmann Alles fehlte, suchte auf andere Weise sich in Achtung zu setzen, und verbreitete einen so hohen Grad von äußerem Glanze um sich und die Bühne, daß er allerdings einige Augenblicke zu blenden im Stande war. Hiebei verlor er aber den Financier ganz aus dem Gesichte, und wie er am Ende sich nur noch

schwindelnd auf seiner Höhe zu erhalten vermochte, so ergriff er bald Dieses, bald Jenes, um sich daraus eine Stütze zu bilden. So kam er auch auf den unseligen Einfall, das Theater an dem Isarthore aufzulösen, um dadurch dessen Einnahmen auch dem großen Hoftheater zuzuwenden.

Es war nämlich mittlerweile das große Gebäude entstanden, worin noch heutzutage Comödie gespielt wird, und wo sich bereits in wenigen Jahren fünf Intendanten ablös'ten, die Alle noch am Leben sind: Herr de la Motte, Herr Stich, Herr Baron Weichs, Herr Baron Poißl, Herr Küstner.

Gegen das Ende des Sommers, wenn das neue Etatsjahr sich näherte, ging jederzeit das Gerücht von der Auflösung des Isarthor-Theaters; immer aber waren gütige Fürsprecher da, und Alles blieb beim Alten.

Es war um eben diese Zeit, als im Jahre 1823 daßelbe Gerücht sich wiederholte. Das Theater hieß zwar noch immer Hoftheater, war aber gänzlich von der Regieverwaltung des großen Hoftheaters getrennt. Es hatte einen kleinen Zuschuß aus der Staatscasse, und bezahlte seine Schauspieler von diesem und seinen Einnahmen, die nicht unbeträchtlich waren. Die Verwaltung führte Herr Carl als Regisseur, mit dem Titel eines Directors, die obere Behörde war der Intendant, Herr Stich. Mehre Schauspieler des Isarthor-Theaters hatten die Verpflichtung, auch in der Stadt zu spielen, und bezogen ihre Gagen getheilt, aus beiden

Cassen; Andere erhielten für Aushülfsrollen, die sie in der Stadt übernahmen, ein Spielhonorar von drei bis fünf Gulden.

Herr Carl selbst war ein überaus thätiger Mann, der selbst als Schauspieler sehr beliebt war. Früher in Oesterreichischen Militärdiensten, war er sehr jung nach München gekommen, und bekam eine kleine Anstellung beim Theater. Er hatte sich dem Liebhaberfache gewidmet, konnte aber kein besonderes Glück darin machen, bis der Zufall ihm half. Ein Wiener Stück: „Der Fleischhauer von Oedenburg,“ war eingesandt worden, aber Herr de la Motte wagte nicht, dieses Stück in München aufführen zu lassen. Carl sieht das Buch, und erbietet sich, die Rolle des Herrn von Springerl, worin er später excellirte, zu spielen. De la Motte weigert sich, Carl besteht darauf; endlich gibt jener nach. Die Sache machte Aufsehen. Der junge Schauspieler erschien in der komischen Maske, sprach im Wiener Jargon, machte seine Späße auf die belustigendste Weise; aber das Ganze sprach nicht an. Er war zerknirscht, und glaubte die Wette verloren; de la Motte jedoch, der sich nun von dem Talente, das in Carl schlief, klar überzeugt hatte, setzte das Stück wieder an, und was er vermuthet hatte, traf ein, der Sieg war vollkommen. Nun wurden dem jungen Komiker in einer ganz neuen Sphäre andere Rollen dieser Art übertragen. Der Herr von Hirschkopf im Eipeldauer, und der Purzl in der Kreuzercomödie waren die nächsten; wer diese burlesken Charactere von Carl

jemals gesehen, wird sich über den ersten Eindruck, den sie hervorbringen mußten, nicht wundern. Die Stimmung war Fanatismo! Carl, immer noch erster Liebhaber, bezog von seinen komischen Darstellungen, zu denen er nicht verpflichtet war, und die der Casse sehr ergiebig zu werden versprachen, eine Tantième, und wie endlich der „Staberl“ erschien, öffnete sich ihm eine Quelle von Erwerb, die ihn in diesem Augenblick bereits zu einem sehr reichen Manne gemacht haben soll.

Carl's Existenz hing damals gewissermaßen mit dem Isarthor-Theater zusammen. War dieses einmal aufgelös't, so hatte auch seine fast unumschränkte Herrschaft ein Ende, und er mußte in seine frühern Dienstverhältnisse zum großen Hoftheater zurückkehren, wo er in dem Fache der ersten Liebhaber hätte wirken müssen. Hier glänzte aber Urban bereits, der noch dazu Carl's offener Feind war, und man kann denken, daß die subordinirte Stellung, die dieser dort eingenommen haben würde, nicht nach seinem Geschmacke seyn konnte. Die Sache wurde indeß immer ernster, und der Zeitpunkt rückte näher, wo ein Federstrich des Königs das Isarthor-Theater vernichten sollte.

Wenn gleich der König diesem Theater nicht abgeneigt war, Carl selbst persönlich leiden mochte, und über seine Späße herzlich zu lachen pflegte, so ward dem guten Herrn, der so gern mit offenen Händen gab, doch immer so viel von Ersparnissen vorgepredigt,

daß er endlich wohl nachgeben zu müssen glaubte. Dieß war auch hier der Fall. Die Dotation des Theaters, so gering sie war, konnte doch immer für etwas gelten, mehr als das aber die bessern Einnahmen, die nach der Meinung Vieler dann das große Theater machen mußte, um sich dadurch aus seiner Schuldenlast reißen zu können.

Es wurde Alles versucht, um den Finanzminister, in dessen Händen Wohl und Wehe lag, umzustimmen, allein vergebens. Eine Deputation von Familienvätern, denen das Isarthor-Theater das kümmerliche Brod bis jetzt gegeben, machte ihre Aufwartung; ein alter Comödiant sprach rührende Worte, ein alter Musikant weinte dazu, und ein alter, betrunkener Zimmermann that einen Kniefall; das Ganze war förmlich probirt und wirksam in Scene gesetzt worden, aber der harte Finanzminister wandte sich ungerührt ab, und sprach: „Es muß sein Bewenden haben."

Die Deputation kam ziemlich gleichgültig mit dieser Nachricht zu Carl, weil Alle unterwegs schon einen Plan gemacht hatten, sich mit heiler Haut in's Hoftheater zu retten; aber Carl, der am meisten zu verlieren hatte, überzeugte die Leute so triftig von der Trostlosigkeit ihrer Lage, daß sie wahrhaftig zu verzweifeln begannen.

Carl selbst that heimlich viele Schritte, offen konnte er nichts thun, um den Schein von sich abzuwälzen, als sorge er für sich. „Was ich thue," sprach er, „geschieht, um arme Familien vom Hungertode zu retten."

Eines Tages war er sehr heiterer Laune. Er hatte kurz zuvor den Staberl in den Reiseabenteuern im Beiseyn des Königs gegeben, und Alles aufgeboten, um darin zu glänzen. Bei solchen Gelegenheiten mußte man Carl sehen, wie er während der Zwischenacte auf dem Theater umhersprang in der Narrenmaske, und mit ernster Miene Befehle gab, die sehr unterwürfig ausgeführt wurden. War der König im Theater, so durfte ein Zwischenact nicht länger, als ein paar Minuten dauern, der Souffleur durfte sich gar nicht hören lassen, und Alles mußte sich übermäßig anstrengen. Aber der König war für diese Aufmerksamkeiten auch immer sehr gnädig. Einmal ließ er den Zimmerleuten und Arbeitern Filzschuhe geben, damit sie nicht so hörbar auf den Gängen herumtrampeln sollten; ein andermal beschenkte er das gesammte Chorpersonal, Männlein und Weiblein, mit großen, grauen Mänteln, für den Winter u. s. w. Auch Carl hatte sich sehr oft kostbarer Geschenke zu erfreuen.

Dießmal hatte ihm ein königlicher Kammerdiener die Nachricht hinterbracht, daß der König in der Nacht nach der Aufführung des Staberl, mehre Male im Schlafe seinen Namen gerufen, wie der Staberl gesprochen, und laut gelacht habe. Das war de bonne augure, Carl fußte auf so etwas bedeutend, das Isarthor-Theater konnte nun gar nicht aufgelös't werden. Wäre der König nicht eben in Tegernsee gewesen, er hätte irgend einen Plan gleich bei der Hand gehabt, und schnurstraks ausgeführt. Noch verklärte die Freude seine Züge, als

der Kammerdiener des Finanzministers bleich und athemlos hereinstürzte. Sogleich wurde ihm von Carl eine geheime Audienz bewilligt; Alles im Vorzimmer stand erwartungsvoll; der Kammerdiener entfernte sich wieder; ich wurde in's Cabinet gerufen.

„Denken Sie, was ich so eben erfahre," rief mir Carl voll Entsetzen entgegen, „das Rescript wegen Aufhebung des Theaters ist da; heute wird es nach Tegernsee gesandt, morgen ist es unterschrieben, und dann ist Alles verloren, denn nie ist noch in Baiern ein Ministerialbeschluß zurück genommen worden."

„Was ist zu machen?" sagte ich gleichgültig, mehr, um etwas zu sagen, als aus besonderem Antheile.

„Sie müssen nach Tegernsee," erwiderte Carl schnell.

„Ich?" wiederholte ich überrascht, „was fällt Ihnen ein?"

„Nur Sie sind dazu geeignet," fuhr er fort. „Niemand darf etwas davon wissen, fahre ich, so erfährt es die ganze Stadt" — und jetzt folgten eine Menge schöner Redensarten und gewählter Höflichkeiten, worin er seines Gleichen suchte.

Ich war gefangen; der Spaß schien mir überdieß nicht uninteressant, und ich willigte ein. Er gab mir einige Briefe mit, einen an den Grafen R., einen andern an die Gräfin T., instruirte mich genau, und ohne einen Bissen noch gegessen zu haben, mußte ich mich in einer entlegenen Straße in den Wagen

setzen, und fuhr um die Stadt, ohne von Jemand bemerkt zu werden, ganz heimlich, auf dem Wege nach Holzkirchen.

Unterweges durchkreuzten sich meine Gedanken über dieses seltsame Abenteuer. Ich war fremd, kannte keinen Menschen am ganzen Hofe, und wußte nicht einmal, was in den Briefen stand, die ich bei mir hatte. So kam ich nach Tegernsee. Trotz meiner Eile und daß ich Postpferde genommen hatte, war es bereits sehr spät, als ich es erreichte.

Im Wirthshause abgestiegen, überlegte ich, wie ich meine Briefe noch am späten Abende abgeben sollte. Ich ging um das Schloß, und sah bedenklich zu den erleuchteten Fenstern hinan. „Da oben ist der Graf R. und die Gräfin T.,“ dachte ich bei mir, „wie soll ich aber zu ihnen gelangen? Und Heute noch muß mein Geschäft gethan seyn, denn Morgen mit dem Frühesten ist das Rescript unterschrieben, und dann kann ich mit langer Nase heimziehen.“

Hin und her sah ich die Dienerschaft in den langen Gängen des Schlosses streifen, aber ich sann schwermüthig darüber nach, wen ich wohl anreden sollte. Alle gingen geschäftig an mir vorüber; Niemandes Aufmerksamkeit erregte ich. Den Grafen R. aus den Gesellschaftszimmern des Königs herausrufen lassen, ihm den Brief des Herrn Carl einhändigen, dieß wäre so plump gewesen, hätte eine fatale Aufmerksamkeit erregen, den Grafen in üble Laune versetzen

können, mit einem Worte, eine solche bévue kam mir wahrlich nicht in den Sinn.

Wie ich noch so in der Halle stand, kam aus dem hintern Ende des Ganges ein großer Mann auf mich zu, der ein Stümpchen Licht in einer Laterne trug, womit er die Lampen des Corridors angezündet hatte. Ich sah ihm schon lange zu, und dachte daran, daß Ofenheitzer und Lampenanzünder oft in Palästen, die einflußreichsten Personen seyen, und daß man auf der Hintertreppe am leichtesten zu geheimen Audienzen gelange. Jetzt schien der Mann sein Geschäft beendigt zu haben, und trat aus dem Thore, um über den Weg zu schreiten. Ich blickte ihm nach, und folgte ihm dann.

„Was ist das hier für ein langer, erleuchteter Flügel, jenseits der Kirche?“ hieß mich mein guter Genius ihn fragen.

„Das ist das Bräuhaus,“ entgegnete mein Mann.

Ich athmete hoch auf; das Bräuhaus! ein glücklicher Wurf! Jetzt war ich sicher, ein erfolgreiches Gespräch mit meinem Lampenanzünder anknüpfen zu können. Ich maß keinen Augenblick den Abstand von ihm zum Grafen R., so gewiß war ich jetzt schon meiner Sache.

„Dort können Sie einen guten, kühlen Trunk haben; auch ich gehe dahin. wollen Sie, so begleiten Sie mich;“ dieß waren die Worte meines Lucifers.

Ich nahm die Einladung mit großem Dank an, und ließ mich von seinem Laternchen in's Bräuhaus

leiten. Neben mir rauschte der See; der Mond beschien die Königsalpe; ich blickte flüchtig darauf hin, jetzt aber hatte ich keinen Sinn dafür.

In der großen Trinkstube saßen Lakaien von allen Farben beim Spiel und Trinken, bei Lachen und Schwatzen. Zwischen den blauen Baiern leuchteten Jäger und Russen, Franzosen und Engländer, deren Herren, die Gesandten, sich an dem ländlichen Hoflager des Königs aufhielten. Mir fiel wieder gewaltig der Muth, wie ich sahe, mit welcher submissen Miene mein fettiger und rußiger Führer zwischen den blanken Herren hindurchschlüpfte, und grüßend sein Winkelchen am Ende der Stube einnahm. Ich setzte mich neben ihn. Er wollte Neuigkeiten aus München wissen, und ich rückte damit heraus, daß man das Isarthor = Theater auflösen wolle. Wie erschrack da aber mein guter Führer! Ich kann es nicht beschreiben, welchen Eindruck diese Nachricht auf ihn machte. Und weshalb?

Er selbst war Lampenputzer an diesem Theater gewesen, und hatte dort die schönsten Jahre seiner Jugend verlebt; durch Carl's Verwenden war er endlich zu seinem jetzigen Posten befördert worden, und nun sprach er von Dankbarkeit, und schien ungemein gerührt. Diese Stimmung war mir willkommen, und ich eröffnete ihm leise die Wichtigkeit meiner Sendung, und wie Alles davon abhinge, noch heute den Grafen R. zu sprechen.

Stillschweigend erhob sich mein neuer Freund, und mit bedeutender Miene mir zulächelnd, trat er zu einigen Kartenspielern, und besprach sich mit ihnen; dann kam er wieder zu mir.

„Jetzt den Grafen zu sprechen, ist durchaus nicht möglich," fing er an. „Er spielt mit dem König und dem rußischen Gesandten, und ihn von der Partie wegrufen zu lassen, ist nicht rathsam. In einer Stunde jedoch zieht sich Seine Majestät zurück, und dann speisen die Herren zu Nacht im Kaiserzimmer. Ich postire Sie dann an eine Stelle des Corridors, wo der Graf nach aufgehobener Tafel, wenn er sich in sein Schlafzimmer begibt, vorübergehen muß."

„Wie werde ich aber den Grafen erkennen?" fragte ich, „ich habe ihn nie im Leben gesehen."

„Wozu wäre denn ich?" fragte mein neuer Gönner, „ich bleibe ja bei Ihnen stehen, rufe dem Grafen zu, und sage: da ist ein Herr aus München, der Ew. Excellenz sprechen will."

Bravo! dacht' ich mir, das ist eine solenne Vorstellung! doch was wollte ich machen, mir schien die Sache auf solche Weise am Leichtesten zu gehen. Ein etwas plumper Abord freilich, wenigstens konnte ich aber darauf rechnen, nicht abgewiesen zu werden, und in der Anrede hatte ich es ja in meiner Gewalt, dem Hofmanne eine bessere Meinung von meinem savoir faire beizubringen. Ich dankte Freund Lampenputzer herzlich, und nahm ihn mit mir in's Wirthshaus, um während des Stündchens bis zur Audienz

einige Gläser Punsch mit mir zu trinken. Diese schmeckten aber meinem Gönner so gut, daß er mir erwiederte, so oft ich aufbrechen wollte: „Wir haben noch Zeit, die Herren tafeln lang; seyn Sie unbesorgt, ich stelle Sie schon auf den rechten Platz.“

Endlich war es eilf Uhr und ich drängte ihn zum Aufbruch. Erhitzt von Punsch führte er mich zum Schlosse. Seinem Amte getreu konnte er keine Schnuppe sehen, und hielt sich daher bei jeder Lampe auf, wo wir vorüberkamen. Dieß Alles verursachte noch mehr Aufenthalt. Es befremdete mich, die Gänge so verödet zu finden; mein Führer sprach kein Wort, und ich folgte ihm Trepp auf und ab, die Kreuz und Quer, bis wir auf einen prächtigen Vorplatz gerathen waren.

„Jene Thür führt in das Kaiserzimmer,“ sagte mein Führer, „wo die Tafel gehalten wird.“

Aber Alles war still; Niemand ließ sich sehen, die Lampen brannten dunkel, ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Freund Lampenputzer guckte durch's Schlüsselloch.

„Alle Wetter!“ rief er, „sie haben schon abgegessen!“

„Was?“ schrie ich entsetzt.

„Und sind schlafen gegangen,“ fuhr er gelassen fort. Mit diesen Worten hatte er die Thür geöffnet. Ich blickte in den prächtigen Saal, wo einige schläfrige Lakaien halbgeleerte Gläser vollends austranken. Sie schnauzten uns an, aber mein Freund ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er fragte nach dem Grafen R.

und fügte hinzu, er habe einen Herrn aus München, der den Grafen sogleich sprechen müsse. — Man erwiederte: der Graf habe sich schon zurückgezogen.

«Das ist prächtig!“ rief er, „nun kommen Sie nur schnell!«

Und abermals Trepp auf und ab, durch Gänge und Säle, befanden wir uns endlich in einem langen Kreuzgang, wo Thür an Thür, die Wohnungen der Gesandten und Hofkavaliere sich befanden. Das Schloß war bekanntlich ein Kloster gewesen, und hier hatten die Mönche früher ihre Zellen gehabt.

An einer halbgeöffneten Thür blieb mein Führer stehen, und machte sie ein wenig weiter auf. Sie knarrte so stark, daß ich erschrack. Wie? wenn der Graf schon geschlafen hätte? Inwendig wurde heiser gehustet, dann unverständlich gesprochen, ein schöner, langer Jäger erschien, und fragte barsch: „Was es gäbe?“ Ich fragte, ob es möglich wäre, Se. Excellenz zu sprechen, ich käme eben von München und hätte eine Angelegenheit, die für mich von der größten Wichtigkeit sey.

Der Jäger sagte: Se. Excellenz schliefen bereits.

„Von wem? und was will der Mensch?“ schrie aber Se. Excellenz sehr gnädig. Mein Führer merkte das gleich, lachte schelmisch und sagte: „Sehen Sie?“ dann, ohne mir Zeit zu lassen, rief er: „Vom Director Carl!“ —

„Hat er einen Brief?“ fragte der Graf. Ich hatte ihn schon dem Jäger gegeben, und dieser war damit in's Zimmer gegangen. In banger Erwartung blieb ich stehen; mein Freund beurlaubte sich, und ich drückte ihm die Hand und versprach, ihn am andern Tage aufzusuchen, um ihm den Erfolg zu verkündigen. Nach einer Weile wurde die Thür von innen geöffnet, und der Jäger deutete mit der Hand, daß ich eintreten sollte. Ich stand in dem Schlafgemache des Grafen. Er selbst saß ganz entkleidet auf dem Bette, den Untertheil seines Körpers mit einem seidenen Schlafrocke zugedeckt, den offenen Brief in der Hand.

„Ja, was wollen Sie, das ich jetzt in der Nacht beginnen soll?“ fragte er mit einem schläfrigen Gesichte.

Ich entschuldigte mich mit meiner verspäteten Abreise von München, und mit der dringenden Nothwendigkeit, aber der Graf ließ mich nicht ausreden:

„Schon gut, schon gut!“ sagte er, „aber was ist jetzt zu thun? Morgen um Sieben werden dem Könige die Sachen zur Unterschrift vorgelegt, und dann ist Alles vorbei. Halt! wenn's nur nicht so spät wäre! Sieh einmal, Jean, ob beim Staatsrath K. drüben noch Licht ist.

Der Jäger öffnete den seidenen Vorhang, schaute durch's Fenster, und meldete, daß Alles stockfinster sey.

„Nun wohlan!“ sagte Se. Excellenz, »so ist für heute nichts zu machen. Morgen, mit dem Frühesten,

lasse ich den Staatsrath kommen, er hat das Portefeuille vom Finanzminister erhalten, und legt die Sachen dem Könige vor. Wir wollen sehen, was zu machen seyn wird.“ Er fragte nun noch Verschiedenes über die Lage der Dinge, und ich that, was ich konnte, den Grafen für die Interessen des Theaters einzunehmen. Dieß war in der That nicht schwer, da gerade zu derselben Zeit ein junges Mädchen sich bei diesem Theater befand, welches Se. Excellenz sehr in Affection genommen hatte.

Es war die Tochter eines armen Tagelöhners, der sich mit Holzhauen den kümmerlichen Unterhalt erwarb. Sie war so schön, als ihre Lage kläglich, und Beides war ungewöhnlich. Dieses mußte sie aber auch dem Rande des Verderbens nahe bringen. Da wollte es der Zufall, daß eine Person vom höchsten Range, die schon damals einer großen Bestimmung entgegenging, auf einsamem Pfade, gewiegt in dichterischen Phantasien, oder vielleicht im Nachdenken über die politische Lage der Welt versunken — wer vermöchte das zu bestimmen? — dem schönen, armen, zerrissenen Kinde begegnet. Alles fällt an ihr auf. So schön ist Keine, so malerisch lumpig Keine, so dumm, zutraulich schaut Keine aus himmlischen Augen. Man bleibt stehen, man fragt und antwortet, das Interesse wächs't und die hohe Person geleitet das Kind zu ihrer Wohnung, und verspricht für ihr Schicksal zu sorgen.

Andern Tages sieht die hohe Person die arme Schöne wieder; ihre einfache Naivität entzückt immer mehr, und

es wird beschlossen: sie auf den Weg der Tugend, den sie schon zu verlassen begonnen, zurückzuführen. Das erste Geschenk, das sie aus der hohen Hand erhält, ist ein schwarz eingebundenes Gebetbuch: „Gott ist die reinste Liebe“ von Eckartshausen. Ein Blatt ist eingeheftet, und darauf steht: „zur christlichen Erbauung, von ......, ... Da sie bereits eine verderbliche Verbindung eingegangen war, und einige Schulden hatte, so erfolgte von derselben hohen Hand eine Obligation über die unbedeutende Summe, solche in monatlichen Raten von 25 Gulden für die schöne Büßerin zurückzuzahlen. Hierauf beschränkten sich jedoch diese Wohlthaten nicht. Zur damaligen Zeit konnte man die hohe Person täglich den Weg zur Madame Carl nehmen sehen, die außerhalb der Stadt wohnte, um sie zu bewegen, das Mädchen in's Haus zu nehmen und sie zu ihrer Schülerin zu bilden. Madame Carl mochte vorbringen, was sie wollte, der Weg der Tugend mußte nun einmal gebahnt werden, und dazu schien die Bildung zur Schauspielerin und ein Engagement am Isarthortheater allerdings der festeste Grund zu seyn. Das Mädchen wurde endlich bei einem alten, armen Schauspieler untergebracht, und Madame Carl fing wirklich an, ihr einige Rollen einzustudiren, und so geschah es, daß die arme, verlassene, dem Verderben geweihete Schöne nach einem Jahre am Isarthore Comödie spielte, die herrlichsten Kleider hatte, vielen Leuten den Kopf verrückte, aber überaus tugendhaft

war, denn der hohe Gönner hatte die Vorsicht gebraucht, sie unter Aufsicht zu stellen, und eben Se. Excellenz war es, welche mit diesem Ehrenamte bekleidet worden war. Später ging die Schöne nach Wien, und jetzt lebt sie in den Armen eines reichen ung'rischen Magnaten zu Temeswar, wie ich aus sichern Quellen weiß. Sie segnet noch immer den Zufall, der sie den Weg der Tugend finden ließ. —

„Für die Nanni könnte man etwas thun," meinte Se. Excellenz. „die dürfte an's Hoftheater kommen."

Ich stellte jedoch alle Unmöglichkeiten vor, und meinte, sie würde, mit dem Sturze des Theaters, München gewiß verlassen, endlich da ich sah, wie schläfrig wir Beide, ich und die Excellenz, geworden waren, beurlaubte ich mich, nachdem Letztere mir noch die Versicherung ertheilt, Alles zum Besten des Theaters veranstalten zu wollen, und mich für den andern Tag um 8 Uhr zu sich beschieden hatte.

Ich entfernte mich, nicht ohne Hoffnung. Am andern Morgen erblickte ich zum ersten Male das Paradies, worin ich geschlafen hatte. Der See lag in seiner ganzen Lieblichkeit vor mir, die Luft erquickte mich, und ich ging froh bewegt dem Schlosse zu, um Sr. Excellenz meine Aufwartung zu machen.

Ich fand den Herrn Grafen bei der Morgentoilette und sehr gedrängt. „Ich habe bereits um 6 Uhr den Staatsrath kommen lassen," geruhete er mir sehr gnädig zu versichern, „auch er war empört über die

Hartnäckigkeit, womit das arme Theater, das uns so vielen Spaß macht, verfolgt wird. Der Herr v. L... begreift nicht, was Noth thut. Will er Einschränkungen machen, so fange er mit andern Dingen an. Außer der Aufhebung des Isarthores wird die Bewilligung von zehntausend Gulden zur Ausstattung der Oper „Zelmira“ vorgelegt, welche bei den Vermählungsfeierlichkeiten im November aufgeführt werden soll. Auf diesen Umstand bau' ich viel; der Staatsrath wird beide Rescripte zugleich vorlegen, und ich wette, daß dieß günstig wirken wird. Jetzt habe ich Eile. Se. Majestät fährt mit dem rußischen Minister nach Kaltenbrunn, und ich bin von der Partie. Ich werde suchen, von dem Theater manches gute Wort fallen zu lassen. Um halb zwei Uhr seyn Sie hier, dann kleide ich mich zur Tafel um, und Sie sollen das Resultat wissen.“

Ich entfernte mich, machte eine Promenade am See, und bald sah ich die königliche Gondel die Silberfluten durchschneiden. Nun schien mir der Augenblick gekommen, der Gräfin T. aufzuwarten, um auch von dieser Seite der Sache Unterstützung zu verschaffen. Der Vormittag war vergangen, und ich spähete emsig nach der Gegend von Kaltenbrunn; endlich erschien die Gondel, der König stieg aus, und ich verbarg mich wohlweislich, um nicht seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, weil er dann sogleich die kleine Intrigue

durchschaut haben würde, die man ihm gespielt hatte. Kaum war der Graf in's Schloß getreten, so folgte ich ihm in einiger Entfernung; er bemerkte mich, und lud mich freundlich auf sein Zimmer. Er entkleidete sich rasch, und während der Jäger ihm ein frisches Hemd über den Kopf warf, fing er auf französisch an: „Ich kann Ihnen gute Nachrichten geben, Alles ist gewonnen. Se. Majestät haben sich bei der Wasserfahrt sehr gnädig über das Theater ausgesprochen. Sagen Sie Carl: daß er fester steht als je."

Ich verbeugte mich tief.

„Der Staatsrath K. gebrauchte den Kunstgriff," fuhr er fort, „die beiden Rescripte wegen Auflösung und Zuschuß zugleich vorzulegen. „Was ist das?" fragte Se. Majestät. Der Staatsrath erörterte es in wenigen Worten. Da sagten Se. Majestät höchst zornig: „F . . . . e!" stampften dabei mit dem Fuße, warfen die Feder hin, und schoben beide Rescripte fort. Beide wurden ohne Unterschrift wieder in das Portefeuille gepackt. Der Herr v. L . . . wird sich wundern! Doch das war vorauszusehen von dem guten Herzen des Königs. Hier ein Institut auflösen, einer kleinen Ersparniß wegen, und dort eine so große Summe für Tand und Trödel wegwerfen, dieser Gegensatz mußte wirken. Jetzt leben Sie wohl! sagen Sie Carl, daß er ohne Sorge seyn möge, und daß wir die Angriffe seiner Feinde schon zurückschlagen wollen."

Er war angekleidet, und rannte, sich den Schweiß trocknend in die Antichambre. Ich bedauerte den wackern, gefälligen Hofmann herzlich, und dankte ihm aus warmem Herzen.

Freudig trat ich meinen Rückweg an. Spät am Abend erreichte ich München. Ich fuhr bei Carls Hause vor, wo die ersten Mitglieder des Theaters meiner Rückkunft sehnsüchtig harrten. Sie saßen bei einer dampfenden Punschbowle, und schlürften das Lieblingsgetränk mit angehaltenem Athem, dem heranrollenden Wagen lauschend. Ich brachte meine Relation kurz und bündig vor; Alle jauchzten.

„Hast Du's gehört?“ rief Carl, „der König hat F . . . . e! gesagt, und mit dem Fuße gestampft.“

„Ich habe nicht Alles verstehen können,“ sprach leise Madame Carl im Nebenzimmer, die, von der Migraine geplagt, im Bette lag, und ich wurde zu der hübschen Frau geführt, und mußte Alles noch einmal erzählen. Ich bekenne aufrichtig, daß ich mich dießmal nicht kurz faßte, sondern es an Umständlichkeiten nicht fehlen ließ, um desto länger in der reizenden Nähe zu bleiben.

Das Theater aber wurde nicht nur nicht aufgelös't, sondern es erfreuete sich eines viel bedeutendern Zuschusses wie früher, und Carl wurde sein unumschränkter Director. Mir aber verschaffte mein Eifer, den ich an den Tag gelegt, den Posten eines Theatersecretärs, den ich, nicht ohne einiges Glück, achtzehn

Monate hindurch bekleidet habe. Kurz nach dem Regierungs-Antritte des jetzigen Königs zog Carl mit seiner ganzen Gesellschaft nach Wien. Ich aber hatte schon früher meine Anstellung aufgegeben.

Görres und Andere.

Görres las Mystik und französische Revolutionsgeschichte. Junge Leute von meiner Bekanntschaft hörten ihn als Curiosität; die, so von ihm erbaut wurden, kannte ich nicht näher. Es war eine Zeit, die uns Söhnen vom Jahre 13 noch frisch im Gedächtnisse lebt, wo der Name „Görres“ schon hinreichte, Alles in lodernden Enthusiasmus zu versetzen; wo er am Rheine donnerte mit der gewaltigen Kraft seiner Rede, die wie ein Giesbach über Felsen stürzte, und im ganzen Vaterlande widerhallte. Es war eine begeisternde Zeit! Görres sprach, Uhland sang, aus Freude daß ein schweres Joch zerbrochen war, und eine junge, erfrischte Generation regte die kräftigen Schwingen. Welche Aussichten! welche Hoffnungen! Auch ich war jung in jener Zeit. Ich träumte weder Eisenbahnen, noch Dampfmaschinen, noch zwei Kammersysteme, und meinte, die Welt sey doch schon ganz glücklich. Ich nannte Napoleon ein despotisches Scheusal, denn ich hatte die Gräuel nach den Schlachten von Friedland und Eylau ganz in der Nähe ge-

sehen; und ich freute mich über das freiwillige ostpreußische National-Cavallerieregiment im Innersten meines Herzens, und über seine bunte, gelbgeschnürte Wachtparadeuniform, die an der Katzbach aber bedeutend hatte leiden müssen. Wie ich zum Erstenmale über den Rhein ging, schwindelte mir vor Entzücken der Kopf, und ich glaubte die Schiffbrücke bei Oppenheim tanzte unter mir; auch war es so in der That, denn der schwere Artillerie-Park des Sackenschen Corps zog mit mir zugleich hinüber. „Das ist der Rhein!“ rief ich mir zu, „der alte Vater Rhein!“ — „Hier blühen die Reben, am Ufer hin und geben, uns einen Labewein!“ so sang es in mir, wie eine aufstoßende Lerche, ich schlug Augen und Herz empor zum Himmel, und betrat stolz athmend das linke Rheinufer, erwartend, man werde etwa wie die Entdecker einer neuen Welt, mit Cerimoniell davon Besitz nehmen, eine Fahne in den Boden stoßen, Salven lösen und Proclamationen erlassen. Aber mit Aerger bemerkte ich, daß nichts von Allem geschah, und daß der Park und wir Alle den schmutzigen Weg durch Oppenheim nach Alzey einschlugen, als wäre gar nichts von Bedeutung geschehen. Die Pferde wurden eben so gepeitscht und angetrieben, und die Stückknechte fluchten eben so gräulich, als auf dem rechten Rheinufer, und ich glaube, nur mich allein in einer Gesellschaft von mehr denn 5000 Mann, beseelten die hochherzigsten Gefühle. — Daß ich mich zu jener Zeit sehr glücklich geschätzt habe, einst in Coblenz in den „drei Schweizern,“ neben G ö r r e s an der table d'hôte zu

sitzen, darf ich wohl nicht erst versichern. Jetzt ist der Enthusiasmus verraucht, aber Görres ist mir immer merkwürdig geblieben. Ich wollte München nicht verlassen, ohne seine Vorlesungen besucht zu haben.

Einige seiner Zuhörer hatten mir viel von ihm erzählt. Sein seltsam singender Vortrag sollte nicht ohne Lachen das Erstemal anzuhören seyn, dabei die Gabe der begeistertsten Improvisation Staunen und Bewunderung erregen. Meine Erwartung war nicht wenig gespannt. —

Das Auditorium war nicht sehr zahlreich. Nur wenige weltliche Studenten waren gegenwärtig; dafür jene bleichen, hohläugigen, schwarzgekleideten Jünglinge, die man in langem Zuge stets auf der Straße erblickt und die mir, wenn ich ihnen zufällig begegnete, schon oftmals einen einsamen Spaziergang verleideten. Es waren die Schüler des geistlichen Seminars, die hier mehre Bänke besetzt hatten. Ganz nahe am Catheder erblickte ich Weltgeistliche im schwarzen Chorrock, darunter Einen, mir schon Bekannten, den Hausfreund von Görres, der nie fehlte, mit einem gelben Gesichte, voll Entbehrung und Eifer, und glänzenden, lüsternen Augen. Ihm zunächst saßen vier oder fünf Franzosen, die sich in München aufhalten, deutsche Philosophie zu hören, um sie nach Frankreich zu verpflanzen. Sie hören Görres wie Schelling, treiben dabei Alchimie, und studiren das Nibelungenlied; kurz — sie benützen ihren Aufenthalt nach Kräften gut und Deutschland erscheint ihnen, wie uns etwa Indien oder Aegyp-

ten als das Land der Räthsel, der Wunder und der Weisheit. Ich will glauben, daß sie mehr als französischen Ernst zu ihren Forschungen mitgebracht haben, deßungeachtet ist aber anzunehmen, daß sie dereinst in ihrem Vaterlande unbeachtet vorübergehen, oder derb persiflirt werden.

Guido, des Professors blondgelockter Sohn, hatte sich an ein entferntes Pult gesetzt, und war zum Nachschreiben völlig gerüstet. — So saß Alles harrend da, als endlich Görres eintrat, rechts und links sehr ernst grüßend, durch die Reihen der sich erhebenden Hörer schritt und das Catheder betrat. Er war, im Vergleiche zu seiner gewöhnlichen Weise, zierlich gekleidet. Man bemerkte weiße Wäsche und eine Weste von heller Farbe. Sein Blick ruhete scharf auf der Versammlung, und er schien sich orientiren zu wollen; Bekanntes zu suchen, und Fremdes sich besinnend zu fixiren. Dann packte er mit beiden Händen die Brustlehne des Catheders, schüttelte daran, bog sich weit nach hinten über, starrte einen Augenblick zur Decke empor und begann zur selben Zeit, leise, zitternd, und dabei sehr gedehnt, mit der fremdartigsten Betonung und in nie noch vernommener Aussprache, seine Vorlesung. Ein dunkler Orakelspruch könnte nicht passender vorgetragen werden; dieser schwankende, kaum hörbare Hauch, dieses Schnarren durch die Nase, dieser Oboenton durch gepreßte Lippen, aus dem vor Allem ein ä verstanden wurde; es klang so gespensterhaft und schaurig, und wahrlich, ich konnte nicht begreifen, wie man beim An-

hören den Mund zum Lachen verziehen könne. Im ersten Augenblicke hinderte mich die Ueberraschung, ein Wort zu verstehen; es waren nur dunkle Laute, und diese Einleitung schien mir einer Beschwörung, einer Anrufung geheimnißvoller Kräfte zu vergleichen, und stimmte mich um ein Bedeutendes höher. Erst nach und nach lichtete sich das Chaos der unverständlichen Töne, die Massen ordneten sich, und Worte, später Sätze ragten wie aus wogendem Meere, Inseln hervor. Der Vortrag des Professors blieb sich immer gleich, wie ein dahin rollender Strom, ich hörte nun, daß vom heiligen Ambrosius die Rede war, und ich wunderte mich über mich selbst, nicht nur, daß ich Alles schon ganz prächtig verstand, sondern daß ich kalte Besonnenheit genug erlangt hatte, zu bemerken, daß Görres weder Doppellaute, noch das einfache e respectirte, sondern Alles wie ä aussprach; daß er ferner ein R so aussprach, als sey es eine rasselnde Kette von hunderttausenden, und daß außer diesen Eigenheiten der rheinische Dialect ihm vorzugsweise anklebte. Mit dem ungeheuern Dehnen war er wohl nur anfänglich dem Gedächtnisse zu Hülfe gekommen, bis es ihm nach und nach zur Gewohnheit wurde. Da in Deutschland die improvisirenden Redner zu den Seltenheiten gehören, so darf man sich über die Anwendung solcher Hülfsmittel nicht eben wundern. — Das Leben des heiligen Ambrosius war mit jenen naiven, oft burlesken Zügen ausstaffirt, die mich an Görres frühere Weise sehr wohl erinnerten, wie ich sie aus seinem „scherz=

haften Gemisch von der Nachahmung des Heiligen, und andern ähnlichen Werken kannte. Wie er dort von Heiligen erzählt, die von der Canzel herab die Gottlosen mit faulen Aepfeln werfen, und um einen jüdischen Metzger zu bekehren, in die Fleischscharren rennen, um auf Kosten ihres Magens ihm seinen ganzen Fleischvorrath zu verschlingen, und ihn dadurch zur Verzweiflung bringen; so hinterbrachte er auch hier eine Menge artiger Anecdötchen von dem heiligen Ambrosius, die zur großen Belustigung seiner Zuhörer gereichten, und oft ein allgemeines Gelächter erregten. Görres allein behielt seinen Ernst und ließ sich nicht im Geringsten stören.

So erzählte er z. B., daß Ambrosius ein sehr häßliches und ungeschlachtes Kind gewesen, daß er alle Menschen geschlagen, entsetzlich geschrieen habe, und gar nicht zu bändigen gewesen sey, dabei von unmäßiger Schwachköpfigkeit. — Seine Wärterin trug ihn einst auf dem Arme, als ein frommer Pilger ihr begegnete, dem der Knabe auffiel. Er befühlte seinen Kopf und betrachtete ihn aufmerksam, dann beugte er sich ehrerbietig vor ihm, und sagte ihm seine zukünftige Größe und Heiligkeit voraus. Die Wärterin klagte jedoch über des Kindes ungestümen Sinn, und seine Unfähigkeit, irgend etwas zu begreifen, und wollte daher in tiefster Ehrfurcht vermeinen, daß der fromme Pilger sich in diesem Falle wahrscheinlich geirrt haben könne. Er aber blieb bei seiner Prophezeihung, und verordnete, man solle den Knaben mit dem Knochen eines in der

Nähe befindlichen Heiligen bestreichen, um seine außerordentlichen Eigenschaften desto eher zu wecken, und seine etwas auffallenden Unarten schneller zu entfernen. Dieß geschah, und von Stunde an änderte sich der kleine Ambrosius um ein Bedeutendes; doch wollte er immer noch nichts lernen und blieb sehr zurück gegen andere Knaben seines Alters. Als merkwürdig verdient angeführt zu werden, daß er gern mit Bildern spielte, hier aber jedesmal die Bilder von gelehrten Männern anspie, die Soldaten mit Füßen trat, und nur die lieben Heiligen als seine einstmaligen Standesgenossen mit Inbrunst an's Herz drückte. Wie Ambrosius später in ein Kloster trat, mußte er Küchendienste verrichten; hier aber kochte er oft das widerwärtigste Zeug, das die frommen Väter gar nicht hinunterzubringen vermochten, setzte die Töpfe verkehrt zum Feuer, und dergleichen mehr. —

Was Görres von einer heiligen gebenedeiten Jungfrau mittheilte, steigerte die Fröhlichkeit bei einem Theile seiner Zuhörer noch um ein Bedeutendes. Ihr erschien das Jesukindlein zu wiederholten Malen, und wollte mit ihr spielen, und die Jungfrau verlangte weder nach Speis noch Trank, so sehr vergnügte sie sich an dem Spiele mit dem Knaben. „Ich empfinde weder Hunger noch Durst,“ sprach sie mit sehnsüchtigen Blicken, „wenn ich nur meinen lieben Knaben bei mir habe, und mit ihm spielen darf.“

Das rohe Gelächter der Studenten, das solchen Zügen unausbleiblich folgte, ohne von den Andern

beachtet zu werden, die strenge Aufmerksamkeit der Seminaristen, von denen nur Wenige weinerliche Gesichter schnitten, um das Lachen zu unterdrücken, der Ingrimm der ältern Zuhörer, die unverwandt auf den geliebten Lehrer blickten, um ihm die Ueberzeugung zu geben, daß nichts den Antheil, den sie nahmen, zu stören vermochte, Görres selbst endlich, mit seiner unerschütterlichen Einförmigkeit in Haltung und Ton, der unbekümmert ob die Fröhlichkeit der Einen und der Aerger der Andern, sich steigerte, in seinem Singsang fortfuhr; Alles dieß brachte einen Contrast von unbeschreiblicher Wirkung auf einige ruhige Beobachter hervor, zu denen auch ich mich zählen durfte.

Daß es Görres mit dem, was er vorträgt, vollkommen Ernst sey, wird Niemand, der ihn je gehört, wohl in Abrede stellen. Welchen Weg der Geist dieses merkwürdigen Mannes aber genommen, um auf diesen Punct zu gelangen, möchte nicht mit Sicherheit anzugeben seyn. Es ist hinlänglich bekannt, welchen Antheil der feuerige Jüngling an der französischen Revolution nahm, wie er dann beim Sturze Napoleon's sich vernehmen ließ, und welche Figur er jetzt, als Professor der Philosophie an der Münchener Universität, spielt. Seltsame Schicksale müssen auf sein Gemüth so stark eingewirkt haben, um einen Philosophen aus ihm zu machen, dessen Vorlesungen Seminaristen und katholische Geistliche anhören dürfen. Diese Schicksale waren indeß mehr innerlich als äußerlich; seine äußeren Lebensverhältnisse waren nie glänzend,

aber auch nie stürmisch bewegt, und auch jetzt hat seine Sinnesumwandlung ihm keine Glücksgüter zugeführt.

Menschen, die vom ewigen, unruhigen Streben ihrer Zeit gelangweilt, überdrüßig des rastlosen Haschens nach dem Erreichbaren, unzufrieden mit dem nichtigen Treiben des größten Theils ihrer Mitmenschen, endlich müde und erschöpft von den Ermahnungen einer Lehre, die weder Besitz noch Ruhe, Befriedigung noch Ersatz zu gewähren vermag, finden im Katholicismus Alles, was Glück auf Erden zu bieten im Stande ist. Um dieses Glückes theilhaft werden zu können, muß aller Zweifel schwinden, und mit gläubigem Gemüthe muß man eintreten in die dumpfig-kühlen Hallen der Kirche, wo Zugluft uns erfrischt statt der reinen Himmelsluft, Weihrauch uns erquickt statt der Blumen Duft, und statt lebensfrischer Menschen, uns eine Versammlung strenger Heiliger empfängt, und erhebt. Ruhig und still ist die Zufluchtsstätte der Religion, wie ein gehorsames Kind in den Mutterarmen, so überläßt sich der Mensch in ihr dem geistigen Schlummer; eine heilige Vormundschaft wacht über ihm, der Priester, der ihn grüßt, macht ihn glücklich durch seinen Hauch, und die Heiligen, zu denen er fleht, waren Menschen wie er, und knüpfen ihn an den Himmel selbst. Wer wahres Glück hienieden sucht, der wende sich dem beschaulichen Leben zu, und werfe sich der Religion in die Arme. Thoren sind, die von Entbehrungen sprechen wollen, alltägliche Genüsse, denen Ueberdruß folgt, süß und

beglückend nennen, und einen schnell verfliegenden Rausch als Höchstes preisen. Auch der Glaube berauscht, aber ewig, und man steigt von Stufe zu Stufe bis zur seligsten Entzückung. Dieß lernen wir aus dem Leben vieler Heiligen. Thoren sind, die das nicht einsehen wollen, aber die meisten unter uns werden es bleiben, und es vorziehen, sich denkend und handelnd durch's Leben zu schlagen, und auf steinigen Wegen, in Sturm und Drang, hie und da eine Blume zu pflücken, als auf Rosenwegen gemächlich in den Himmel zu steigen. Aber Thorheit ist das Erbe der Welt, und auch ich will meinen Theil daran haben, so lange ich auf ihr wandle! —

In Görres Collegium hatte ein Doctor B...... aus Wien seinen bestimmten Platz. Ein großgewachsener, wohlgenährter Mann, der einmal Advocat in Lüneburg gewesen seyn soll, dann durch mannigfache, wetterwendische Glückslaunen nach Wien verschlagen ward. Hier wurde er katholisch und lebte vielleicht in dem oben geschilderten Zustande irdischer Glückseligkeit. In diesem Augenblicke soll er wieder zum Protestantismus zurückgekehrt seyn.

Ich erinnere mich „Aphorismen und Denksprüche“ dann und wann in der Abendzeitung gesehen zu haben, die mit seinem Namen unterzeichnet waren, und ich vermuthe, daß der Doctor B...... derselbe sey. Wie ich den Mann zum Erstenmale in München sah, war er so eben von Paris angekommen und speiste zu Nacht an der Tafel des goldenen Hahnes. Er kramte eine Menge nüchterner Bemerkungen über den Frei-

heitstaumel der Franzosen, über Constitution und Liberalismus aus, und predigte recht eigentlich in der Wüste, da Alles sich an das untere Ende der Tafel gerückt hatte, und von der morgen statthabenden Sonnenfinsterniß, vom Theater, und den jungen Kartoffeln, die eben servirt wurden, dergestalt lärmend sich unterhielt, daß der gute fremde Doctor, der nur mit einer sehr dünnen und körperlosen Stimme begabt war, sich nicht verständlich zu machen vermochte. Dieß mußte ihn verdrießen, und er hoffte, sich auf andere Weise einen Eingang in die Ohren seiner Tischgenossen zu verschaffen. Er fing an sarkastische Leuchtkugeln auf München selbst zu werfen, obgleich er es erst seit ein Paar Stunden kannte. Unter andern fragte er, was auf den Steinblock hinkommen solle, der vor dem Theater errichtet sey. Der Kellner, indem er ihm Kartoffeln präsentirte, sagte: „Die Statue des Königs Max, in sitzender Stellung, als Verfassungsgeber, und dieses Denkmal würde darum das Constitutionsdenkmal heißen.“ Aber wie lachte da mein Doctor und vermeinte: „es sey dieß gewiß ein arger Streich, den man dem guten Vater Max spielen wolle, und König Ludwig hätte mit Absicht der Constitution ein Denkmal vor dem Theater errichtet.“ — Niemand nahm sich die Mühe ihn zu belehren, daß die Stadt dem Könige dieß Denkmal schon an seinem 25jährigen Regierungsjubiläum setzen wollte, der Monarch aber selbst verlangte, man solle damit bis nach seinem Tode warten. — In dieser Art hatte der fremde Doctor noch

eine Weile fortgesprochen, und dann die Gesellschaft verlassen. Andern Tages brachten die Sonnenfinsterniß und die frischen Kartoffeln fortwährend eine solche Bewegung in die Köpfe und Gemüther aller Bewohner Münchens, die später noch das Gerücht steigerte: es dürfe Niemand einen Schnurrbart tragen, der nicht im Militär diene, daß B...... meinen Augen ganz entschwunden war. Als jedoch die Sonne bis Mittag wieder in ihrem vollsten Glanze leuchtete, die Kartoffeln bald alltäglich geworden waren, und es sich zeigte, daß man der Schnurrbärte wegen, vollkommen ruhig bleiben konnte — da kehrte Alles wieder in's gewohnte Geleise zurück, und auch B...... tauchte wieder auf, und ich sah ihn mit langsam gemessenen Schritten, bequem die Hände in den Rocktaschen, eine schwarz seidene Schlafmütze unter dem Hute, zwischen zwei Geistlichen, Straß' auf und ab wandeln, woraus ich wohl abnehmen konnte, er habe sich für einige Zeit häuslich hier niedergelassen. Wie einige Bekannte mir erzählten, schien er nicht eben geheimnißvoll mit seinem Thun und Treiben, aber er war es vielleicht nur um desto mehr. Er stellte sich zwischen alle Parteien, und ging mit den entgegengesetztesten Meinungen um, ohne zu widersprechen, und ohne zu vermitteln; er besaß die Kunst es Allen recht zu machen, und indem er, so lange er in Wien war, Erbauungsbücher und Romane mit österreichischer Censur, drucken ließ, sollen zugleich andere Bücher ohne seinen Namen von ihm im Auslande erschienen seyn. Während er mit

Görres Anhängern im innigsten Verkehr stand, konnte man ihn über den Katholicismus sehr freigeisterisch sprechen hören, dabei war er auch liberal und äußerte, daß für ihn nur noch in der Schweiz ein Asyl zu finden wäre. Er verließ München, nachdem er dort dreiviertel Jahre zugebracht hatte, und gab vor nach Lausanne zu gehen. Er versprach in Kurzem viele neue Werke zu publiciren und nannte bereits Hallberger und Hoffmann und Campe als seine Verleger. Wir wollen sehen ob er Wort halten wird. —

Man hatte mich, wie schon erwähnt, ermahnt, bei Görres Vorlesungen auf meiner Hut gegen das Lachen zu seyn, da Niemand noch im Anfange diesem Drange habe widerstehen können; ich aber wurde nicht einmal versucht meinen Mund zu verziehen, und empfand ganz entgegengesetzte Regungen. So z. B. wurde es mir fast nicht möglich, nach und nach eine mich beschleichende Schläfrigkeit zu verscheuchen, und nur mit der allergrößten Anstrengung vermochte ich mich wach zu erhalten, obgleich eine innere Aufregung sich meiner bemächtigt hatte. Ich saß, mit weitaufgerissenen Augen, nach Görres starrend da, ohne ein Wort mehr von dem zu verstehen, was er vortrug, während mein Geist thätig war. Da sah ich ihn denn vor mir, den berühmten Mann, den Deutschland einst mit Stolz nannte, der so leicht ein großer Mann hätte werden können; er stand da, ein werdender Greis, mit dem bedeutsamen, alternden Ge-

sichte, den scharfen, klugen Augen, dem fein gekniffenen Mund, woraus die schnarrenden Töne kamen, in dem abgetragenen Rocke, auf einem unscheinbaren Catheder, in einem kleinen Saale des Universitätsgebäudes zu München, vor einer dumpfen Zuhörerschaft alte Legenden herabsingend, wie ein mürber Bettler an der Straße, der um Allmosen plärrt. Die Besten im Vaterlande würden ihm sonst gefolgt seyn, hätte er seine Stimme erhoben, und jetzt steht er verlassen, selbst verlacht da, und der Fremde, der nach München kommt, fragt nicht einmal nach ihm, und ruft nur erstaunt, wenn man ihm den einsamen Mann etwa auf dem Spaziergange zeigt, zugleich mit wehmüthiger Rührung aus: „Das ist Görres!“ — —

Der Aufenthalt in München ist nicht sehr förderlich für große Celebritäten. Was Görres in letzterer Zeit als Schriftsteller leistete, seine Theilnahme an der Zeitschrift „Eos,“ die nunmehr eingegangen ist, war nicht im Stande außerhalb München sein Andenken aufzufrischen. Die „Eos“ und der „Rheinische Merkur,“ wer würde hier eine Aehnlichkeit entdecken? und doch spricht aus Beiden, Görres. Gehen wir aber weiter zurück, so finden wir ihn in „Tröst Einsamkeit,“ und da könnte man wohl einige Verwandtschaft mit dem Biographen des heiligen Ambrosius schon herausfinden. Görres hatte vier Perioden in seinem Leben. Auf seine Jugend kommen zwei, und eben so viele auf seine Mannesjahre. Freiheitsschwindel und Drang zur kühnen That durch Wort und

Schrift in der frühesten Jugend, dann eine heitere Grübelei, Hang zum alterthümlichen Frömmeln, Geschmack für die schlichte Einfältiglichkeit der Sagen des Mittelalters, in reifern Jahren. Beim Eintritt des Mannesalters, abermals das kühne Aufbrausen und kräftige Eingreifen in die Zeitereignisse, durch die ihm, wie Wenigen, verliehene Macht des Wortes, später wieder dieselbe Grübelei, derselbe Frommsinn, denen noch nicht einmal die Heiterkeit abgeht. Görres ist nicht liebenswürdig, aber anziehend; die Kraft hat ihn noch nicht verlassen, und durch die ihm zu Gebote stehende Gewalt, die Sprache zu beherrschen, ihr kühne Wendungen zu verleihen, und sie mit neugebildeten Kernworten zu schmücken, vermag er wohl noch immer auf seine Zuhörer zu wirken, nämlich auf Jene, welche sich von dem magnetischen Einflusse seiner steten Monotonie, frei zu erhalten vermögen. —

Trauriger Betrachtungen voll verließ ich den Hörsaal. — Mein Weg führte mich beim Ständehause vorbei. Es war Sitzung. Ketten versperrten die Straßen, damit kein Wagen durch sein Rasseln, die wichtigen Debatten unterbreche, eine Schildwache wanderte auf und ab, und im Innern des Thorweges, war ein lächerlicher Aristokratenprunk, ein vierschrötiger Lümmel mit riesenmäßigem Bandelier und winzigkleinem Schwerte daran, aufgepflanzt. Das Volk nennt dieß in der hiesigen Mundart: „Bohr=thier“ (Portier). Ich hatte keine Lust einzutreten, um über den Festungsbau in

Ingolstadt, oder eine andere interessante Frage discutiren zu hören; auch war die Sitzung, wie ich an den Herausgehenden bemerkte, wohl schon geschlossen. Ein dicker Mann mit rothem, aufgedunsenem Gesichte und spärlichem, grauem Haare, er trug den Hut in der Hand, auf dünnen, etwas krummen Beinen, unsicher davon hüpfend, fällt mir auf. Ich habe ihn schon in meinem Leben gesehen, und ich zerarbeite mich in Gedanken, das wann und wo zu finden. Seine Kleidung ist dürftig und abgetragen, und es liegt in der Erscheinung für mich etwas Wehmüthiges. Ein Bekannter, aus der Sitzung kommend, geht vorüber, ich frage ihn nach dem Namen des Mannes. „Es ist der Corrector der gedruckten Landtagsverhandlungen, ein gewisser Doctor Hain, der bereits viele Jahre sich hier aufhält,“ war die Antwort. Jetzt kenne ich den Mann. Ich sah ihn einst bei dem alten Brockhaus in Altenburg, mit einer Rehkeule und einer Flasche alten Rheinweins sehr beschäftigt. Damals war er noch jung, und einer der Hauptredactoren des Conversationslexicons, auch hatte er eben eine Uebersetzung von Sismondi's Werk über das italienische Mittelalter herausgegeben, die sehr gelesen wurde. Er war ein angenehmer Gesellschafter, von einer lieblich weichen berlinischen Rede, und nebst Messerschmied und Hempel, unter die ersten Schöngeister in Altenburg zu zählen. Schöngeister hat nämlich jede sächsische Stadt, auch die Kleinste; sogar in Schleitz lernte ich ein Paar kennen, die mit umgehängter Guitarre Abends

spazieren gingen, und selbstgedichtete Lieder sangen. Solchen Leuten kann es im Alter gar nicht fehlen, und wenn alle Stränge reißen, so druckt ihnen die Abendzeitung Sonnete, Aehren und Körner, Charaden und dergleichen ab, und sie können wöchentlich an 10 bis 12 Groschen wohl verdienen. Wie kann nun aber solch' ein Schöngeist auf die tolle Idee kommen, nach München zu reisen? Ludwig Hain trieb wirklich die Lust nach Forschung, und er kam dahin, wie ich glaube, zunächst um die dortige Bibliothek zu benützen. So blieb er da, und ist jetzt auf das Geschäft reducirt, das ihm nur immer nach Verlauf von mehren Jahren, einen kümmerlichen Erwerb zuwirft. Der arme Mann darbt augenscheinlich, während von manchem seiner Artikel für das Conversationslexicon schon der hunderttausendste Abdruck gemacht wurde! Es wäre gerecht und schön zugleich, wenn die reich gewordenen Eigenthümer sich seiner erinnerten. —

Auch Friedrich Wähner streicht einsam und scheu durch Münchens Straßen. Man sagte mir, daß er im Ministerium des Innern, bei den Arbeiten für die Münchener politische Zeitung gebraucht werde. Es ist kaum zu glauben, daß dieses unbedeutende Blatt, welches gar keines Credites, und bei keiner Classe von Lesern, selbst im Inlande, einiges Interesse erregt, solche Anstrengungen aufbiete. Wähner ist ein gänzlich unbekannter, verschollener Name, und hat dieß größtentheils durch seine Indolenz und Arbeitscheue verschuldet. Talent und Schärfe ist ihm nicht abzu-

sprechen gewesen, und man darf behaupten, daß er vor mehr als zehn Jahren, eine kurze Zeit hindurch, als Kritiker glänzte, und sogar den kühnen Versuch wagte, eine etwas freimüthige Zeitschrift: „Janus,“ in Wien zu begründen, die sich jedoch nur eines kurzen Bestehens erfreuete. In München, wo er im Jahre 1832 erschien, debütirte er in dem Saphir'schen Blatte: „der deutsche Horizont,“ mit einigen Artikeln, die jedoch ein etwas veraltetes Colorit in Form und Ansicht verriethen. —

Um wieder auf Görres zurück zu kommen, so erwähne ich hier noch seines Sohnes Guido, der als würdiger Schüler seines Vaters, einen Festkalender in Bildern und Liedern, in Gemeinschaft mit einem Grafen Pocci und andern Freunden, herauszugeben anfing. Es sind Nachklänge des „Knaben Wunderhorn,“ jedoch schwächer, und ich bin nicht der Meinung, daß sie weithin durch deutsche Gauen erklingen werden. Die Anbetung der heiligen drei Könige findet in diesem Kalender eben so gut ihr Lied und Bild, wie die patriotische Kaaba im Schlosse zu München, der große, schwarze Stein nämlich, den ein Herzog Christoph von Bayern von der Erde zu erheben und in die Lüfte zu werfen vermochte. Jedenfalls ein schwierigeres Unternehmen, als das Lied, welches die Herren darüber angestimmt haben. — — Andern Tages stellte ich mich wieder bei Görres ein. Es war die Vorlesung der französischen Revolutionsgeschichte. Zu meinem Erstaunen sah ich wieder die schwarzen Reihen der

Seminaristen, die geistlichen Herren, kurz das ganze Auditorium des vorigen Tages, mit Ausnahme der Franzosen. Ob diese sonst Theil nahmen, kann ich nicht bestimmen, denn ich war nur dieß eine Mal gegenwärtig. Ich konnte nach dieser Zuhörerschaft gar nicht mehr zweifelhaft seyn, in welchem Sinne Görres seine Vorträge halten würde. Er schilderte die Zeit Ludwigs XIV., von wo er, durch die Eingriffe in die Rechte des Adels und der Geistlichkeit, durch den Aufschwung, den die Wissenschaften nahmen, durch den eigenmächtigen Weg, den sie einschlugen, und sich gänzlich von der Kirche trennten, mit der sie bis dahin so innig verbunden waren, die Uranfänge der großen, gesellschaftlichen Zerrüttung datirte, als deren Folge die französische Revolution anzusehen ist. Er schien zerstreut zu seyn, der Fluß seiner Rede wurde manchmal gehemmt, er wiederholte ein und das andere Wort, oder ein Ausdruck stand ihm nicht sogleich zu Gebote. Dieß Collegium ging ohne Lachen vorüber, erregte aber auch bei Weitem jenes Interesse nicht, welches die Mystik hervorgerufen hatte. In der äußern Haltung waren die Vorträge ganz gleich, und so sehr sich das Schauerlich-Mystische, das Befremdende, Einschläfernde und Geheimnißvolle zu der Erzählung von dem Leben des heiligen Ambrosius schickte, so widerwärtig muß es scheinen, wenn in dieser Weise die Gräuel der Septembertage, Charactere wie Mirabeau und Egalité, Danton und Robespierre geschildert werden sollen. Und wie wird dieß Alles geschildert werden? — Welche

Revolutionsgeschichte würde dieser Mann liefern können, und was liefert er jetzt? —

Es ist betrübend einen bedeutenden Mann so verkümmern zu sehen; Görres erschien mir wie ein mächtiger Stamm, dessen Zweige nur noch wenige Blätter treiben, und kargen Schatten einer dummen Brut gewähren, die auf der Erde herumkrabbelnd, sich dessen kraftlos freuen.

Der Eremit von Gauting.

Ich war, mit vielen meiner Freunde, geneigt, die „Adresse der Einwohner von Gauting“ für den Scherz eines müßigen Kopfes zu halten. Bei meiner Ankunft in München erfuhr ich, daß es zwar Ernst damit gemeint gewesen sey, doch eine Art von Ernst, die dem Scherze gerade die unterhaltendste Seite, ganz wider Willen, abborgt, mit einem Worte: eine Lächerlichkeit voll guten Willens, warmen Eifers, aufrichtiger Gesinnung und ehrbaren Wesens.

Dieses Gauting ist nämlich eine Colonie, eine Niederlassung in einer sumpfigen, unbewohnten Gegend bei München, von vielleicht 10 Bauern und darüber. Der alte Freiherr von Hallberg ist ihr Gründer, und er hatte dabei nichts Geringeres im Sinne, als der Auswanderungssucht nach Amerika zu steuern. Als der Liberalismus sich furchtbar zu erheben begann, glaubte er im Namen seines „Neu-Columbiens,“ dem Könige von Baiern Treue und jede Hülfe versichern zu müssen. Die öffentlichen Blätter gaben diese Adresse. Er selbst nennt sich einen Eremiten.

Ich war eben nicht begierig darauf, seine Bekanntschaft zu machen, obgleich man mir sagte, daß er einen langen Bart trüge. Es ist eine altmodische Grille, durch so etwas heutzutage ein Aufsehen machen zu wollen. Der Verfasser der Gautinger Adresse würde viel mehr als Elegant nach dem letzten Pariser Journal die Augen auf sich ziehen. Die Männer aller Parteien, die störrigsten Republikaner, und die feurigsten Anhänger der Monarchie, tragen sich wie es die Mode fordert; der frechste Plebejer, wie der stolzeste Aristokrat, haben Pantalons und Fracks an, Cravatten und ein geschorenes Kinn. Der Vicomte von Chateaubriand und der Redacteur der Tribune zeichnen sich im Aeußern nicht von einander aus; die Zeit der Ohnehosenmänner ist vorbei, und die Anhänger des Königthums dürfen sich daher keine Bärte mehr wachsen lassen. „Bang machen, gilt nicht!“ heißt es in dem bekannten Kinderspiele.

Man betrachte einmal so manchen Anhänger von Heinrich dem fünften, der sich wirklich einbildet, daß Frankreich dem Knaben noch eigenthümlich zugehöre, weil Heinrich der dritte, Carl der neunte und Ludwig der fünfzehnte es einmal zu eigen hatten; schickte sich für irgend Jemand ein abenteuerliches Costüm, so wäre es gewiß für diesen. Aber er erscheint, ganz im Gegentheile, so wenig phantastisch als altmodisch, und bei seiner Toilette bedient er sich aller jener luxuriösen Vortheile, welche die neueste Zeit, trotz Emeuten und Volkssouverainität, in Frankreich entstehen sah. Die-

sen schönbehaarten Kopf bietet er den Streichen der Gegenpartei dar, das mit vier Knöpfen verschlossene Hemde deckt das treuste Herz, das nur für die Lilien schlägt, und mit diesen weiß glacirten Händen ist er bereit, den wahren, ächten Sproß wieder in das angestammte Erbe einzusetzen. L'homme à la barbe, der närrische Duclos geht unbeachtet in Paris vorüber, wie ein Gespenst am Tage, man belacht ihn nicht einmal mehr; aber der kleine, glattgeschorene Börne, im knappen, feintuchenen Kleide, mit den Handschuhen und der Canne von Eisenholz, schreibt Briefe, vor denen sich die deutschen Gränzen schließen, und die dennoch, gleich der Cholera, aller Contumazlinien spotten.—

Ich saß an einem kühlen Herbstmorgen in einem Caffeehause, unweit des Thores, als vom Lande her ein Fuhrwerk und einige Reiter sich der Stadt näherten, die meine Blicke auf sich zogen. Voran ritten zwei Männer mit großen Schnurrbärten und langen Zipfelmützen, die bewaffnet waren, dann kam ein sogenannter Wurstwagen, von einem wohlbeleibten Frauenzimmer kutschiert, das einen großen, breiträndigen Strohhut auf hatte, und in dessen Fond ein Mann saß, der sich bis an die Augen in einen russischen Pelz hüllte; den Beschluß machten zwei andere, nach Art der Ersten, bewaffnete Diener.

Die Gleichgültigkeit, womit die Leute im Caffeehause diese Erscheinung hinnahmen, zeigte mir deutlich, daß sie nicht zu den seltensten gehören mußte. Die Wurst hielt vor der Thür; der eingehüllte Mann warf

seinen Pelz ab, rief der fortkutschierenden Frau einige Worte zu, und trat dann in das Caffeehaus. Ich hatte den Eremit von Gauting, nebst der Frau Eremitin, von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Es war ein ziemlich großgewachsener Mann, dem Anscheine nach schon hoch in Jahren. Sein Gesicht war blaßgelblich und reich an Runzeln; den Untertheil desselben bedeckte ein langer, weißer Bart. Die Augen hatten einen Ausdruck von Schlauheit und Heiterkeit zugleich, und guckten scharf unter der weiten, bauschigen Sammtmütze hervor, die über beiden Ohren hing. Ein kurzer, zusammengehäkelter, enger Rock, von schwarzem Sammt, bedeckte den magern Leib; ein Stück von rothem Zeuge schlang sich um den Bauch, und auf der Brust paradirte ein ungeheurer Stern, in Gold und bunter Seide, jedoch verwittert und schmutzig. Die untern Beine, bis zu den Knieen, klapperdürr und steif, bedeckten rothe, juchtene, anliegende Zugstiefel, die den unausstehlichsten Gestank verbreiteten.

Der Mann zündete sogleich seine Pfeife an, und ging mit einer Würde, die er von seinem Anzuge zu entlehnen schien, im Saale auf und ab. Da Niemand ihn anredete, so ergriff er endlich das Wort, und fing an, von der griechischen Werbung zu sprechen, die damals eben ihren Anfang nahm. Ein Mann in mitteln Jahren, der den Eremiten schon seit seinem Eintritte mit sanften, liebevollen Augen betrachtet hatte, näherte sich ihm jetzt voll der freundlichsten Höflichkeit, und gab sich ihm als einen ganz frischen königlich-grie-

chischen Corporal, ehemaligen preußischen Landwehr-Lieutenant und Redacteur einer literarischen Zeitschrift in Hinterpommern zu erkennen, der Alles verlassen hatte, um das Vaterland Homers zu sehen, und dabei einige interessante Correspondenz-Berichte für sein Blatt selbst besorgen zu können. Er erkundigte sich mit vieler Theilnahme, ob es denn wahr wäre, daß die deutsche Schauspieler-Gesellschaft für Odessa und Nauplia, oder vielmehr für die Küsten des schwarzen und griechischen Meeres, unter der Direction des bekannten deutschen Mimen Nolte, dessen Aufforderung in den Blättern er bereits in seinem Blatte nachgedruckt, von dem Grafen Armansperg Reisegeld und Unterstützung erhalten würde? Er glaubte es nicht verhehlen zu dürfen, daß hievon für die deutsche Bühnenkunst nur Erfreuliches zu erwarten sey, und daß er selbst gedenke, ein Manuscript, welches er zu diesem Ende mit sich führe, unter dem Titel: „Bürger Nettelbeck oder Colberg's Befreiung," auf dem königlich-griechisch-deutschen Hoftheater in Nauplia später einmal aufführen zu lassen, wenn die deutsche Sprache erst mehr Eingang in Hellas gefunden haben würde. Er fügte die Versicherung bei, daß sein Stück unter der Direction eines Herrn Pasewalk bereits in Stargard mit großem Beifall aufgeführt worden sey, in Colberg selbst aber, einiger freien Stellen wegen, welche die Familie des dirigirenden Bürgermeisters angingen, und die er um keinen Preis habe streichen wollen, die Erlaubniß zur Darstellung nicht erhalten habe. „Mag's immer-

hin seyn," fügte er heiter hinzu, „habe ich die Genugthuung, daß es in Nauplia gegeben wird, so gebe ich in meinem Blatte eine Theaterkritik darüber, und die Colberger mögen sich ärgern, so viel sie wollen; denn dort streich' ich nicht ein Jota. Es ist übrigens voll Patriotismus, und die Hellenen mögen daraus entnehmen, wie wir Pommern unsern Monarchen lieben. In Jahresfrist erscheint es im Drucke, und geht Alles so, wie ich mir's denke, so wird meine Zeitschrift künftig das Epitheton: für Pommern und Hellas, auf dem Titel führen."

Des Eremiten Miene nahm während dieser Herzensergießung des Corporals bald diesen bald jenen Ausdruck an. Der patriotische Eifer des Mannes schien ihm zu gefallen, jedoch das Mittel zum Zweck, das Theater ganz und gar unbehaglich zu erscheinen. Er tadelte sogar des Mannes Beginnen, der sich ihm als einen Edelmann zu erkennen gegeben hatte, in die Reihen der besoldeten Krieger getreten zu seyn. Er habe einen großartigern, zeitgemäßern Plan gefaßt, und dieserhalb auch den Aufruf in den gelesensten und vornehmsten Münchener Blättern abdrucken lassen. Der Corporal beklagte sehr, daß in ganz Hinterpommern kein Exemplar davon hinkäme, und bat sich den Inhalt des Aufrufs aus. Der Eremit erklärte nun, daß er selbst bereit sey, in seinen hohen Jahren, an der Spitze einer Schaar deutscher Edelleute nach Griechenland zu ziehen, welche die Leib- und Ehrenwacht des jungen Königs bilden sollten. Solchen Geleits hätten sich die

blonden Normanenherzoge erfreut, da sie Sicilien unterjochten, und solches Geleit sey stets ehrenwerth und nützlich gewesen, und schicke sich wohl für den jungen bajuvarischen Fürsten, aus dem Stamme der Wittelsbacher.

Der Corporal war im ersten Augenblicke ganz begeistert, und kramte sogleich wieder sehr gründliche dramaturgische Wissenschaft aus. Er sprach von einem eigenen Costume, von Fähnchen, von Knappen. „Jeder müsse dann auch seine Farben haben, und die seinigen wären psittichgrün und dottergelb,“ rief er jubilirend, dann aber sann er ein Weilchen nach, und meinte sehr ernsthaft, die Griechen könnten solch adelich Thun denn doch wohl mißdeuten, und es würde nur ihre Eifersucht erregen, da sie ja selbst den jungen König sich erwählt und in ihr Land geleitet hätten. —

Hier trat ein Freund auf mich zu, der mich lächelnd fragte: ob der Schwank mich ergötze? Ich gestand ihm, daß ich gerade genug daran habe. Er aber versicherte, daß der Eremit ein wohlunterrichteter, erfahrener und weitgereis'ter Mann sey, der sehr unterhaltend seyn könne, wenn er wollte, ohne zu solchen baroken Geschichten, wie die gegenwärtige, seine Zuflucht zu nehmen. Der jüngere Mann, in der vernünftigen Uniform, sey viel offenbarer ein Narr, als der Eremit in der närrischen Tracht. Er sey ein tüchtiger Landmann, und seine Colonie von Gauting wäre nicht ohne Verdienst. Einige andere Bekannte hatten sich noch eingefunden, und wir sprachen noch immer

von dem Eremiten, als er schon längst fortgegangen war. Der Eine wußte dieß, der Andere das von ihm. Ein fremder Virtuose erzählte, daß er ihn einst in Stockholm angetroffen habe, in Begleitung seiner Frau, die männliche Kleider damals tragen mußte. Er gab sie für einen ihn begleitenden Knaben aus, und die Sache hätte nicht das geringste Aufsehen gemacht, wenn die arme Frau nicht ihrer Entbindung nahe gekommen wäre, und sonach der possierliche Knabe einen enormen Umfang gewonnen hätte. Der Freiherr ward gezwungen, seine Frau weiblich zu kleiden, und mußte die Stadt verlassen. — Von seinen schriftstellerischen Versuchen wurden auch mehrere sehr spaßhafte mitgetheilt. Einmal behauptete er: Göthe habe sich oft mit fremden Federn geschmückt, und namentlich Voltaire bestohlen. Als Beleg theilte er eine Stelle aus einem göthischen Trauerspiel mit, und fügte die Voltaire'schen Verse bei, die den Sinn wörtlich enthielten. Er sagte aber nicht, daß das Trauerspiel Mahomet heiße. Da der Eremit unter gewissen Leuten einen Anhang besitzt, Göthe aber in München nicht eben zu den beliebten Schriftstellern gezählt werden darf, so kann man sich denken, welchen Stoß jene Behauptung vollends seiner Reputation gegeben, und welch' ein Glück es ist, daß Doctor Eckermann in Weimar, Negele's Volksfreund aus dem „Fingergäß'l" nicht zu Gesichte bekommt. Sicher ist es aber doch, daß Viele in München nun den verstorbenen Dichter Göthe, der sich nicht einmal mehr gegen den Angriff vertheidigen kann, für einen gemei-

nen Plagiarius halten, nun Andere, die von literarischer Piraterei in dieser Stadt leben, sich brüstend, ausrufen: „Warum nicht? that es ja Göthe auch, den sie immer so hoch über uns erheben wollen, da draußen!“ —

Dieß ist jedenfalls das Erheblichste, was die Feder des Eremiten bis jetzt bewirkt hat. — Man sagte mir, es sey der Mühe werth, einmal die Kolonie Hallbergmoos bei Gauting zu besuchen, ich habe mich aber nicht sehr dazu hingezogen gefühlt, obgleich der Eremit selbst durch öffentliche Aufforderungen dahin einlädt. Das Letztemal sah ich ihn in der Glyptothek, in Marmor nämlich. Im Saale der Modernen, wo Iffland, Pfeffel und Andere, eine bunte Gesellschaft bilden, zog ein alter, bärtiger Kopf meine Aufmerksamkeit an. Ich trete hinzu und lese: Freiherr von Hallberg-Broich. Da er hier nicht rauchte und auch die juchtenen Stiefel nicht dabei waren, so blieb ich eine Weile vor dem Kopfe stehen, ohne belästigt zu werden, fand aber nichts besonderes Merkwürdiges daran, als den Bart, der sehr schön in dem Marmor ausgearbeitet war.

Junge Griechen.

Jüngst hatten wir heftiges Schneegestöber; der Wind kam aus Süden; er brachte uns den Grabeshauch der Eisberge und Klüfte; Sturm heulte über das weite Kieselfeld, das die Stadt, gen Norden und Westen umgibt; der Tod hatte sein Panier aufgesteckt, überall wurden Medicinflaschen getragen, und die Wagen der Aerzte fuhren von Haus zu Haus.

Auch ich fühlte mich unwohl und traurig. Dieser rauhe, tödtliche Winter im südlichsten Winkel unsers Vaterlandes, hat etwas überaus Unangenehmes. Wäre er so in Schweden oder Rußland, kein lebendes Wesen könnte ihn während sieben Monaten ertragen.

Ich war in den englischen Garten gerathen. Möwen von den nahen großen Landseeen erfüllten mit ihrem widrigen Schrillen die Luft, und umflatterten die Isararme, welche durch den Park fließen. Ich setzte mich nachdenkend an den kleinen Wasserfall, der sonst ganz malerisch über einige groteskgeformte Steinklumpen herabbraus'te. Im vorigen Jahre, als die Wasserpartien gereinigt und abgelassen wurden, haben die Arbeiter auch den Wasserfall, nach ihrer Meinung, in

Ordnung gebracht und aufgeräumt. Die großen Steine liegen nun zu beiden Seiten des Bettes, symmetrisch aneinander gereiht, und das Wasser stürzt sich über das Holzgerüste, das unverkleidet sich den Augen zeigt, wie ein Wehr herunter.

Meine Aufmerksamkeit wurde nach einem Jünglinge gelenkt, der unweit von mir saß, ohne mich zu bemerken, und ein Lied, wie eine Klage, in einer fremden Sprache, mit tönender Stimme vor sich hinsang. Seine Kleidung war die Europäische. Sie war dick mit Schneeflocken bestreut. Er mochte wohl schon lange hier gesessen haben.

Armer Jüngling, dachte ich, da bist Du nun, von den Deinen losgerissen, aus Deinem schönen Vaterlande hieher geschleudert, an meinen aufgeräumten Wasserfall, und singst Dein warmes, vaterländisches Lied in das Geschrill der Möwen, die ihre Nester haben am Starnberger- und Ammersee, wo sie Renken und Amäuler fressen, und nach Neu-Athen fliegen, wenn sie singen wollen nach ihrer Weise. Auch Du hast Dein Nest an irgend einem Felsen der griechischen Meere hängen, und sitzest nun hier und singst und wirst beschneit. Wie verwundert warst Du nicht, wie die erste Schneeflocke Deine Haut berührte in dem Lande der Civilisation? Wie plump schrittest Du einher, als Du zum ersten Male europäische Kleidung angelegt hattest? Unsere närrische Tracht, die wir schön finden! Wie leicht bewegtest Du Dich sonst in den weiten, faltigen, malerischen Kleidern! Sie

sind dem Lande so angemessen, und nun sollen sie verbannt werden? Die Civilisation beginnt mit der Kleiderordnung; das war auch Peter des Großen Grundsatz. Haben wir seit der Zeit nichts Neues gelernt? Die griechischen Truppen, die hier so blank und stattlich geputzt ausmarschirten, können in ihrem neuen Vaterlande nichts von der Herrlichkeit brauchen. Sie ziehen in Zwillichkitteln und Mützen auf die Wache, der großen Hitze wegen. Kaskelts mit dicken Wulsten von Roßhaaren, Schacko's und Schapka's unter dem jonischen Himmel! — Das war vorauszusehen.

Armer Jüngling, gedulde Dich nur ein wenig, und Du sollst der Gnade der Civilisation bald theilhaft werden. Zuerst lerne unsere Sprache. Sie ist zwar rauher und unbequemer als die Deine, und glücklich Der, dem sie angeboren ist; aber mit Geduld und Kraft wirst auch Du schon dahin gelangen. Dann kannst Du unsere Bücher lesen und unsere Tageblätter; welch' ein Glück für Dich, diese Erfindungen kennen zu lernen, und sie in Dein Vaterland zu verpflanzen! Du saßest sonst auf den Trümmern des Parthenons und konntest Deiner großen Vorzeit denken; hier hast Du ganz neue Marmortempelchen, wobei wir gar nichts denken können, die Dir aber in's Gedächtniß rufen mögen, was Dein Volk einst war. Jeder Stein in Deinem Vaterlande spricht zu Dir; was willst Du hier, wo Du nichts lernen wirst; eine unverständliche Geschichte dehnt sich hinter Dir aus,

und vor Deinem Blicke breitet sich eine zerklüftete, zerspaltene Fernsicht, die nichts Tröstendes bietet, und die wir Dir nicht deuten können, da sie uns selbst noch ein Räthsel ist. —

Was willst Du von uns lernen? Du bist gewandt in vielen Sprachen, und wir selbst könnten darin von Dir lernen. Du sprichst türkisch, armenisch, italienisch, dalmatinisch, walachisch. Du bist weit herumgekommen, Du kennst die großen Märkte des Orients, den Handel und Wandel; Dein schlauer Blick zeigt mir, daß Du den feinsten Gegner nicht fürchtest, und Deine Waare gut an den Mann zu bringen verstehst. Das sollst Du Dir nun abgewöhnen. Ihr seyd ein handeltreibend Volk, das an den Küsten umherschiffte; Ihr triebt Caperei! Ei, das schickt sich nicht! Das müßt Ihr bleiben lassen; hübsch artig seyn. Es ist zwar bei uns auch einmal gewesen, daß wir Caperbriefe ertheilten, und „vieux Corsaire“ kein Schimpfwort war; aber das ist schon lange, sehr lange her, wohl schon zehn Jahre und darüber.

Ihr erhaltet nun auch ein Reichsarchiv, und unsere Archivarien sollen hingeschickt werden, um es Euch in Ordnung zu halten. Euere alten Reichsarchive, aus den schönen Zeiten Griechenlands, sind ohne das durch Jahrtausende auf die Nachwelt gekommen. Für das neue Griechenland aber muß ein gewisserer Weg eingeschlagen werden.

Dankt Euern Vätern, daß sie Euch hieher sandten! Ihr lernt hier das Bier trinken, das Euere

neuen Landsleute jetzt nach Griechenland verpflanzen, und ohne welches sie nicht leben können, dann kannst auch Du, singender, beschneiter Jüngling am Wasserfall, einst in dem ersten griechischen Bierhause in Athen oder Sparta, mit einem Uhlan aus Ingolstadt Brüderschaft trinken, denn Du weißt, was im civilisirten Deutschland Sitte ist, und sich schickt. Und triffst Du in Deinem Vaterlande einen deutschen Freiwilligen, so kannst Du mit ihm von Schelling sprechen und von der Landbötin, von Robert dem Teufel und dem Bock, von Saphir und dem Theaterintendanten, denn das kannst Du Alles jetzt, seitdem Du civilisirt bist. —

Aber zu Deinem alten Mutterohm gehe nicht; in die Berge gehe nicht, dort haus't der alte Klephte noch, mit den buschigen Brauen und dem wilden Barte. Da sitzt er mit seiner schönen, jungen Brut, den schlanken, muthigen Jünglingen und den feurigen, schönen Mädchen. Sie lauern hinter den Felsen und haben langröhrige, ganz uncivilisirte Flinten. Gehe nicht zu ihnen, sie lachen Dich barbarisch aus, weil Du den Frack mitbrachtest aus Neu-Athen, und sind mißtrauisch gegen Dich, weil sie glauben, Du könntest ihnen ihre alte, wilde, geliebte Freiheit rauben wollen! — —

Eine Schaar kleiner Griechen trabte durch den Park auf uns zu. Sie waren noch in ihre Nationaltracht gekleidet. Sie hauchten in die kleinen, blaugefrorenen Händchen, und zitterten mit fröhlichen Gesichtern. Einige Alte, die sie begleiteten, sahen aber sehr niedergebeugt und grämlich aus. Es waren die

Waisen gefallener Griechenhelden, mit ihren Begleitern, die hier in dem königlichen Institute erzogen werden.

Mein singender Jüngling stand nun schweigend auf, und schloß sich ihnen an. Ich blickte ihnen lange nach, wie sie so im frischgefallenen Schnee forttrippelten. Ein Paar von der griechischen Garde ging ganz nahe an ihnen vorüber, aber die Kleinen hatten keine Ahnung davon. —

Alte Erinnerungen.

Manches hatte sich in den zehn Jahren, die ich von München abwesend war, verändert. Damals zählte man die Maler und Bildhauer noch nicht nach dem Hundert, stieß uns hin und wieder Einer auf, so war es eine erhebliche Erscheinung. Sie waren damals auch noch nicht an bestimmten Plätzen zu finden; die Gerüste waren noch nicht gebaut, auf denen sie jetzt gemächlich herumklettern; oft waren sie in engen Gäßchen, wie verloren, und hatten dort nicht Licht noch Luft, auch sogar kein Brod.

Einst gehe ich durch ein solches; wohnt dort ein armer Italiener, der in Gyps arbeitet, ein ziemlich geschickter Mann, den ich wohl kannte. Ich wollte längst eine Büste Göthe's haben, steige vier Treppen zum Meister hinan, um sie zu begehren. „Wer fragt hier nach dergleichen?“ spricht seufzend der Mann, „eine Büste Göthe's kann ich Ihnen nicht liefern; sie müßte denn erst nach dem Bilde modellirt werden.“ Das wäre er wohl im Stande gewesen, denn ich hatte in einer andern Stadt Proben seiner nicht gewöhnli=

chen Geschicklichkeit gesehen, allein hier in München war sein Studium gefüllt mit kleinen Engelsfiguren, grünen Papageien, nickenden Mönchen und heiligen Sachen; das Meiste war angestrichen. Ich wandte mich bedauernd zum Gehen, da fällt mir ein pfeifender, kleiner Kerl auf, der gar zierlich aus schwarzem Wachs eine feine Figur hervorknetet. Er hat ein breites, stark gerunzeltes Gesicht, schwarze Haare, die in's Graue übergehen, und blinzelnde Triefaugen; gewiß kein einnehmendes Aeußere. Was aber die plumpen Hände schufen, das Wachs, wie es unter den Nägeln der breiten Finger hervorgeht, zeigt so liebliche Form; schwillt und lebt, daß ich bewundernd zuschaue, und nicht weiß, wie mein italienischer Meister zu solch' kunstfertigem Gesellen gelangt ist.

„Er arbeitet für sich selbst," antwortet er mir auf meine Frage, „und dient mir nicht als Gesell. Da er nicht viel verdient, so ist ihm das Dachkämmerchen gut genug, das ich ihm zum Schlafen einräumen kann, und dieser Winkel am Ofen ist sein Studium. Es ist der Christen aus Bern."

Das war ein Anderes; der Berner Christen war mir seit lange schon durch Göthe bekannt, und ich freuete mich nun recht herzlich über den Zufall, der mich ihn hatte finden lassen. Die Figur, die er vorhatte, sollte einen Blumenkorb tragen, und war eine von jenen weichen, zierlichen, leichten, wie man sie von ihm kennt. Er wollte sie in Silber gießen, um sie dann dem Herzoge von Leuchtenberg anzubieten, der

einige Figürchen in Marmor bereits von ihm gekauft hatte. Seine Sachen waren die Lieblichkeit selbst; es läßt sich nichts Graziöseres denken. Der Herzog von Leuchtenberg war sein Schutz und Schirm, auf ihn bauete er seine ganze Hoffnung, denn sein anfänglicher Erwerbzweig, die Gesichter der Leute in Alabaster zu schneiden, und dann auf dunkeln Grund zu setzen, und mit Rahmen und Glas zu umgeben, war ganz in's Stocken gerathen, obgleich er diese Arbeiten sehr künstlich zu schaffen wußte. Die Schweiz hatte er der Bigotterie und eines schlimmen Weibes wegen verlassen, und zog jetzt als alternder Mann kümmerlich durch die Welt. Unsere Freundschaft war bald geschlossen und wir gingen von nun an viel spazieren. Es war mir interessant, ihn zu sehen, wenn er einen schönen Nacken, einen schönen Arm bemerkte und nun Alles aufbot, ihn zu modelliren; wie er dann sich anschickte, sein Wachs hervorholte, seine Hölzchen; und zu kneten und zu formen anfing, und mit den kleinen Augen blinzelte und dazu pfiff, und immer ernster und mürrischer aussah, je tiefer er in die Schönheit eindrang, und je lieblicher sie sich unter seinen Fingern hervorhob. Seine Blumenträgerin war herrlich gelungen, und ein reicher Silberschmied lieferte ihm das Metall zu hohem Preise, zum Gusse in seinem Hause, wie es sich von selbst versteht. Ich sah die Figur in Silber; sie würde eine fürstliche Tafel als Aufsatz wohl geziert haben. Ich machte ihm Hoffnung zu einem vortheilhaften Verkauf, und er selbst zweifelte nicht

daran, denn er that wie verliebt mit seinem Werke, sah es stundenlang an und lächelte in sich hinein. So trieb er's viele Tage, er schien sich nicht mehr davon trennen zu können, und mehr als einmal fiel mir René Cardillac dabei ein. Eines Morgens entschließt er sich endlich, es zum Herzoge hinzutragen. Mittags sucht er mich auf, seine Miene ist nicht mehr so zuversichtlich. Der Herzog sey krank, sagt er mir, man habe indeß die Figur behalten, und er solle in acht Tagen nachfragen. Den fünften Tag war Eugen Napoleon gestorben; Christen's Blumenträgerin blieb unverkauft, und der wackere Meister Goldschmied ließ sich Schmelztiegel, Kohlen und den Gebrauch seiner Utensilien, sowie den Schmelzabgang tüchtig bezahlen, erklärte Christen's kleines Meisterwerk für sein Eigenthum, obgleich es nur das Silber daran war, und warf es vor unsern sehenden Augen in den Tiegel, um Löffel daraus zu machen.

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! — Mein armer Christen wurde fast schwermüthig darüber, ich vermochte ihn nicht mehr aufzurichten. An einem schönen Tage, wie ich ihn abholen wollte, war er verschwunden; er ist mir seitdem nicht wiedervorgekommen, wohl aber Werke von ihm. Auch der König von Baiern besitzt einige ganz allerliebste, die ich sah.

Ich glaube nicht, daß es dem Berner Christen, wie man ihn gewöhnlich in der Kunstwelt nennt, heutzutage besonders günstiger in München gehen würde;

es dürfte ihm sogar der Gönner fehlen, wie es ihm der Herzog von Leuchtenberg einst gewesen war. —

In die französische Restauration, bei Lorette, die jetzt nicht mehr existirt, kam ein alter, großer Mann, Abends zum Essen, und ich merkte bald aus seiner Unterhaltung, daß ich einen Künstler vor mir hatte. Er war, wie er erzählte, mit Göthe in Rom ziemlich vertraut gewesen, und kannte und wußte viel von Fernow, Rumohr und Andern zu berichten. Er wollte ein Werk herausgeben, welches über Raphael's Leben die interessantesten Aufschlüsse enthalten sollte, und wozu er die wichtigsten Materialien, in Rom gesammelt zu haben vorgab. Dieser Mann war Friedrich Rehberg, der funfzig Jahre seines Lebens in Rom zugebracht hatte. Alles war ihm in Deutschland fremd geworden, und er fragte zuweilen über ganz bekannte Gegenstände, wie ein Ausländer. Ich besuchte ihn damals oft, und fand ihn in Arbeit vergraben, dennoch ist, außer einigen Kleinigkeiten, nichts von dem Versprochenen bis jetzt an's Licht getreten. Bei meiner Zurückkunft sah ich ihn als hinfälligen Greis, gebeugt und schwach, bei schönem Sonnenschein, sich unter blühenden Bäumen auf eine recht erbarmungswürdige Weise, fortschleppen. Ich grüßte ihn, er kannte mich nicht mehr. — Diese Leute, die mich der Zufall finden ließ, lebten gänzlich unbeachtet in München; dafür aber konnte man einige stehende Figuren finden, die überall gesehen, überall gekannt waren. Nimmt man Saphir aus, so war nichts dieser Art mehr in München anzu-

treffen, und selbst Saphir war nicht so allgemein bekannt, daß nicht hin und wieder eine Schildwache, im Zwielichte, von einer gewissen Aehnlichkeit überrascht, vor ihm das Gewehr präsentirte hätte.

Es lebte sonst ein alter, dicker, schmutziger Mensch in München, mit stets salbaderndem, wässerigem Munde, großer Tabacksnase, und krausen, weißen Haaren, der sich Professor Wilhelmi nennen ließ, und eine russische Pension zu verzehren hatte. Dessenungeachtet war er oft hungrig und man wußte von ihm, daß er einer Wette zufolge, den Speisezettel eines Caffeehauses en vogue, herunter und herauf der Reihe nach durchmachte, d. h. eine Portion nach der Andern verzehrte, und zwar doppelt. Sonst wußte man weder was ihm die russische Pension zugezogen hatte, noch woher sich sein Professortitel schreibe, und da seine Unwissenheit notorisch war, so glaubte der Komiker Carl ihm einst auf dem Theater einen Dienst zu erweisen, indem er ihn als „Professor der unentdeckten Wissenschaften“ proclamirte. Diesen Titel behielt er hinfort, sein ganzes Leben hindurch, und er nahm es nicht übel, sich so nennen zu hören. Ueberall war er zu finden, und obgleich man ihn nur ungern sah, so schien doch etwas zu fehlen, wenn das häßliche Gesicht nicht da war. Ich liebe solche stadtkundige Carricaturen, und die eleganteste Gesellschaft, wie sie damals noch in Surenne zu finden war, verschimpfirte mir nicht Wilhelmi's schmutzige Erscheinung. Seine Anrede war gewöhnlich: „Guter Mensch!“ dann kamen einige abgedroschene Ge-

meinplätze von Höflichkeit, dann ging er auf's Essen über. Sein Mund wurde dann wahrhaftig saftig; savoureux würde besser klingen. Er wußte die Chronique scandaleuse an den Fingern herzuzählen, und da er bedeutend log, gern schlemmte, und nicht sowohl selbst witzig war, als gut dazu diente, Anderer Witz zu erregen, so konnte er nicht unpassend mit Falstaff verglichen werden. Doch zeigte er von dessen edlerer Seite nicht ein Fünkchen; er war gemein durch und durch, und deßhalb wohl ein Studium für den Beobachter, aber nie als ein selbstständiges Kunstwerk hinzustellen. Carl versuchte es demnach, ihn auf das Theater zu bringen. Er hatte das bekannte Wiener Stück „der Geist auf der Bastei," in einen „Geist im Hofgarten" verwandelt, und nichts gespart, es mit entzückenden Feereien und possenhaften Lokalscherzen, von seiner eigenen Erfindung zu verbrämen. Er selbst erschien in der Maske des bekannten Sängers Fischer, welcher trotz seiner Force als Buffo, in ernsten Characteren, wo seine Gesangweise und sein Bauchbaß wirklich unausstehlich waren, in München nicht ansprach, und gab ihn so trefflich, daß der Applaus des Publicums nicht enden wollte. Das Gelingen dieses gewagten Streiches steigerte Carl's Muthwillen bis zur Ausgelassenheit, und das ihm gewogene Publicum schien mit ihm darin wetteifern zu wollen. Eine Scene war in dem Stücke, die mit besonderer Sorgfalt ausgestattet worden war: ein Geistercaffeehaus, das zuletzt in die Wolken sich erhebt, und zum Schnürboden aufschwebt. Hier kamen nun Geister von

jedem Caliber zusammen, um sich mit Billard und Karten, bei Caffee, Punsch und Limonade zu unterhalten. Ein alter Kerl hatte die stumme Rolle eines dieser Geister zu versehen. Carl sieht ihn und wie ein Blitz durchzuckt ihn eine Idee: „Sieht der Mensch nicht wie der Professor Wilhelmi aus?“ ruft er, und Alle finden es. Die krausen Haare, die Nase, Größe und Statur sind da, einige Nachhülfe durch Schminke und die Täuschung vom Theater mußte vollkommen seyn. Der Garderobier ist schon darüber her, das passende Costüm zusammenzusuchen, aber Carl will, um die Aehnlichkeit sicherer zu erlangen, daß Wilhelmi seine Kleider selbst hergebe: einen alten, gelblichten Mantel, mit mehren Krägen, und einen unförmlichen, abgegriffenen Hut, mit breitem Rande. Gleichviel, welcher Mensch in diesen Kleidern steckte, bei ihrem Anblicke würde Jeder im Publicum, Wilhelmi erkannt haben. Wie sie aber erhalten? das war die Frage. Carl wußte den Professor im Parterre, es war im Winter, kalt — Schnee, und er, im Frack, läßt unsern Mann im dicken Flausmantel herausrufen. „Ich habe einen Gang in die Nachbarschaft,“ sagte er zu ihm, „den ich ohne Aufsehen abthun will. Nehme ich aber Hut und Mantel, so wird es auf dem Theater bemerkt. Leihen Sie mir daher die Ihrigen.“ Dergleichen geheime Gänge waren bei Carl eben nichts seltenes, und Wilhelmi gibt ihm sogleich das Verlangte. Carl, indem er fortläuft, bittet ihn höflich, sich nach dem Stücke zu ihm auf das Theater zu bemühen, um die Sachen

in Empfang zu nehmen, und mit ihm zu soupiren. Wilhelmi eilt, freudiger Hoffnung voll, in's Parterre zurück, Carl auf anderm Wege auf die Bühne. Es ist die höchste Zeit; die Scene des Geistercaffeehauses hat begonnen, und unter einer passenden Musik fangen die Gäste an, sich zu versammeln. Dem Doppelgänger wird der Mantel umgehängt, der Hut aufgestülpt, und so schiebt man ihn zur Coulisse hinaus. Kaum erblickt ihn das Publicum, so entsteht ein Gelächter ohne Ende, man schreit und klatscht, denn Wilhelmi selbst ist es, der seinen ersten theatralischen Versuch vor den Münchnern wagt, die ihn so lange Jahre schon kennen. Der Beifall macht den Doppelgänger kühn, er geht — und ahmt Wilhelmi's Gang täuschend nach, jetzt steht er und nimmt eine Prise, jetzt nimmt er den Hut ab, und wischt sich den Schweiß, wie sein Urbild es gewöhnlich thut, mit demselben blauen Sacktuche, das in der Seitentasche des Mantels steckte. Nun sieht man erst das Gesicht; es ist der Professor der unentdeckten Wissenschaften, wie er leibt und lebt; das Publicum wird darüber närrisch vor Freuden. Aber im Parterre wird's unruhig. Der ächte Wilhelmi macht sich schnaubend durch die lachende Menge Platz, die — da sie ihn nun unten und oben zugleich erblickt — noch wüthender lacht — ganz zerstoßen erreicht er das Theater. Er ist außer sich, geifert furchtbar und will Carl zerreißen, wenn er ihn findet. Carl läßt sich aber erst nach der beendigten Vorstellung sehen, und nun wird Wilhelmi raisonnabler, und spricht nur vom Verklagen;

Jener lädt ihn aber auf eine ganze Suite von Nachtessen ein, und bestimmt vorhinein die Weinsorte, und der „gute Mensch“ nimmt Mantel und Hut, und läßt sich beschwichtigen. —

Jetzt ist Wilhelmi lange todt, und es ist Niemand da, der so gut zur Belustigung der Menge taugte, so wenig selbst dabei verlöre, und so bereitwillig seine Kleider dazu hergeliehen haben würde. Aber auch Carl fehlt! was jetzt einen gehässigen, boshaften Character annehmen würde, lieh bei ihm durchaus ein heit'res Licht, man lachte ohne Beimischung von Galle, es war ein buntes Nichts, das belustigte und zerplatzte, ohne irgend eine tiefere Wirkung zu hinterlassen. —

Eine andere interessante Figur hat München verloren, die noch lange sprichwörtlich im Volke leben wird, dieß ist: der Finessensepperl. Man hat seither mehrere Versuche gemacht, sein Andenken zu beleben, und ihn in's Volk wieder einzuführen, dieß ist aber ein ungeschicktes Beginnen gewesen. Leute, welche dieses unternahmen, kannten Den nicht, dessen Namen sie usurpirten. Der Finessensepperl war keine Erfindung, keine politische Carrikatur, kein Monsieur Mayeux, den man zu seinen bestimmten Zwecken brauchen kann und dem man Worte in den Mund legt, wie man sie selbst gern spräche; der Finessensepperl sprach nur Einerlei, und dieß war: „Grüß' di Gott, Nanni!“ Er hatte nur Ein Geschäft, das war: „Brieferln bestellen.“ Er war Postillon d'amour der Kell-

nerinnen, Köchinnen, und soll sich selbst manchmal höher verstiegen haben. Man sagt wenigstens, daß er bei solchen Commissionen die größte Geschicklichkeit stets an den Tag gelegt habe.

Von dieser Schlauheit, die er unter der Maske der Einfalt trefflich zu verstecken wußte, hatte er den Beinamen eben erhalten. Von Geburt war er ein Cretin; ein kleiner, schwächlicher, schiefbeiniger Kerl, mit einem ungeheuern Wackelkopfe und einem verrunzelten Altenweibergesichte. Eine Kappe hatte er über beide Ohren gezogen, daß man kein Haar sah, um den Hals trug er eine Kette mit einem Medaillon, und im Arme stets einen Topf, worin er Stückchen Brod und übriggebliebene Speisen zusammenbettelte. —

Dergleichen kommt nun nicht mehr in München auf. Ich glaube, daß die gute Polizei Schuld daran sey. Diese frohe, rasche Sinnlichkeit, die sich des Finessensepperls bediente, um Abends den Ersehnten zum Stelldichein zu laden, der ausgelassene Muthwille, wodurch Carl über sein Publicum herrschte, das eben so muthwillig, in alle Scherze einging und im Theater des Isarthors willig mitspielte, Alles dieß findet nicht mehr Statt. Es hat sich ein Ernst und eine Wichtigkeit in Alles geschlichen; man will einen Rang usurpiren, ohne Fähigkeit ihn zu behaupten; man hat ein Kleid angethan, von dem man Würde zu entleihen hofft, man weiß sich aber nicht darin zu benehmen. Nur scheu und im Finstern bricht manchmal die Lu-

stigkeit noch hervor; sie läßt sich auf verbotenen Wegen ertappen, und verfällt dann der Strafe. In der Christnacht, wenn die frommen Leute, vom wachen Gebet im Hause, zur Mette in die Kirche eilen, neben den alten Mütterchen mit den Laternchen, manch' blühende Dirne schreitet, vom beseligenden Aberglauben erhitzt, dann drängen sich von den Trinkgelagen lustige Gesellen herbei, die unter Gläserklang und Runda die zwölfte Stunde erwarteten, und nun, der Weihenacht zum Trotze, Buhlerei und Tobsucht walten lassen. Die alte Sitte, die Christnachtmette zu feiern, hätte, wie manches andere Alte wohl nicht wieder erweckt werden dürfen; hingegen so manches Neue sich nicht an die Stelle des schätzbarern Alten drängen sollen. —

Ich könnte noch mehr anführen, um zu zeigen, wie traurig der Ersatz sey, den München für Verlorenes erhielt. Wozu aber sollte dieß führen? Das Verlorene ist unwiderbringlich dahin; von dem Neuen wollen wir die Hoffnung hegen, daß es mit der Zeit an Bedeutung gewinne. Wir wollen nicht mehr rückwärts schauen; das Panorama verschwindet dort in Nebel und der Blick trübt sich. Wir versprachen ein Bild des Bestehenden, und haben so wenig davon noch enthüllt. Unsere Zögerung bringt indeß keine Gefahr; rasche Verwandelungen stehen nicht zu erwarten, und was wir gestern gesehen haben würden' sehen wir morgen und übermorgen eben so. —

Der Vorhang sinkt nun auf eine kurze Zeit, damit wir Zeit gewinnen, die Gruppen zu ordnen; unsere Marionetten sind bei der Hand! Hervor denn, Ihr Männer von Pinsel und Palette, die des neuen Mediçäers Stimme aus dem Nichts hervorrief; hervor Ihr Herren von der Feder, Ihr Doctorhüte voll Schmutz und Unrath, Ihr schlechten Spaßmacher, Ihr zotigen Gesellen, Ihr albernen Sittenprediger; hervor Ihr Puppen in Toga und Hannswurstjacke, voll Dünkel und Leerheit, die der Pöbel auspfeift, der Narr bewundert, und der Vornehme verachtet! Kommt heran, neue Kunst, Journalistik, Literatur, Theater, zeigt uns wie Ihr Euch breit machet in München, dessen Ruhm Ihr verherrlicht! —

Ich habe, wie ich mit Schrecken sehe, da wirklich einen etwas marktschreierischen Ton angenommen, und dabei ist zwar meine Stimme nicht heiser, aber meine Feder stumpf geworden.

Gedulden Sie sich daher nur einen Augenblick, mein Federmesser ist gut, und die Feder wird bald wieder zurecht geschnitten seyn, dann aber soll sich die Aussicht Ihnen öffnen, und Münchens neueste Herrlichkeit wird sich in möglichst treuen Zügen den Blicken darstellen.

Ende des ersten Theiles.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite.
Standpunct	5
Ueberblick	14
Der Bürger	22
Bier	47
Die Gesellschaft	54
Geschlossene Gesellschaften	82
Protzen	101
Nudeln	107
Die Schranne	113
Thal- und Sendlingergasse	121
Der Fasching	135
Fasten und stille Woche	153
Der Bock-Keller	160
Frohnleichnam	170
Staatsmänner	179
Der Herzog von Leuchtenberg	188
Das Bildniß	195

Die Residenz des Königs 202
Die letzte Gemälde-Ausstellung 218
Stiglmayer 230
Theater-Diplomatie 237
Görres und Andere 261
Der Eremit von Gauting 281
Junge Griechen 290
Alte Erinnerungen 296

Obermeier
Bucheinbände nach RAL RG
8303 Rottenb

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lewald, August,

Panorama von München

Bd.: 1

Stuttgart 1835

Bavar. 1659 sm-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10376075-1